This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

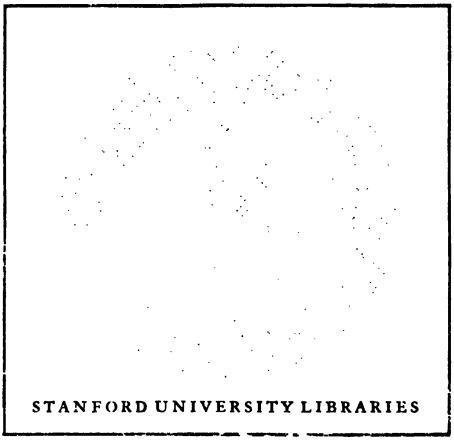
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

F 2.6464



Schreyvogel, Joseph

Biographie Schiller's

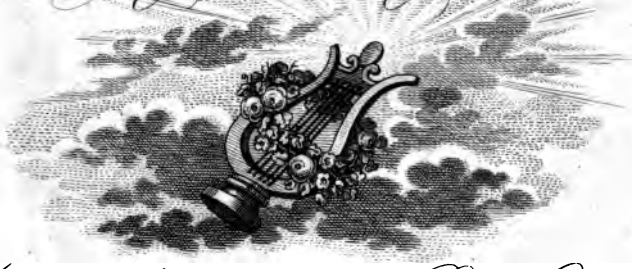
und

ANLEITUNG zur CRITIC seiner Werke,

von

J. K. S.

Zwey Abtheilungen.



Mit einem handschriftlichen Briefe Schiller's.

Wien und Leipzig,

bey Cath. Gräffer und Comp. Heinrich Gräff. 1810.

F 28464

PT 2482
S 32

Dem

Durchlauchtigſten Herrn

und Fürſten

Franz Joſeph,

Fürſten und Regierer des Hauſes

Lobkowitz,

Herzog zu Raudnitz, Ritter des goldenen Vließes, k. k. geheimer Rath und wirklicher Kämmerer ꝛc. ꝛc.

und den Verlegern die Ueberzeugung, daß gegenwärtiges Werk erst durch die ehrerbiethigste Widmung, womit sie es **Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht** vorlegen, seine eigentliche Würde erhalte, und daß sie sich glücklich schätzen, durch diese Weihung auch öffentlich, ein obwohl schwaches Merkmahl der durchdrungensten Ehrfurcht und Ergebenheit ablegen zu können, womit sie die Gnade haben dürfen zu geharren

Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht

Wien im April 1810.

unterthänigst gehorsamste

Cath. Gräffer und Comp.

Vorrede.

Für den größten Theil des Publicums, dem dieſes Buch zunächſt gewidmet iſt, bedarf es wohl keiner Vorrede. Der Titel verſpricht ihm Schillers Biographie und eine Anleitung zur Kritik ſeiner Werke, und dieſe erhält es auch wirklich. Da übrigens dieß Werk an Vollſtändigkeit und Reichthum ſich vor allen ähnlichen über denſelben Gegenſtand auszeichnet, ſo kann der Verleger es vollkommen ruhig und mit einiger Zuverſicht zuerſt den inländiſchen Freunden der Schillerſchen Muſe, deren Anzahl ſich als ſo groß bewieſen hat, dann aber gewiß auch den entfernteren anbiethen.

Wer dieſen Standpunct der Beurtheilung zu verlaſſen, und dieſe Schrift unter

einen andern Maßſtab zu ſtellen geneigt wäre, der laſſe ſich durch Seni im Wallenſtein erinnern;

„Mein Sohn! Nichts in der Welt iſt unbedeutend;
Das erſte aber und hauptſächlichſte
Bey allem ird'ſchen Ding iſt Ort und Stunde.“

Dieſe Rückſicht auf Zeit und Raum hat gemacht, daß die mit vieler Mühe zuſammengetragenen Materialen zur Biographie nicht ſo ſehr verarbeitet, überworfen und übertüncht wurden, als es die natürliche Abſicht eines Sammlers für ſolch einen Bau ſeyn muß. Indem er für die Zukunft einer genaueren Ausführung nicht entſagt, legt er dem Publicum zu einer Zeit, da er auf deſſen größere Theilnahme rechnen kann, einſtweilen die erſte Anlage vor.

Wenn ferner manches Mahl jemand die Quelle zu erkennen glaubt, aus der für dieſe Schrift ge-

ſchöpft wurde, ſo mag er immerhin dem Gedanken, der Nachricht, der Anſicht die Neuheit abſprechen, nur irre er ſich nicht durch Voreiligkeit über die Quelle ſelbſt, aus der das Bekannt-Scheinende herkommen kann. Man wird ſchwerlich einen Aufſatz über Schiller finden, der lauter Originalideen und Originalnachrichten enthielte. Wenn ich nun alſo auch aus nahen und aus bekannteren Quellen geſchöpft zu haben ſcheine, ſo geſchah dieß vielleicht gegen meinen Willen dadurch, daß ich bis zu den minder bekannten Urquellen hinaufgeſtiegen bin, und das Nähmliche für meinen Gebrauch abgeleitet habe, was früher auch ſchon Andern brauchbar geſchienen hatte.

Die Leſer der Biographie eines großen Mannes, kann man in zwey Claſſen abtheilen; in ſolche nähmlich, welche an dem großen Manne nur das Große, das an ſich Wichtige intereſſirt, und in ſolche, welchen auch das Minder-Wichtige in der Anſchauung des berühmten Genies theuer iſt. Auch auf Letz-

tere mußte beym ersten Theile dieser Schrift Rücksicht genommen werden. Die Kritik selbst ist nur für eine Art Leser abgefaßt, nähmlich für solche, die bey ihrer Verehrung der Schillerschen Werke sich zugleich über ihren Geschmack Rechenschaft geben, und durch die leise Herabstimmung eines vielleicht unbedingten Lobes zu einem bedingten, diesem erst den allgemein gültigen Charakter ertheilen wollen. Je nachdem nun das Urtheil über ein Werk Schillers mehr oder minder schwierig ist, findet auch der Leser eine kürzere oder längere Auseinandersetzung der Gründe, die sein Urtheil bestimmen sollen.

Wenn ich schon in dem zweyten Theile manche Lücke, ohne aus Andern weder Form noch Stoff zu entlehnen, selbst ganz ausfüllte, so mache ich doch vor dem Kunstrichter keine anderen Ansprüche, als die eines Redacteurs.

Im April 1810.

J. K. S.

I.

Biographie.

Man kann von der Entwickelung der Characters und Talente ſagen, daß ſie, wie die Fortſchreitung der Lava, ruckweiſe geſchehe. Nicht immer bewegt ſich leztere ſichtbar fort. Sie blähet ſich an dem erkaltenden Rande auf, und überſchreitet dann mit einem jäheren Falle ſich ſelbſt. Eben ſo bleibt der Menſch während beſtimmter Zeiträume in den Kreis gewiſſer Ideen und Beſtrebungen gebannt, den er immer dichter und dichter anzufüllen beſchäftiget iſt, bis er ihn ſprengt, und ſich nun eine geräumigere Begrenzung ſetzt; nur daß der Menſch ſich auch öfters umgekehrt wieder mehr zuſammen zieht, und ſeinen Kreis verkleinert, von welchem ſich beſchränkenden Bildungsgange wir am Ende von Schillers Leben vielleicht eine Spur finden werden.

Die Bemerkung dieſer ruckweiſen Ausdehnung und Zuſammenziehung des Kreiſes unſerer Thätigkeit gibt die natürlichſte Abtheilung unſerer Lebenszeit. Bey dem gewöhnlichen Menſchen werden dieſe natürlichen Epochen ſeiner Geſchichte nur von den weſentlichen Altersſtufen und einigen äußeren Zufällen und

einen andern Maßſtab zu ſtellen geneigt wäre, der laſſe ſich durch Seni im Wallenſtein erinnern;

„Mein Sohn! Nichts in der Welt iſt unbedeutend;
Das erſte aber und hauptſächlichſte
Bey allem ird'ſchen Ding iſt Ort und Stunde.“

Dieſe Rückſicht auf Zeit und Raum hat gemacht, daß die mit vieler Mühe zuſammengetragenen Materialen zur Biographie nicht ſo ſehr verarbeitet, überworfen und übertüncht wurden, als es die natürliche Abſicht eines Sammlers für ſolch einen Bau ſeyn muß. Indem er für die Zukunft einer genaueren Ausführung nicht entſagt, legt er dem Publicum zu einer Zeit, da er auf deſſen größere Theilnahme rechnen kann, einſtweilen die erſte Anlage vor.

Wenn ferner manches Mahl jemand die Quelle zu erkennen glaubt, aus der für dieſe Schrift ge-

ſchöpft wurde, ſo mag er immerhin dem Gedanken, der Nachricht, der Anſicht die Neuheit abſprechen, nur irre er ſich nicht durch Voreiligkeit über die Quelle ſelbſt, aus der das Bekannt-Scheinende herkommen kann. Man wird ſchwerlich einen Aufſatz über Schiller finden, der lauter Originalideen und Originalnachrichten enthielte. Wenn ich nun alſo auch aus nahen und aus bekannteren Quellen geſchöpft zu haben ſcheine, ſo geſchah dieß vielleicht gegen meinen Willen dadurch, daß ich bis zu den minder bekannten Urquellen hinaufgeſtiegen bin, und das Nähmliche für meinen Gebrauch abgeleitet habe, was früher auch ſchon Andern brauchbar geſchienen hatte.

Die Leſer der Biographie eines großen Mannes, kann man in zwey Claſſen abtheilen; in ſolche nähmlich, welche an dem großen Manne nur das Große, das an ſich Wichtige intereſſirt, und in ſolche, welchen auch das Minder-Wichtige in der Anſchauung des berühmten Genies theuer iſt. Auch auf Letz-

tere mußte beym erſten Theile dieſer Schrift Rückſicht genommen werden. Die Kritik ſelbſt iſt nur für eine Art Leſer abgefaßt, nähmlich für ſolche, die bey ihrer Verehrung der Schillerſchen Werke ſich zugleich über ihren Geſchmack Rechenſchaft geben, und durch die leiſe Herabſtimmung eines vielleicht unbedingten Lobes zu einem bedingten, dieſem erſt den allgemein gültigen Charakter ertheilen wollen. Je nachdem nun das Urtheil über ein Werk Schillers mehr oder minder ſchwierig iſt, findet auch der Leſer eine kürzere oder längere Auseinanderſetzung der Gründe, die ſein Urtheil beſtimmen ſollen.

Wenn ich ſchon in dem zweyten Theile manche Lücke, ohne aus Andern weder Form noch Stoff zu entlehnen, ſelbſt ganz ausfüllte, ſo mache ich doch vor dem Kunſtrichter keine anderen Anſprüche, als die eines Redacteurs.

Im April 1810.

J. K. S.

I.

Biographie.

veränderten Lagen gebildet. Bey einem so außerordentlichen und talentvollen Manne aber, wie Schiller war, der über dieß kaum die erste Hälfte der Leiter erklomm, auf der sich Andere wohl bis zu Nestors Alter aufschwingen, sind es minder die Stufen des physischen als des geistigen Daseyns, die dem Biographen zu natürlichen Ruhepuncten dienen können.

Solche bald längere bald kürzere Perioden der Bildung und des Charakters sind es, die wir durch folgende Nummern andeuten, und deren jedes Mahl herrschende Eigenthümlichkeit wir im Verfolg angeben wollen.

I.

Zu Marbach, im Würtembergischen, war es, wo am zehnten November (— einem eben nicht poetischen Monathe —) des Jahres 1759 Friedrich Schiller geboren wurde.

Sein Vater, ein braver, feuriger, für alles Gute und Schöne empfänglicher und enthusiastisch eingenommener, rascher, mitunter auch rauher Mann, hatte, ohne sich mit dem ersten Ergründen der Wissenschaften abgegeben zu haben, die Gabe einer sehr richtigen und treffenden Beurtheilungskraft, und war belesen in der Welt- und Militärgeschichte. Anfangs war er Lieutenant in Diensten des Herzogs von Würtemberg, dann Major, und als solcher zuletzt Com-

mandant auf der ſchönen Solitüde bey Stuttgard, auch Aufſeher über die angeordneten Baumſchulen im Lande, um deren Cultur er ſich beſonders in ſeinem Vaterlande ſehr verdient machte. Wir haben auch einige Schriften hierüber von ihm, die ſeine Einſichten und Kenntniſſe beweiſen.

Schillers Mutter hatte die Sanftheit und das Zarte, was an den Frauen ſo ſehr gefällt, was die Herzen raſcher und feuriger Männer ſo gern und ſo ausdauernd an ſie feſſelt. Mit einer gefälligen Schönheit, einem leichten Witze, und holder Munterkeit verbarg ſie ein glühendes Herz unter einer holdlächelnden Hülle. Mit vieler Wärme hing ſie in ihren früheren Lebensjahren dem excentriſchen und dem gaukelnden Spiele einer immer regen Fantaſie an, und jeder Ausdruck ihrer Empfindungen, die kleinſte Bewegung trug dieſes Gepräge. Sie galt deßwegen im Zirkel ihrer minder fühlenden Geſpielen und Freunde als eine junge Schwärmerinn, ob ſie gleich der holdeſte Frohſinn, ein nie zu ermüdender Scherz und eine ſchuldloſe Schmeicheley begleiteten. Das blonde Mädchen zog das Lied der Nachtigall dem Lärme der Tanzmuſik vor; ſie ward gerührt vom Tone der ländlichen Schalmeyen, vom Morgen- und Abendroth, und von dem Erwachen des Frühlings. Man fand ſie oft auf Spaziergängen unter den ſtolzen Buchen des Haines ſitzen, und die Unſchuld der Natur ſtrahl-

te im sanften sprechenden Widerscheine von ihren schönen Wangen. Sie liebte das Spiel der Harfe und der Laute leidenschaftlich, war Freundinn der damahls noch in der Wiege liegenden deutschen Dichtkunst, und heirathete ihren Gatten, welcher schon längst der Gegenstand ihrer e r s t e n unschuldigen Liebe gewesen war, aus voller Neigung und herzlicher Liebe.

Sie selbst versuchte auch zu dichten. Am ersten Tage des Jahres 1757 übergab sie ihrem Gatten folgende Strophe:

O! hätt' ich doch im Thal Vergißmeinnicht gefunden,
Und Rosen nebenbey! — dann hätt' ich dir gewunden
Im Blüthenduft den Kranz zu diesem neuen Jahr,
Der schöner noch als der am Hochzeittage war.
Ich zürne traun, daß itzt der kalte Nord regieret
Und jedes Blümchens Keim in kalter Erde frieret!
Doch Eines frieret nicht, — es ist mein liebend Herz,
D e i n ist es, theilt mit D i r die Freuden und den Schmerz.

Späterhin hielt sie Klopstocks Oden und dessen Messiade, auch Uz's Theodizee sehr hoch, und als der kleine Schiller nur Etwas lesen konnte, ließ sich die Mutter, die ohne dieß unter ihren Kindern am feurigsten ihren Friedrich liebte, oft von ihm aus dem Messias, auch aus Opitz's Gedichten vorlesen. Zuweilen wurde auch Hofmanswaldau zur Lectüre ge-

wählt; allein merkwürdig ist es, daß der kleine Schiller diesen Dichter nicht mehr leiden konnte, seitdem er folgendes Sonnet von ihm gelesen hatte:

Amanda, liebstes Kind, du Brustlatz kalter Herzen,
Der Liebe Feuerzeug, Goldschachtel, edle Zier!
Der Seufzer Blasebalg, der Thränen Löschpapier,
Sandbüchse meiner Pein und Baumöhl meiner Schmerzen,
Du Speise meiner Lust, du Flamme meiner Kerzen,
Schlafstühlchen meiner Ruh, der Fantasie Klystier,
Des Mundes Alikant, der Augen Lustrevier,
Der Complimenten Sitz, du Meisterinn im Scherzen,
Der Tugend Quodlibet, Kalender meiner Zeit,
Du tiefer Abgrund du, voll tausend guter Morgen,
Der Zungen Honigseim, des Herzens Marzipan,
Du kräftig Himmelsbrot, du Quell der Seligkeit,
Und wie man sonsten dich, mein Kind, beschreiben kann,
Lichtputze meiner Noth und Flederwisch der Sorgen.

Seit dieser Zeit verglich er immer (er kannte nähmlich jenes Dichters neuerlich von Matthisson so schön gewürdigte Seiten noch nicht) die gewöhnlichen Neujahrsgratulanten, welche die Häuser mit ihren Glückwünschen und Versen bestürmen; mit jenem Dichter. „Mutter," sagte er, „es ist ein Hofmannswaldau draußen." Wenn ihn die Mutter bath,

ihr Etwas aus Hofmanswaldau vorzulesen, sagte Friedrich schalkhaft: „ach! ich mag kein Klystier.“

Schiller hatte noch einen Bruder, der sich durch mehrere sehr gute Uebersetzungen aus dem Englischen, worunter auch Robertsons Geschichte Carls V. und der Entdeckung von Amerika, bekannt gemacht hat, und einer Angabe zu Folge Associé der Buchhandlung Schwan und Götz in Mannheim ist.

Eine Schwester Schillers ist an den als Gelehrten rühmlich bekannten Herrn Rath Reinwald in Meiningen verheirathet.

Die reinste Geschwisterliebe herrschte in Schillers väterlichem Hause, und die Aeltern selbst liebten sich zärtlich und innig. Die ganze Schiller'sche Familie belebte ein heller, munterer und durchdringender Geist, und jedes Mitglied derselben war unbedingt von Seiten des Herzens und Charakters, wie von Seiten der geistigen Ausbildung, der Achtung aller rechtschaffenen und gebildeten Menschen würdig.

Besonders aber zeichnete sich der junge Friedrich Schiller schon im jungen Knabenalter als das feurigste und lebhafteste, mitunter auch als das muthwilligste seiner Geschwister, auch in Hinsicht auf einen frühe geäußerten Weltbürgersinn aus, wovon weiter unten die Rede seyn wird.

Friedrichs Physiognomie glich am meisten jener

seiner Mutter, welches der Vater oft im launigen Scherze bewunderte. Die Mutter war es auch, welche hauptsächlich die ersten Grundzüge von dem, was er einst werden sollte, in den jugendlichen Geist ihres Lieblings zeichnete. Immer war er bey ihr; sie lehrte ihn lesen, er las ihr vor; sie erzählte ihm, er erzählte ihr wieder, und war ihr steter Begleiter bey ihren öfteren Spaziergängen auf das Land. Die Zauberwelt, Mährchen und Feengeschichten machten einen großen Theil der frühesten Unterhaltung der Mutter mit ihrem Sohne aus, und dieser ward bald so sehr davon begeistert und entzückt, daß er nichts als Geschichten aus der Zauber- und Feenwelt zur Unterhaltung verlangte, welches die an und für sich schon rege Fantasie des Knaben gewiß noch mehr belebte.

Der Vater gab dadurch dieser Unterhaltung bald eine andere Richtung, daß er dem kleinen Friedrich kurze Erzählungen aus dem Alterthume zu lesen gab, oder ihm auch zuweilen selbst aus der Geschichte erzählte.

Ein alter Hausfreund der Familie (man sagt, es sey Schillers Oheim mütterlicher Seite gewesen) übernahm den ersten Unterricht im Schreiben, in der Naturgeschichte und Geographie, indessen ein anderer Vertrauter des Hauses, ein Arzt, ihn in der Naturkunde und vor allem über den Bau der Welt

und des menſchlichen Körpers ſpielend zu belehren ſuchte. Schon von ſeinem dritten Jahre an verrieth Schiller große Wißbegierde. Er faßte und begriff ſehr bald und leicht, zeigte eine immer rege Fantaſie und ein Streben nach etwas Außerordentlichem. Die gewöhnlichen Spiele der Kinder ekelten ihn an, und eine ſeiner vorzüglicheren Vergnügungen beſtand darin, daß er die kleine Bilder- und Silhouettenſammlung ſeines Vaters (ſie beſtand meiſtens aus Oehlgemählden, worunter ſich Helden, Fürſten und Verwandte der Familie befanden,) häufig beſuchte, dabey oft volle Stunden verweilte, ein Bild nach dem andern ſcharf in's Auge faßte, und es nachzuzeichnen verſuchte. Oft kam er dann auch wohl mit einem ihm auffallend geſchienenen Bildniſſe in den Zirkel ſeiner kleinen Freunde. „Laßt einmahl ſehen, ob einer dieſem Manne da gleiche!“ ſagte er dann, und die Geſpielen mußten ſich Einer nach dem Andern vergleichen laſſen. Unter jenen Oehlgemählden befand ſich auch eines, welches Magdeburgs Eroberung unter Tilly's Anführung und die dabey vorgefallenen Grauſen erregenden Scenen des Schreckens vorſtellte. Es war das größte und vorzüglichſte der Sammlung. Tilly befand ſich darauf abgemahlt, wie er, den rechten Arm in die Seite geſtützt, mit dem Blicke des blutgierigſten Terroriſten und Tyrannen durch die Straßen reitet. Verſchiedene Gruppen weinender Frauen, flie-

henden Männer, Greise und Kinder, wüthender Soldaten und Mordbrenner, brennende und stürzende Häuser, neben allen jenen schrecklichen Scenen, welche damahls Tilly auf die Bühne brachte, waren Gegenstände des Gemähldes.

Der kleine, damahls sechsjährige Schiller, dem die vielen ausdrucksvollen Gesichter auf diesem Gemählde der rohen Sitten damahliger Zeit vor allem gefielen, erbarmte sich über das von Vätern bereits längst auf Enkel vererbte Familiengut, und zerschnitt und zerstückelte es in so viele kleine Theile, als es Gegenstände enthielt. Rosse und Soldaten folgten nunmehr, freylich in gemischter Ordnung und mit noch wenigerer Haltung auf das Papier geklebt, dem blutdurstigen Generale, dem der junge Schiller, um ihn noch abschreckender zu machen, das ganze Gesicht geschwärzt hatte. Dann folgte auf ein anderes Papier geklebt eine Reihe von Männern, Weibern und Kindern. Hier ging der Mann immer in Begleitung eines Weibes und Kindes. Greise und alte Mütterchen beschlossen den Zug. Kurz, Schiller hatte alles von neuem wieder zusammengesetzt, das Zerstückelte nach dem Grade seiner damahligen kindischen Einsicht und Geschicklichkeit in ein Ganzes geordnet, und man traf auf einem dritten Papiere Kinderköpfe auf dem Rumpfe eines alten Mannes, Jünglingsköpfe auf den Rümpfen der Greise an, so wie ein den Säbel

ziehender Croat den Kopf eines schamhaften Mädchens, oder ein raubgieriger Officier den Kopf eines sich bäumenden Rosses trug. So ließ der junge Schiller aus einem einzigen Gemählde eine ganze Bildergallerie entstehen, aus welcher besonders die eben erwähnte dritte Abtheilung Aehnlichkeit mit vielen Carricaturen Hogarths hatte. Man kann jedoch vermuthen, daß ihm der Vater, der sehr viel auf jenes Gemählde hielt, die Umstaltung desselben eben nicht gut belohnt haben werde.

Seine Aeltern nahmen ihn in eben diesem Alter einmahl zu einem benachbarten Förster mit. Die Unvorsichtigkeit mancher Waidemänner ist bekannt. Der junge Schiller, der mit der fünfjährigen Tochter des Försters in einem der Nebenzimmer des Hauses sich kindisch unterhalten hatte, kam mit einer Pistole in den Vorsaal gelaufen, und bath das Hausmädchen dringend, ihm zu zeigen, was das sey, und wozu es nutze? — Die unvorsichtige Dirne erwiederte: daß das Gewehr Feuer gebe, und die Vögel todt schieße. Der junge Friedrich drückte hierauf ab, und ein voller Schuß fährt an die Wand. „Sieh einmahl!“ sagte der sich wundernde Knabe, und hielt mit steifem Arme das Gewehr fest. Die Anwesenden stürzten erschrocken aus der Stube, und der Vater riß todtenbleich seinem Sohne das Mordgewehr etwas unsanft aus der Hand. „Du hättest dich ja todt schie-

ben können," ſagte er zu ihm. „Todt?" — entgegnete der verlegene Knabe — „Nun! da wäre ich ja wohl ganz ſtille und ruhig?"

Nicht lange nach dieſer Begebenheit ſuchte man einmahl den kleinen Friedrich ſehr lange. Man war um ſo beſorgter, weil ſtarke Gewitterwolken ſich am Horizonte aufthürmten, und Blitze bereits ſehr hell den Aether durchkreuzten. Man ſuchte im ganzen Hauſe, und fand ihn nicht. Endlich fiel es einem Mädchen des Hauſes ein, daß ſie ihn an einem der Bodenfenſter geſehen habe; allein auch da fand man ihn nicht. Das Gewitter kam indeſſen immer näher, der Donner krachte, und fürchterliche Blitze erleuchteten das ſchwarze Gewölk. Die Bangigkeit der Aeltern wegen des Sohnes vermehrte ſich mit jedem Donnerſchlage. Man ſuchte emſiger, ließ ſuchen, und fand ihn endlich in dem Wipfel einer der höchſten Linden, nicht weit vom väterlichen Hauſe, als er eben im Begriffe war, herunter zu ſteigen. „Um Gotteswillen! wo biſt du geweſen?" rief ihm der ängſtliche Vater entgegen. „Ich mußte doch wiſſen, woher das viele Feuer am Himmel kam?" entgegnete der muthige, wißbegierige Knabe. — Von dieſer Zeit an nahm hauptſächlich Friedrich Schillers ernſthafter Unterricht in der Naturlehre ſeinen Anfang.

In Hohenheim, bey Stuttgard, wohin ſein Vater einmahl gereiſet war, wurde Friedrich auch ſehr

lange geſucht. Er hatte nähmlich in dem Hauſe, wo ſein Vater eingekehrt war, eine Promenade auf den Dächern verſucht, war aus einem der Salonfenſter dahin geſtiegen, und eben im Begriffe, eine der angebrachten Dachrinnen, die mit Löwenköpfen verziert war, genauer in Augenſchein zu nehmen, als ihn ſein Vater gewahr ward, und (was leicht Schillers Unglück hätte werden können) ihm laut zurief. Der kleine Friedrich hörte den Ruf ſeines aufgebrachten und beſorgten Vaters, blieb aber ſo lange auf dem Dache, bis ihm, daß ihm nichts zu Leide geſchehen ſollte, verſprochen wurde.

Ohne daß der junge Schiller auf die Schönheiten der Natur aufmerkſam gemacht wurde, fühlte er ihre mächtigen Einwirkungen auf ſein Herz. Mit ſtillglühendem Blicke ſah er dem Wallen der ſilbernen Fluthen durch grünende Auen zu, belauſchte den Geſang der Vögel, und liebte vorzüglich, ehe er noch wußte, was es ſang, das Lied der Nachtigall. Seine himmliſche Seele verſchlang alle Scenen der Anmuth und des Genuſſes im Tempel der Natur mit ſtillem Entzücken, und man las, wie auf der Oberfläche des ruhigen, glänzenden Meeres, das wachſende Große, das Unergründliche, Unermeßliche in ſeinen rollenden, flammenden Augen. Auch die Mutter las in ſeiner Seele voll heimlicher Freude, wenn ihr Liebling ſo in die weite Schöpfung hinſchauete, und ſein Auge ſich

immer sichtbarer entwölkte. Sie sah ihr anderes Ich, sich selbst ausbilden, und ging noch ein Mahl und mit größerer Freude die Schule der ersten Begriffe durch.

So bald die Sonne sank, und den Rand des Horizonts berührte, ging der junge Friedrich mit einem seiner kleinen Freunde oder auch mit mehreren ins Freye. Hier wünschte er oft mit Gesang, der überhaupt im Knabenalter jeden seiner Schritte melodisch hob, der Sonne gute Nacht, freuete sich der herrlichen Farbenmischung an den Wolken, und rief wohl gar Stuttgards Mahler laut auf, diese Farbenmischung einmahl eben so aufzutragen. Er freuete sich über den Gesang heim ziehender Vögel, über Philomelens erste Töne, über jedes leise Wehen der Lüfte und das Lispeln im Laube. Er brach Blumen, flocht Kränze, setzte diese seinen Gespielen auf, und flog, wie ein holder Genius, über die duftenden, in leichtes Nebelgewand gekleideten Wiesen.

Der achtjährige Schiller ging mit einem seiner noch lebenden Freunde von gleichem Alter (Herrn M... aus L...) an einem heiteren, schönen Lenzabende in einen benachbarten Hain. Das Romantische um ihn herum, das Rauschen des nahen Flusses, das Geläut der mit langsam schwerem Trabe heim, kehrenden Heerden, und dann das schöne Heiligthum selbst — ein düsterer, schattichter Wald im Erstlingslaube des Jahres, stimmten den Knaben zu hohen

lange geſucht. Er hatte nähmlich in dem Hauſe, wo ſein Vater eingekehrt war, eine Promenade auf den Dächern verſucht, war aus einem der Salonfenſter dahin geſtiegen, und eben im Begriffe, eine der angebrachten Dachrinnen, die mit Löwenköpfen verziert war, genauer in Augenſchein zu nehmen, als ihn ſein Vater gewahr ward, und (was leicht Schillers Unglück hätte werden können) ihm laut zurief. Der kleine Friedrich hörte den Ruf ſeines aufgebrachten und beſorgten Vaters, blieb aber ſo lange auf dem Dache, bis ihm, daß ihm nichts zu Leide geſchehen ſollte, verſprochen wurde.

Ohne daß der junge Schiller auf die Schönheiten der Natur aufmerkſam gemacht wurde, fühlte er ihre mächtigen Einwirkungen auf ſein Herz. Mit ſtillglühendem Blicke ſah er dem Wallen der ſilbernen Fluthen durch grünende Auen zu, belauſchte den Geſang der Vögel, und liebte vorzüglich, ehe er noch wußte, was es ſang, das Lied der Nachtigall. Seine himmliſche Seele verſchlang alle Scenen der Anmuth und des Genuſſes im Tempel der Natur mit ſtillem Entzücken, und man las, wie auf der Oberfläche des ruhigen, glänzenden Meeres, das wachſende Große, das Unergründliche, Unermeßliche in ſeinen rollenden, flammenden Augen. Auch die Mutter las in ſeiner Seele voll heimlicher Freude, wenn ihr Liebling ſo in die weite Schöpfung hinſchauete, und ſein Auge ſich

immer ſichtbarer entwölkte. Sie ſah ihr anderes Ich, ſich ſelbſt ausbilden, und ging noch ein Mahl und mit größerer Freude die Schule der erſten Begriffe durch.

So bald die Sonne ſank, und den Rand des Horizonts berührte, ging der junge Friedrich mit einem ſeiner kleinen Freunde oder auch mit mehreren ins Freye. Hier wünſchte er oft mit Geſang, der überhaupt im Knabenalter jeden ſeiner Schritte melodiſch hob, der Sonne gute Nacht, freuete ſich der herrlichen Farbenmiſchung an den Wolken, und rief wohl gar Stuttgards Mahler laut auf, dieſe Farbenmiſchung einmahl e b e n ſo aufzutragen. Er freuete ſich über den Geſang heim ziehender Vögel, über Philomelens erſte Töne, über jedes leiſe Wehen der Lüfte und das Lispeln im Laube. Er brach Blumen, flocht Kränze, ſetzte dieſe ſeinen Geſpielen auf, und flog, wie ein holder Genius, über die duftenden, in leichtes Nebelgewand gekleideten Wieſen.

Der achtjährige Schiller ging mit einem ſeiner noch lebenden Freunde von gleichem Alter (Herrn M... aus L...) an einem heiteren, ſchönen Lenzabende in einen benachbarten Hain. Das Romantiſche um ihn herum, das Rauſchen des nahen Fluſſes, das Geläut der mit langſam ſchwerem Trabe heimkehrenden Heerden, und dann das ſchöne Heiligthum ſelbſt — ein düſterer, ſchattichter Wald im Erſtlingslaube des Jahres, ſtimmten den Knaben zu hohen

Gefühlen. „O!“ rief er, ſeinen Freund umarmend, aus: „o Carl! wie ſchön iſt es hier! Alles, alles, was ich habe, könnte ich hingeben, nur dieſe Freude möchte ich nicht miſſen.“ Es währte nicht lange, ſo ging bey den beyden Knaben, die ſich unterdeſſen im Graſe gelagert hatten, ein armes in Lumpen gekleidetes Kind mit einer Laſt dürren Holzes auf dem Rücken vorüber. „Das arme Kind!“ rief Schiller mit dem Gefühle des größten Mitleids, als er es erblickte, und gab ihm, unaufgefordert, alles, was er hatte — eine alte ſilberne Schaumünze und zehn Kreuzer. Die erſtere hatte er von ſeinem Vater an ſeinem Geburtstage zum Geſchenke erhalten. Er hielt ſie ſehr werth, und wollte ſie nicht einmahl der Mutter zum Aufheben in einer Sparbüchſe überlaſſen.

Schiller widmete, je mehr er dem Jünglingsalter entgegen blühete, mehrere Stunden des Tages der Uebung im Schreiben und der ernſthafteſten Wiederholung deſſen, was er gelernt, begriffen und erfahren hatte. Er hielt ſich ordentliche Tagebücher, und legte darin die Schätze ſeiner jugendlichen Einſicht, ſeine Kenntniſſe, ſeine Gedanken nieder. Schade, daß man dieſe Tagebücher nicht aufbewahrte! Man macht ſich erſt Hoffnung, noch einige derſelben aufzufinden. In einem davon ſollen Gedanken über Alexanders des Großen Thaten und darunter eine Bemerkung enthalten geweſen ſeyn, die entweder für

den

den Geiſt des neunjährigen Knaben oder für den richtigen Verſtand des ihn leitenden Lehrers zeuget. Dieſe Bemerkung bezog ſich darauf, „daß Alexander um viele Jahrhunderte zu frühe geboren worden, und ſein Geiſt über den damahligen Zeitgeiſt weit erhaben wäre; ein Geiſt, der ſich mit Mühe in damahlige Formen hätte einzwängen müſſen, deßwegen aber nicht ſelbſtſtändig wirken können, und frühe durch üble Eindrücke des Zeitgeiſtes hätte untergehen müſſen. Die Geſchichte enthielte übrigens Beyſpiele von vielen großen Männern, die mit alle dem Guten, welches ſie in ihrem Zeitalter für Mit- und Nachwelt geſtiftet hätten, doch lange nicht das höhere Gute hätten wirken können, welches ſie dann gewiß gewirkt hätten, wenn ſie, wohin ſie eigentlich paßten, in ſpäteren Jahrhunderten geboren worden wären. Solche Männer glichen der aufknoſpenden Roſe im Geſtrüppe unwirthbarer Moräſte — dem keimenden Veilchen im früheſten Lenze, deſſen ſchönen Tagen bald Ungeſtüm und kalter Nordwind folge.“ Eine rhapſodiſche Geſchichte und Beſchreibung von Perſien ſoll ſich ebenfalls in jenen Diarien befunden, und daraus beſonders eine ſehr lebhafte Fantaſie hervorgeſchimmert haben.

Mit einem Ungeſtüm, der ihm öfters Vorwürfe von ſeinem Vater, und ſpäterhin auch von fremden Perſonen zuzog, eilte Schiller zu jedem Geſchäfte,

tete doch der alte Pädagog für ihn, wenn er deſſen anſcheinliche Kälte und Gedankenloſigkeit in denjenigen Stunden erblickte, welche dem Religionsunterrichte gewidmet waren. „Der Knabe hat noch gar keinen Sinn für Religion!“ Dieß waren die oft wiederholten Klagen, welche die Aeltern vernehmen mußten. Sie beruheten aber auf Urſachen, die keinesweges auf Schillern ein übles Licht werfen können. Die Art des Religionsunterrichtes, den Schiller bekam, war nicht ſo eingerichtet, daß gerade der denkende und fühlende Knabe dabey am beſten fortkam.

Man wollte ihm trockene Dogmatik aufdringen, man brachte die Religion nicht in die gehörige Verbindung mit den natürlichen edleren Bedürfniſſen des Menſchen. Keine logiſche Stufenfolge erleichterte die Auffaſſung, und begründete den Zuſammenhang der Lehren, die in das Leben übergehen ſollen. — Schillern mußte es unmöglich ſeyn, Worte zu lernen; bey denen man ihn nicht vorher gelehrt hatte, etwas zu denken. Indeſſen dürfen wir der Vorſicht danken, daß ſie Schillers Lehrer vor dem Mißgriffe bewahrte, das Unmögliche erzwingen zu wollen; denn ſo geſchah das Mögliche und Gute. Der chriſtlich religiöſe Sinn, der bey einer zweckmäßigeren Unterweiſungsart in Schiller hätte frühe vervollkommnet werden können, äußerte ſich bey ihm von ſelbſt als Frucht des Herzens und der Sympathie mit religiöſen Seelen, denen

Religion Angelegenheit des Herzens war. Gellerts Lieder waren zu jener Zeit noch nicht in den Schulen bekannt; Schiller hatte sie aber schon gelesen, und manches davon auswendig gelernt. Luthers und Paul Gerhardts Lieder las er sehr gern. Von Ersteren war: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" sein Lieblingslied, und des Letztern „Nun ruhen alle Wälder" und „Befiehl du deine Wege" liebte er auch vorzüglich. Mit der Lectüre solcher Lieder beschäftigte er sich auch meisten Theils in den der Religionslehre gewidmeten Stunden. Auch las er da, die Bibel auf dem Schooße, in den Psalmen, die er, wie er zuweilen versicherte, zu verschiedenen Mahlen durchgelesen hatte. Auch in den Propheten las er oft und gern, und ein Jugendfreund von ihm überraschte ihn einmahl, als er sich allein ein Kapitel aus dem Jesaias perorirte.

Andern Nachrichten zu Folge entzückte ihn als Knabe nichts so sehr, als das Lesen des Propheten Ezechiel. Die Fantasie dieses Propheten ist auch unerschöpflich, und ganz neue Welten gehen durch ihn hervor. Fesselos stürmet seine Fantasie fort, und mahlt doch glänzend auch das Detail aus, ist aber darin ganz eigen, daß es alles Geistige in die Sinnenwelt herüber zieht, und in ein glänzendes Gemählde verwandelt. Man erinnere sich der furchtbaren Stelle, wo er auf Gräbern über den vermoderten

Gebeinen ſteht, die Gräber ſich öffnen, die modernden Gebeine hervorgehen, eine neue Schöpfung ſich erhebt. Man leſe dieſe Stelle, und vergleiche damit Franz Moor's Traum, und man wird eine unverkennbare Aehnlichkeit finden.

Schillers erſtes Gedicht war eine fromme Ergießung am Tage ſeiner Confirmation. Sein erſter dramatiſcher Verſuch war, wie er einmahl in Jena ſagte, eine Tragödie: der Student von Naſſau, auf eine wahre Anecdote eines ſolchen jungen Menſchen aus N. gegründet. Er ſcherzte darüber, hauptſächlich über den ſonderbaren Titel, bemerkte aber doch, daß er noch einige Scenen zu beſitzen wünſche, um ſie anderwärts nützen zu können. So ſehr gelungen ſchwebten ſie ihm in dunkelen Erinnerungen vor.

Er ſchrieb manches Vortreffliche in Stammbücher, als auch in der (erloſchenen) Militärakademie zu Stuttgard die Manier waltete, ſolche Denkmähler der Freundſchaft ſich von jedem bedeutenden Zöglinge zu erbetteln.

In große Verlegenheit ſetzte Schiller ſeinen Lehrer einmahl durch die naive Frage: „ob das hohe Lied Salomo's wirklich der todten Kirche und nicht vielmehr der lebendigen Geliebten geſungen ſey?“ und ſagte kopfſchüttelnd: „das glaube ich nicht!“ als ihm der Lehrer die Kirche als Gegenſtand (vermuthlich als den unmittelbaren) des Lobgeſanges nannte. Er ſtimmte hierin mit den neueren Exegeten überein,

die entweder das hohe Lied für ein Singſpiel mit Muſik und Chören erklären, oder doch die Anwendung auf die Kirche nur mittelbar gelten laſſen, alſo einen doppelten Sinn desſelben annehmen.

Unter dem Studium der Geſchichte entwickelten ſich die Talente des feurigen Knaben immer mehr. Es war ihm etwas Großes, etwas Heiliges in der alten Welt. Der Ruhm des Macedoniers ließ ihn oft in Begeiſterung den Wunſch thun: das zu werden, was er war. Bald wünſchte er, ein anderer Solon, durch weiſe Geſetze für die Bildung der Nationen zu wirken, bald aus Diogenes Tonne in ſtiller Einſamkeit dem großen theatraliſchen Spiele der Welt zuſehen zu können. — oder wie jener Archimedes, über großen Thaten brütend, der eigenen inneren Größe ſich bewußt, von den Göttern der Erde nichts weiter erflehen zu dürfen, als ihn nicht in ſeiner Thatkraft zu hindern. Sokrates und Seneca waren ſeinem Herzen theuere Männer; — er wünſchte Cyrus zu ſeyn, und gleichen Unterricht, wie er, genoſſen zu haben, um dann beglückender ſein Herrſcherzepter auszubreiten, — und in Plato's Stoa wünſchte er ſich eingeweihet, dann auch wieder unter Sparta's Männern als edler, kräftiger Jüngling zu wandeln; — ein Brutus, Rom zu retten — ein Brutus, Cäſarn zu ermorden. — Unter den Helden des Alterthums nahm auch Han-

Aber nicht genug, daß dieſe Manöuvres den Gang der Geſchäfte begleiteten, und ſie mit einander verbanden, die ſtrengſte Verläugnung ſeiner ſelbſt, die Erſtickung hervorſtechender, nicht zu dem Erziehungsplane gehöriger oder paſſender Talente, die Gefangennehmung des eigenen, ſelbſtſtändigen Sinnes, das Niederbeugen des freyen Willens, war Zweck der in jener Akademie damahls eingeführten Methode, ſo wie die Aeußerungen aller jener Kräfte und Beſtrebungen Verbrechen waren. Gewiſſe Kenntniſſe ſollten für die Zöglinge nur Brachfelder ſeyn. Aus dem Schranken des Brotſtudiums ſollte man nicht treten. Was nicht im Schulreglement enthalten und nahmentlich angeführt war, durfte gar nicht ſtudiert werden. Ganz heterogene und nicht zu duldende Dinge waren es, wenn z. B. der künftige Arzt in die Encyklopädie der ſchönen Wiſſenſchaften durchdringende Blicke hätte werfen, und dieſer ein gründliches Studium hätte widmen wollen. Das war ein Verbrechen, welches auf der Conduitliſte als ſehr gefahrvoll erwähnt wurde, der militäriſchen Executionen, die es nach ſich zog, nicht zu gedenken.

„Lieber Carl!“ ſo ſchrieb Schiller ein halbes Jahr nach ſeiner Aufnahme in die Militärſchule an ſeinen jugendlichen oben erwähnten Freund, Herrn M... aus L... — „Lieber Carl! ich habe nicht Wort gehalten! Nicht wahr, das iſt Unrecht? Ich wollte Dir

ſchon vor ſechs Monathen ſchreiben, und erſt jetzt fällt es mir ein, daß ich einem Freunde mein Wort halten müſſe. — Zürne nicht! mein Wille hat an der Verzögerung keine Schuld. Ich liebe es nicht, viele Worte zu machen; — komm ſelbſt, ſieh — prüfe — und urtheile! Dein Friedrich iſt ſich nie ſelbſt überlaſſen, den einmahl feſtgeſetzten Unterricht muß er anhören, prüfen und repetiren, und Briefe an Freunde zu ſchreiben ſteht nicht in unſerem Schulreglement. Sah'ſt du mich, wie ich neben mir Kirſch's Lexikon liegen habe, und vor mir das Dir beſtimmte Blatt beſchreibe, Du würdeſt auf den erſten Blick den ängſtlichen Briefſteller entdecken, der für dieſes geliebte Blatt eventualiter einen nie geſehenen Schlupfwinkel in einem geiſtesarmen Wörterbuche ſucht."

„Daß du eher zum Zwecke kommen würdeſt, als ich" — ſo ſchrieb Schiller an den nähmlichen Freund am 18. October 1774 — „ahndete ich jetzt erſt, als ich durch Erfahrung einſehen lernte, daß Dir, einem freyen Menſchen, ein freyes Feld der Wiſſenſchaften geöffnet war. Dem Himmel ſey es gedankt, daß in unſeren Criminalgeſetzbüchern nicht auch, neben der Strafe des Felddiebſtahles, eine Pön auf Diebſtähle in entlegenen wiſſenſchaftlichen Feldern geſetzt iſt; denn ſonſt würde ich Armer, der ganz heterogene Wiſſenſchaften treibt, und im Garten der Pie-

was er zu betreiben ſich einmahl vorgenommen hatte. Nicht eher hatte ſein unermüdeter Geiſt Ruhe, als bis es beendet war. Wenn diejenigen, die um ihn waren, feſt ſchliefen, erhob ſich der emſige Schiller wieder von ſeinem nächtlichen Lager, zündete Licht an, und begab ſich von neuem an das von ihm begonnene Geſchäft, deſſen frühere Beendigung der Wille ſeiner Aeltern oder Aufſeher, „in's Bett zu gehen!“ verhindert hatte. — Nichts kam ihm zu ſchwer, nichts unbegreiflich vor. Alles überblickte er leicht, und wurde ſchnell mit allem vertraut.

Schon als Knabe fühlte ſich ſein Herz zu enge, fand er den Kreis ſeiner Beſchäftigungen zu beſchränkt; ſo ſehr ſuchte er das unbekannte Göttliche, was ihn beſeelte, eine Erweiterung zur regeren Thatkraft, die keine Schranken, keine drückenden Geſetze kennt. Die Blicke glüheten ihm, hochroth färbten ſich ſeine Wangen, wenn er von Reiſenden hörte, die theils durch Verhältniſſe und durch das Geſchick, theils durch eigenen Willen getrieben, fremde Länder durchirrten, — wenn er von dem Piloten vernahm, der unſichre das Weltmeer beſchiffte. „Vater! ich muß in die Welt!“ rief er dann oft wie begeiſtert aus. Wenn ihm der Vater ſchäkernd erwiederte: daß er ja in der Welt ſey! dann rief er entrüſtet: „auf einem Puncte der Welt bin ich — die Welt ſelbſt kenne ich noch nicht.“ Columbus, Cortes und dann Dampier's

re's Reiſen las und vernahm er ſehr gern, er verſchlang ſie wie heißhungrig.

Die um ſein Wohl ſo zärtlich bekümmerte Mutter leitete einſt mit ihm ſehr abſichtlich ein ſehr ernſthaftes Geſpräch ein, deſſen Tendenz Vaterlandsliebe, das im Lande Bleiben und ſich redlich nähren, neben der ſchönen Pflicht, diejenigen, welche uns Leben und Bildung gaben, nicht zu verlaſſen, ausmachte. Friedrich hörte mit großer Aufmerkſamkeit ſeiner ihn lehrenden Mutter zu. Als ſie aber geendet hatte, und ſchmeichelnd die glühenden Wangen des Knaben ſtrich, dann erwiederte Friedrich: „Vaterland! Vaterland! Haben wir denn ein anderes als die ganze Welt? — Wo es Menſchen gibt, da iſt das Vaterland! Und (ſo ſetzte er heftig hinzu) verlaſſe ich dann meine Aeltern und Freunde, wenn ich, zum Beyſpiele, in Ispahan bin, mich dankbar ihrer erinnere, und alles das, was ich mein Glück nenne, mit ihnen theile?“

Die zärtliche Mutter war bis zu Thränen über dieſe Aeußerungen ihres Lieblings gerührt, umarmte ihn, und ſuchte dann andere Mittel und Wege, um den Geiſt Friedrich Schillers von neuem mit anderen Gegenſtänden zu beſchäftigen.

So ein gutes, weiches, fühlendes Herz der junge Schiller auch beſaß, und ſo eifrig er auch jedem Unterrichte, den man ihm ertheilte, zuhörte; ſo fürch-

sete doch der alte Pädagog für ihn, wenn er dessen anscheinliche Kälte und Gedankenlosigkeit in denjenigen Stunden erblickte, welche dem Religionsunterrichte gewidmet waren. „Der Knabe hat noch gar keinen Sinn für Religion!“ Dieß waren die oft wiederholten Klagen, welche die Aeltern vernehmen mußten. Sie beruheten aber auf Ursachen, die keinesweges auf Schillern ein übles Licht werfen können. Die Art des Religionsunterrichtes, den Schiller bekam, war nicht so eingerichtet, daß gerade der denkende und fühlende Knabe dabey am besten fortkam.

Man wollte ihm trockene Dogmatik aufdringen, man brachte die Religion nicht in die gehörige Verbindung mit den natürlichen edleren Bedürfnissen des Menschen. Keine logische Stufenfolge erleichterte die Auffassung, und begründete den Zusammenhang der Lehren, die in das Leben übergehen sollen. — Schillern mußte es unmöglich seyn, Worte zu lernen; bey denen man ihn nicht vorher gelehrt hatte, etwas zu denken. Indessen dürfen wir der Vorsicht danken, daß sie Schillers Lehrer vor dem Mißgriffe bewahrte, das Unmögliche erzwingen zu wollen; denn so geschah das Mögliche und Gute. Der christlich religiöse Sinn, der bey einer zweckmäßigeren Unterweisungsart in Schiller hätte frühe vervollkommnet werden können, äußerte sich bey ihm von selbst als Frucht des Herzens und der Sympathie mit religiösen Seelen, denen

Religion Angelegenheit des Herzens war. Gellerts Lieder waren zu jener Zeit noch nicht in den Schulen bekannt; Schiller hatte ſie aber ſchon geleſen, und manches davon auswendig gelernt. Luthers und Paul Gerhardts Lieder las er ſehr gern. Von Erſteren war: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!“ ſein Lieblingslied, und des Letztern „Nun ruhen alle Wälder“ und „Befiehl du deine Wege“ liebte er auch vorzüglich. Mit der Lectüre ſolcher Lieder beſchäftigte er ſich auch meiſten Theils in den der Religionslehre gewidmeten Stunden. Auch las er da, die Bibel auf dem Schooße, in den Pſalmen, die er, wie er zuweilen verſicherte, zu verſchiedenen Mahlen durchgeleſen hatte. Auch in den Propheten las er oft und gern, und ein Jugendfreund von ihm überraſchte ihn einmahl, als er ſich allein ein Kapitel aus dem Jeſaias perorirte.

Andern Nachrichten zu Folge entzückte ihn als Knabe nichts ſo ſehr, als das Leſen des Propheten Ezechiel. Die Fantaſie dieſes Propheten iſt auch unerſchöpflich, und ganz neue Welten gehen durch ihn hervor. Feſſellos ſtürmet ſeine Fantaſie fort, und mahlt doch glänzend auch das Detail aus, iſt aber darin ganz eigen, daß es alles Geiſtige in die Sinnenwelt herüber zieht, und in ein glänzendes Gemählde verwandelt. Man erinnere ſich der furchtbaren Stelle, wo er auf Gräbern über den vermoderten

Gebeinen steht, die Gräber sich öffnen, die modernden Gebeine hervorgehen, eine neue Schöpfung sich erhebt. Man lese diese Stelle, und vergleiche damit Franz Moor's Traum, und man wird eine unverkennbare Aehnlichkeit finden.

Schillers erstes Gedicht war eine fromme Ergießung am Tage seiner Confirmation. Sein erster dramatischer Versuch war, wie er einmahl in Jena sagte, eine Tragödie: der Student von Nassau, auf eine wahre Anecdote eines solchen jungen Menschen aus N. gegründet. Er scherzte darüber, hauptsächlich über den sonderbaren Titel, bemerkte aber doch, daß er noch einige Scenen zu besitzen wünsche, um sie anderwärts nützen zu können. So sehr gelungen schwebten sie ihm in dunkelen Erinnerungen vor.

Er schrieb manches Vortreffliche in Stammbücher, als auch in der (erloschenen) Militärakademie zu Stuttgard die Manier waltete, solche Denkmähler der Freundschaft sich von jedem bedeutenden Zöglinge zu erbetteln.

In große Verlegenheit setzte Schiller seinen Lehrer einmahl durch die naive Frage: „ob das hohe Lied Salomo's wirklich der todten Kirche und nicht vielmehr der lebendigen Geliebten gesungen sey?" und sagte kopfschüttelnd: „das glaube ich nicht!" als ihm der Lehrer die Kirche als Gegenstand (vermuthlich als den unmittelbaren) des Lobgesanges nannte. Er stimmte hierin mit den neueren Exegeten überein,

die entweder das hohe Lied für ein Singspiel mit Musik und Chören erklären, oder doch die Anwendung auf die Kirche nur mittelbar gelten lassen, also einen doppelten Sinn desselben annehmen.

Unter dem Studium der Geschichte entwickelten sich die Talente des feurigen Knaben immer mehr. Es war ihm etwas Großes, etwas Heiliges in der alten Welt. Der Ruhm des Macedoniers ließ ihn oft in Begeisterung den Wunsch thun: das zu werden, was er war. Bald wünschte er, ein anderer Solon, durch weise Gesetze für die Bildung der Nationen zu wirken, bald aus Diogenes Tonne in stiller Einsamkeit dem großen theatralischen Spiele der Welt zusehen zu können. — oder wie jener Archimedes, über großen Thaten brütend, der eigenen inneren Größe sich bewußt, von den Göttern der Erde nichts weiter erflehen zu dürfen, als ihn nicht in seiner Thatkraft zu hindern. Sokrates und Seneca waren seinem Herzen theuere Männer; — er wünschte Cyrus zu seyn, und gleichen Unterricht, wie er, genossen zu haben, um dann beglückender sein Herrscherzepter auszubreiten, — und in Plato's Stoa wünschte er sich eingeweihet, dann auch wieder unter Sparta's Männern als edler, kräftiger Jüngling zu wandeln; — ein Brutus, Rom zu retten — ein Brutus, Cäsarn zu ermorden. — Unter den Helden des Alterthums nahm auch Han-

Gebeinen steht', die Gräber sich öffnen, die modernden Gebeine hervorgehen, eine neue Schöpfung sich erhebt. Man lese diese Stelle, und vergleiche damit Franz Moor's Traum, und man wird eine unverkennbare Aehnlichkeit finden.

Schillers erstes Gedicht war eine fromme Ergießung am Tage seiner Confirmation. Sein erster dramatischer Versuch war, wie er einmahl in Jena sagte, eine Tragödie: der Student von Nassau, auf eine wahre Anecdote eines solchen jungen Menschen aus N. gegründet. Er scherzte darüber, hauptsächlich über den sonderbaren Titel, bemerkte aber doch, daß er noch einige Scenen zu besitzen wünsche, um sie anderwärts nützen zu können. So sehr gelungen schwebten sie ihm in dunkelen Erinnerungen vor.

Er schrieb manches Vortreffliche in Stammbücher, als auch in der (erloschenen) Militärakademie zu Stuttgard die Manier waltete, solche Denkmähler der Freundschaft sich von jedem bedeutenden Zöglinge zu erbetteln.

In große Verlegenheit setzte Schiller seinen Lehrer einmahl durch die naive Frage: „ob das hohe Lied Salomo's wirklich der todten Kirche und nicht vielmehr der lebendigen Geliebten gesungen sey?" und sagte kopfschüttelnd: „das glaube ich nicht!" als ihm der Lehrer die Kirche als Gegenstand (vermuthlich als den unmittelbaren) des Lobgesanges nannte. Er stimmte hierin mit den neueren Exegeten überein,

die entweder das hohe Lied für ein Singspiel mit Musik und Chören erklären, oder doch die Anwendung auf die Kirche nur mittelbar gelten lassen, also einen doppelten Sinn desselben annehmen.

Unter dem Studium der Geschichte entwickelten sich die Talente des feurigen Knaben immer mehr. Es war ihm etwas Großes, etwas Heiliges in der alten Welt. Der Ruhm des Macedoniers ließ ihn oft in Begeisterung den Wunsch thun: das zu werden, was er war. Bald wünschte er, ein anderer Solon, durch weise Gesetze für die Bildung der Nationen zu wirken, bald aus Diogenes Tonne in stiller Einsamkeit dem großen theatralischen Spiele der Welt zusehen zu können. — oder wie jener Archimedes, über großen Thaten brütend, der eigenen inneren Größe sich bewußt, von den Göttern der Erde nichts weiter erflehen zu dürfen, als ihn nicht in seiner Thatkraft zu hindern. Sokrates und Seneca waren seinem Herzen theuere Männer; — er wünschte Cyrus zu seyn, und gleichen Unterricht, wie er, genossen zu haben, um dann beglückender sein Herrscherzepter auszubreiten, — und in Plato's Stoa wünschte er sich eingeweihet, dann auch wieder unter Sparta's Männern als edler, kräftiger Jüngling zu wandeln; — ein Brutus, Rom zu retten — ein Brutus, Cäsarn zu ermorden. — Unter den Helden des Alterthums nahm auch Han-

Aber nicht genug, daß dieſe Manöuvres den Gang der Geſchäfte begleiteten, und ſie mit einander verbanden, die ſtrengſte Verläugnung ſeiner ſelbſt, die Erſtickung hervorſtechender, nicht zu dem Erziehungsplane gehöriger oder paſſender Talente, die Gefangennehmung des eigenen, ſelbſtſtändigen Sinnes, das Niederbeugen des freyen Willens, war Zweck der in jener Akademie damahls eingeführten Methode, ſo wie die Aeußerungen aller jener Kräfte und Beſtrebungen Verbrechen waren. Gewiſſe Kenntniſſe ſollten für die Zöglinge nur Brachfelder ſeyn. Aus dem Schranken des Brotſtudiums ſollte man nicht treten. Was nicht im Schulreglement enthalten und nahmentlich angeführt war, durfte gar nicht ſtudiert werden. Ganz heterogene und nicht zu duldende Dinge waren es, wenn z. B. der künftige Arzt in die Encyklopädie der ſchönen Wiſſenſchaften durchdringende Blicke hätte werfen, und dieſer ein gründliches Studium hätte widmen wollen. Das war ein Verbrechen, welches auf der Conduitliſte als ſehr gefahrvoll erwähnt wurde, der militäriſchen Executionen, die es nach ſich zog, nicht zu gedenken.

„Lieber Carl!“ ſo ſchrieb Schiller ein halbes Jahr nach ſeiner Aufnahme in die Militärſchule an ſeinen jugendlichen oben erwähnten Freund, Herrn M... aus L... — „Lieber Carl! ich habe nicht Wort gehalten! Nicht wahr, das iſt Unrecht? Ich wollte Dir

ſchon vor ſechs Monathen ſchreiben, und erſt jetzt fällt es mir ein, daß ich einem Freunde mein Wort halten müſſe. — Zürne nicht! mein Wille hat an der Verzögerung keine Schuld. Ich liebe es nicht, viele Worte zu machen; — komm ſelbſt, ſieh — prüfe — und urtheile! Dein Friedrich iſt ſich nie ſelbſt überlaſſen, den einmahl feſtgeſetzten Unterricht muß er anhören, prüfen und repetiren, und Briefe an Freunde zu ſchreiben ſteht nicht in unſerem Schulreglement. Säh'ſt du mich, wie ich neben mir Kirſch's Lexikon liegen habe, und vor mir das Dir beſtimmte Blatt beſchreibe, Du würdeſt auf den erſten Blick den ängſtlichen Briefſteller entdecken, der für dieſes geliebte Blatt eventualiter einen nie geſehenen Schlupfwinkel in einem geiſtesarmen Wörterbuche ſucht."

„Daß du eher zum Zwecke kommen würdeſt, als ich" — ſo ſchrieb Schiller an den nähmlichen Freund am 18. October 1774 — „ahndete ich jetzt erſt, als ich durch Erfahrung einſehen lernte, daß Du, einem freyen Menſchen, ein freyes Feld der Wiſſenſchaften geöffnet war. Dem Himmel ſey es gedankt, daß in unſeren Criminalgeſetzbüchern nicht auch, neben der Strafe des Felddiebſtahles, eine Pön auf Diebſtähle in entlegenen wiſſenſchaftlichen Feldern geſetzt iſt; denn ſonſt würde ich Armer, der ganz heterogene Wiſſenſchaften treibt, und im Garten der Pie-

ilden manche verbothene Frucht naſchet, längſt mit Pranger und Halseiſen belohnt worden ſeyn.“

„Du wähnſt,“ — ſo ſchrieb er am 20. Februar 1775 an denſelben — „Du wähnſt, ich ſoll mich gefangen geben dem albernen, obgleich im Sinne der Inſpectoren ehrwürdigen Schlendriane? So lange, wie mein Geiſt ſich frey erheben kann, wird er ſich in keine Feſſeln ſchmiegen. Dem freyen Manne iſt ſchon der Anblick der Sclaverey verhaßt — und er ſollte die Feſſeln duldend betrachten, die man ihm ſchmiedet? — O Carl! wir haben eine ganz andere Welt in unſeren Herzen, als die wirkliche iſt; — wir kannten nur Ideale, nicht das, was wirklich iſt. — — — Empörend kommt es mir oft vor, wenn ich da meiner Strafe entgegen ſehen ſoll, wo mein innerſtes Bewußtſeyn für die Rechtlichkeit meiner Handlungen ſpricht. — Die Lectüre einiger Schriften von Voltaire hat mir geſtern noch ſehr vielen Verdruß verurſacht.“

Am 25. September 1776 ſchrieb Schiller an einen ſeiner ſpäteren Freunde, Herrn F... in St..., der die Akademie an Oſtern dieſes Jahres verlaſſen hatte: „Sie ſtehen jetzt auf der Bühne der wirklichen Welt, und werden, das traue ich dieſer Bühne zu, ganz andere Decorationen, Souſleurs und Acteurs gefunden haben, als wir ſie uns in unſerer Ideen-

welt dachten. Erzeigen Sie mir doch ja die freundschaftliche Gefälligkeit, und theilen mir Ihre Ansichten der wirklichen Welt mit. Mich interessirt alles, was ich von freyen, selbstständigen Männern von einer Laufbahn erfahre, die ich bald selbst betreten werde. Nicht so ganz von wirklichen Erfahrungen entblößt wünschte ich in die wirkliche Welt überzutreten; denn alles, was ich bisher von ihr weiß, folgerte ich aus dem Handeln und Wandeln in derselben; worüber mich die Geschichte, die treue Leiterinn und Führerinn auf meiner wissenschaftlichen Laufbahn, mehr, als alles unsentimentale Geschwätz mancher Erzieher über Lebens- und Erfahrungsprincipe belehrt."

Schillers lebhaftes Temperament vertrug sich wenig mit der Manier der Inspectoren. Er brauste nur zu oft auf, wenn man seiner Wißbegierde Schranken setzen, und den Flug seiner Fantasie, die gar zu gern in Melpomene's Heiligthümern verweilte, hemmen wollte.

Wie Themistokles an den Trophäen des Miltiades weinte, daß ihm, dem thatenglühenden Jünglinge, keine großen Thaten übrig bleiben würden; so weinte und trauerte Schiller einst an seiner Bibliothek, aus welcher ihm die pädagogischen Tempo'smänner den Shakespeare, die Histoire des Gènes und einige andere nicht in den Plan des Instituts passende

Werke, entriſſen hatten; er fürchtete, daß dasjenige, wodurch er einſt hauptſächlich wirken wollte, in ihm vertilgt werden würde. Unter Griechenlands und Roms Helden wandelte er mit äſthetiſcher Kraft und großem Sinne für Freyheit. Themiſtokles, Epaminondas, Brutus, Regulus, die Horatier, Catone und Scipione und andere Männer jener freyen Staaten begeiſterten ihn. Er fühlte ſich ihnen verwandt. Beſonders war Brutus ſein Mann, und nichts ging ihm über deſſen Römergröße. Man ſieht dieß beſonders aus nachfolgendem Gedichte, welches er noch auf der Akademie verfertigte, und welches der Römergeſang iſt, den Carl in den Räubern anſtimmt.

Wir theilen es hier in ſeiner urſprünglichen Geſtalt mit.

Brutus im Elyſium.

Brutus.

Sey willkommen, friedliches Gefilde,
Nimm den Letzten aller Römer auf!
Von Philippi, wo die Mordſchlacht brüllte,
Schleicht mein gramgebeugter Lauf.
Caſſius, wo biſt du? — Rom verloren? —
Hingewürgt mein brüderliches Heer?
Meine Zuflucht in des Todes Thoren!
Keine Welt für Brutus mehr!

Cäſar.

Wer mit Schritten eines Niebeſiegten
Wandert dort vom Felſenhang? —
Ha! wenn meine Augen mir nicht lügten —
Das iſt eines Römers Gang.
Tiberſohn! Von wannen deine Reiſe?
Dauert noch die Siebenhügelſtadt?
Oft geweinet hab' ich um die Waiſe,
Daß ſie nicht mehr einen Cäſar hat.

Brutus.

Ha! du mit der drey und zwanzigfachen Wunde,
Wer rief, Todter, dich an's Licht?
Schaudre rückwärts zu des Orcus Schlunde,
Stolzer Weiner, triumphire nicht!
Auf Philippi's eiſernem Altare
Raucht der Freyheit letztes Opferblut,
Rom verröchelt über Brutus Bahre,
Brutus gehts zu Minos — kreuch in deine Fluth.

Cäſar.

O ein Todesſtoß von Brutus Schwerte!
Auch du, Brutus, du? —
Sohn, es war dein Vater, — Sohn, die Erde
Wär' gefallen dir als Erbe zu!

ſchätzen würde, wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte.

Die Zöglinge der Carlsakademie wurden nirgends ohne Aufſicht gelaſſen; eiſerne Stäbe ſchieden ſie von der Welt, und zu den Beſuchen gewiſſer (ſehr ſteifer) Geſellſchaften oder Spaziergänge erhielten ſie ihre inſpicirenden Begleiter. Das zurückgezogene, von allen unſchuldigen Menſchenfreuden entfernte Leben ekelte Schillern an, und er verſuchte zu mehreren Mahlen, mit einigen ſeiner Vertrauten, zur Abendzeit oder in andern Freyſtunden, dem Kerker auf gute Art zu entkommen, um in Geſellſchaft ſeiner Freunde und Verwandten glückliche Augenblicke des Blüthenlebens genießen, oder von fern das Thun und Treiben der Menſchen belauſchen zu können. Oefters iſt Schillern dieſe Flucht zu Menſchen geglückt. Er verſuchte ſie beſonders in den letzten Jahren ſeines militäriſch-akademiſchen Gefängniſſes. Allein ein Plan, nach welchem er im Jahre 1775 mit einigen ſeiner beſten Freunde ſich immerwährende Freyheit zu verſchaffen ſuchen wollte, mißglückte, ohne jedoch verrathen zu ſeyn, völlig. Schiller ſcherzte über dieſen Plan einige Jahre nach deſſen Scheiterung ſelbſt. „Die Inſpectoren würden von dieſer Flucht keine neue Zeitrechnung eingeführt haben!“ ſagte er.

Seiner Beſtimmung nach ein Arzt, trieb Schiller mit großem Eifer hauptſächlich Phyſiologie, und ſtudierte in eines Boerhaves und Hallers Wer-

ken mit vielem Fleiße. Er würde vielleicht auch hier etwas Vorzügliches und Großes geleistet haben, wenn er sein Studium unter anderen Verhältnissen, mit freyer Anordnung und mit Vorliebe für einen gewissen Zweig hätte betreiben dürfen. Indessen absolvirte er den Cursus der Medicin auf der Militärakademie vollständig, und würde gewiß als Doctor der Arzneywissenschaft promovirt haben, hätte Stuttgard schon zu jener Zeit in der Reihe deutscher Universitäten gestanden.

Am Ende seiner akademischen Laufbahn übergab er, dem Reglement gemäß, eine medicinische Probeschrift: über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit der geistigen. Er weihete diese Abhandlung seinem Fürsten, der, wie er sich ausdrückte, die hippokratische Kunst aus der engen Sphäre einer mechanischen Brotwissenschaft in den höheren Rang einer philosophischen Lehre erhoben hatte. Dieser Versuch beurkundete schon damahls seine Belesenheit, seine Sprachstärke, seinen Scharfsinn, sein Streben nach Vollkommenheit. Man höre z. B. nur eine Stelle:

„Aus eben dem Messer, mit dem der Wilde
„sein Wildbret zerlegte, erfand Lionet dasjenige,
„womit er die Nerven der Insecten aufdeckte.
„Mit eben dem Zirkel, mit dem man Anfangs
„nur Hufen maß, mißt Newton Himmel und Er-

„de. — Der Drang einer inneren thätigen Na„tur, verbunden mit der Dürftigkeit der mütter„lichen Gegend, lehrte unſere Stammväter kühner „denken, und erfand ihnen ein Haus, worin ſie „im Geleit der Geſtirne auf Flüſſen und Oceanen „ſicher dahin glitten, und neuen Zonen entgegen„ſchifften.“

„Fluctibus ignotis insultavere carinae.“

„Hier wiederum neue Producte, neue Gefahren, „neue Bedürfniſſe, neue Anſtrengungen des Geiſtes. „Die Colliſion der thieriſchen Triebe ſtößt Horden wi„der Horden, ſchmücket das rohe Erz zum Schwerte, „zeugt Abenteurer, Helden und Deſpoten. Städte„werden befeſtiget, Staaten errichtet. Mit den „Staaten entſtehen bürgerliche Pflichten und Rech„te, Künſte, Ziffern, Geſetzbücher, Prieſter — und „Götter.“

„Und nun die Bedürfniſſe ausgeartet in Luxus „— welch unermeßliches Feld eröffnet ſich unſerm „Auge! Jetzt werden die Adern der Erde durch„wühlt, jetzt wird der Grund des Meeres betre„ten, Handel und Wandel blühen: —

Latet sub classibus aequor.

„Der Oſt wird in Weſten, der Weſt in Oſten „bewundert. Die Geburten des Auslandes gewöh„nen ſich unter künſtlichen Himmeln, und die Gar„tenkunſt bringt die Producte von drey Welttheilen

„in einen Garten zusammen. Künstler lernen der „Natur ihre Werke ab, Töne schmelzen die Wil„den, Schönheit und Harmonie veredeln Sitten „und Geschmack, und die Kunst geleitet zu Wissen„schaft und Tugend hinüber ꝛc.“ —

In dieser Abhandlung waren als Belege zu psychologischen Bemerkungen Stellen aus seinem noch ungedruckten Trauerspiele, die Räuber, angeführt. Er citirte es als ein englisches Product unter dem Titel: The Robbers. Das Wort ist ausgesprochen, auf welches die Leser vielleicht schon lange warteten. Wir haben geflissentlich alles voraus geschickt, was über die Akademie und Schillers Aufenthalt daselbst zu sagen ist, um die Entwickelung und das Uebergewicht der Dichtkraft über seine andere Kraft deste faßlicher anschauend zu machen. Zwar ist man vieler Täuschung ausgesetzt, wenn man beweisen will, daß das Geschehene habe geschehen müssen, indessen können wir nicht umhin, zu fragen: hat es anders kommen können? — Ein Knabe voll Fantasie, Sinn für Natur und Menschheit, ein muthiger, gefühlvoller Knabe kommt in jene Akademie — muß acht Jahre daselbst verweilen. Allen seinen Talenten werden bestimmte Beschäftigungen angewiesen — der Wille verschwindet ganz im Gehorsam. — Nur die Fantasie — dieser einzige Nerve, der sich nicht unterbinden — die einzige Ranke, die sich nicht abschneiden läßt. —

nur die Fantaſie blieb alſo frey und unbeſiegt. Und wie der Abgang einiger Sinne die anderen ſchärft und erhöhet, eben ſo bekam Schillers Fantaſie und Dichtkraft durch das Beherrſcht- und Gebundenſeyn der übrigen Kräfte erſt den entſchiedenen Vorrang, ſo daß es uns entſchieden iſt: iene ſo unpoetiſche, ſo zwangreiche Akademie hat Schillern zum Dichter gemacht, ihn, der mancherley hätte werden können. Sollte man aber ſchon in Schiller dem Knaben den künftigen Dichter erkennen wollen, ſo wird man doch gewiß zugeſtehen, daß die erſte Frucht des Genius, „die Räuber,“ gewiß die Spuren des Treibhauſes an ſich trägt, in welchem ſie, ganz gegen die Abſicht des Gärtners und von ihm ungeſehen, aus einem warmen doch von der Sonne nicht beſchienenen Winkel hervor wuchs.

Schiller ſelbſt erkannte dieß, und äußerte ſich bey Gelegenheit der Ankündigung der rheiniſchen Thalia im deutſchen Muſeum vom Jahre 1784 folgender Maßen: „Ein ſeltſamer Mißverſtand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poeſie beleidigte die Geſetze des Inſtitutes, worin ich erzogen wurde, und widerſprach dem Plane ſeines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthuſiasmus mit der militäriſchen Regel; aber Leidenſchaft für die Dichtkunſt iſt feurig und ſtark, wie die erſte Liebe. Was ſie erſticken

ſollte, fachte ſie an, Verhältniſſen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, ſchweifte mein Herz in eine Idealwelt aus — aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiſerne Stäbe ſchieden — unbekannt mit den Menſchen — denn die vier hundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geſchöpf, der getreue Abguß eines und eben dieſes Modelles, von welchem die plaſtiſche Natur ſich feyerlich losſagte, — unbekannt mit den Neigungen freyer, ſich ſelbſt überlaſſener Weſen; — denn hier kam nur Eine zur Reife, Eine, die ich jetzt nicht nennen will, — jede übrige Kraft des Willens erſchlaffte, indem eine einzige ſich convulſiviſch ſpannte; jede Eigenheit, jede Ausgelaſſenheit der tauſendfach ſpielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrſchenden Ordnung verloren. —

Unbekannt mit dem ſchönen Geſchlechte — die Thore dieſes Inſtitutes öffnen ſich, wie man wiſſen wird, Frauenzimmern nur, ehe ſie anfangen intereſſant zu werden, und wenn ſie aufgehört haben, es zu ſeyn — unbekannt mit Menſchen und Menſchenſchickſal, mußte mein Pinſel nothwendig die mittlere Linie zwiſchen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unſterblichkeit wünſchen möchte, um das Beyſpiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beyſchlaf

der Subordination und des Genius in die Welt ſetzte — — ich meine die Räuber. — — Dieß Stück iſt erſchienen. Die ganze ſittliche Welt hat den Verfaſſer, als einen Beleidiger der Majeſtät, vorgefordert. Seine ganze Verantwortung ſey das Klima, unter dem es geboren wurde. Wenn von allen den unzähligen Klageſchriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, ſo iſt es dieſe, daß ich zwey Jahre vorher mir anmaßte, Menſchen zu ſchildern, ehe mir noch einer begegnete.“

Shakespear war es, an deſſen verwandter Flamme ſich Schillers Genius entzündete. Durch ihn ging ihm das Leben auf, das volle Leben ſeiner Seele.

Wie Schuppen fiel es von ſeinen Augen, und klar erkannte er nun ſeine Beſtimmung, die er jubelnd ſeinem Buſenfreunde mittheilte. Zumſteeg war dieſes, der berühmte Tonkünſtler, deſſen letzte Compoſition Johanna's Lebewohl war.

Seine Lieblingslectüre war, außer Shakespear, auch Klopſtock, Oſſian, Plutarch, Young, Göthe und Julius von Tarent. Oft las er dieſen und den Götz von Berlichingen auf Spaziergängen laut vor. Erſteren konnte er zum Theil auswendig, und nützte einige Stellen ſehr glücklich in ſeinen Schauſpielen. Man denke z. B. nur an Aſpermonte, der dem Todten ins Ohr ſchreyt: „Blanca! Blanca! — Da er das nicht hört, wird er nie wieder hören!“ und an

den Räuber, welcher den Franz Moor ins Ohr ruft: „Es gibt einen Bruder zu ermorden! Da er das nicht hört, ist er maustodt.“ Oder man denke an das Leisewitzische Gleichniß: „In einem Jahrhunderte bist du, Fürst, der einzige von allen Tarentinern, den man noch kennt, wie eine Stadt mit der Entfernung verschwindet, und bloß noch die Thürme hervorragen,“ und an die Stelle des Chors in der Braut von Messina: „Völker verrauschen u. s. w. aber der Fürsten einzelne Häupter glänzen erhellt, und Aurora berührt sie mit den ewigen Strahlen, als die ragenden Gipfel der Welt.“

Er dichtete viel in der Militärakademie. Besonders ergriffen ihn und zwey seiner Freunde die von Herder übersetzten altenglischen Balladen, und sie wetteiferten, wer diesen Balladenton wohl am besten träfe. Manches gelang ihnen sehr. Sie versuchten sich in allen Gattungen der Dichtkunst, und bothen einst in aller Stille einem Verleger eine Sammlung ihrer Gedichte an; allein ihre Wahl fiel unglücklich aus. Der Verleger war schon vor mehreren Jahren gestorben.

Schiller dichtete besonders einen „Triumphgesang der Hölle,“ der fürchterlich schön war, und eine „Gruft der Könige.“ In jener regellosen Ode zählte Satan alle seine Erfindungen auf, von Beginn der Welt bis auf heute, um das Menschenge-

ſchlecht zu verderben, und die übrigen Teufel fielen mit blasphemiſchen Chören ein. — Die Gruft der Könige veranlaßte Schubart, ſeine Fürſtengruft zu dichten. — Auch ſchrieb er ein Schauſpiel: Cosmus von Medicis," woraus er ſpäterhin manches in die Räuber verpflanzte. Ein kleines Vorſpiel: „der Jahrmarkt," welches am Geburtstage des Herzogs im akademiſchen Gebäude von Zöglingen der Akademie aufgeführt wurde, verrieth ſchon den genialiſchen Kopf, der mit Proteus Zauberkraft ſich in alle Formen zu wandeln weiß.

Clavigo ward aufgeführt. Schiller übernahm die Rolle des Clavigo. Er fühlte den Dichter ganz; aber die Declamation war zu heftig, die Mimik zu ſonderbar. In der Scene, wo Clavigo über Beaumarchais anſpielende Erzählung unruhig zu werden beginnt, drehete ſich Schiller ſo gewaltig hin und her, daß er beynahe mit ſeinem Seſſel zu Boden ſtürzte.

Im Jahre 1776 ſchickte er heimlich aus dem akademiſch-militäriſchen Kloſter ein Gedicht: „Der Abend," an den Herausgeber des ſchwäbiſchen Magazins von gelehrten Sachen, ein. Nur den Schluß zur Probe, da es nun wahrſcheinlich ganz unbekannt iſt.

Gott thut's, wenn in den weiten Himmeln
Planeten und Kometen wimmeln,

Wenn Sonnen ſich um Achſen dreh'n,
Und an der Erd' vorübergehn;
Gott, — wenn der Adler Wolken theilet,
Von Höhen ſtolz zu Tiefen eilet,
Und wieder auf zur Sonne ſtrebt.
Gott — wenn der Weſt ein Blatt beweget,
Wenn auf dem Blatt ein Wurm ſich reget,
Ein Leben in dem Wurme lebt,
Und hundert Fluthen in ihm ſtrömen,
Wo wieder junge Würmchen ſchwimmen,
Wo wieder eine Seele webt.
Und willſt du, Herr, ſo ſteht des Blutes Lauf,
So ſinkt dem Adler ſein Gefieder,
So weht kein Weſt mehr Blätter nieder,
So hört des Stromes Eilen auf,
Schweigt das Gebraus empörter Meere,
Krümmt ſich kein Wurm, und wirbelt keine Sphäre.
O Dichter, ſchweig! — Zum Lob' der kleinſten Myriaden,
Die ſich in dieſem Meere baden,
Und deren Seyn noch Keines Aug' durchdrang,
Iſt todtes Nichts dein feurigſter Geſang,
Doch bald wirſt du zum Thron' die Purpurflügel ſchwingen,
Dein kühner Blick noch tiefer hierher dringen,
Und heller noch die Engelsharfe klingen!

Dort iſt nicht Abend mehr, nicht Dunkelheit;
Der Herr iſt dort und Ewigkeit.

Der Redacteur ſetzte in der Note bey: er prophezeye dem Verfaſſer ein Os magna Sonaturum. — Eine im Jahre 1777 eben dahin eingeſandte Ode: „Der Eroberer,“ zeugt von größerem Feuer, iſt aber zu überſpannt. Sein Fluch reißt am Weltgerichtstage, die Wage, worauf der Rächer des Eroberes Gräuelthaten wiegt, tiefer zur Hölle hinab.

Dann (ſo ſchließt Schiller) dann iſt auch mein Wunſch,
iſt mein geſuchteſter,
Wärmſter, heißeſter Fluch ganz dann geſättiget;
O dann will ich mit voller
Wonn', mit allen Entzückungen
Am Altare vor dir, Richter, im Staube mich
Wälzen, jauchzend den Tag, wo er gerichtet ward,
Durch die Ewigkeit feyern,
Will ihn nennen den ſchönen Tag.

Im Jahr 1780 lieferte er in das erwähnte Magazin noch eine Ueberſetzung aus dem erſten Buche der Aeneide, mit der Ueberſchrift: „Der Sturm auf dem Tyrrhener Meere.“ Nur einige Proben.

Da beginnt das Heulen der Schiffer, das Schwirren
der Segel,
Da entreiſſen urplötzlich die Wolken dem Auge der Trojer

Himmel und Tag, der Pelagos wallt in Mitternachtsſchauern;
Himmel donnert, und Himmel flammt auf im Tauſendgeblitze,
Tod, Tod flammt der Himmel entgegen dem bebenden Schiffer,
Tod entgegen heult ihm der Sturm, Tod brüllen die Donner. —

Endlich vernahm der meergewaltige König das Toben
Und den gräulichen Aufruhr des ewigen Pontus, die Stürme
Losgelaſſen, und Höhen und Tiefen zuſammengerührt ꝛc.

Ha! das ſoll euch — doch muß ich zuerſt die thürmenden Fluthen
Niederbeugen — Künftighin ſollt ihr ſo gnädig nicht fahren!
Eilet flugs von dannen, und meldet euerm Beherrſcher,
Meldet ihm das: Ich habe zu walten im ewigen Pontus,
Er nicht, ſagt's ihm! Mein, mein iſt der gewaltige,
Dreyzack u. ſ. w.

Hatte er vorher Mißbehagen an ſeiner Umgebung gefühlt; ſo ward ſie jetzt ihm unausſtehlich,

Glücklich fühlte er sich nur, außer bey seinem Freunde, in den wenigen Augenblicken seiner Einsamkeit, die ihm immer zu schnell verflogen; denn in seiner Seele drängten sich Bilder und Gedanken, wie eine werdende Welt, und er konnte endlich dem allmächtigen Drange nicht mehr widerstehen, außer sich darzustellen, was so voll, so glühend in seiner Seele lebte. — So entstanden diese Räuber, worin er seine nach Freyheit lechzende Seele ausstürmen ließ.

Ueberhaupt sind die Räuber, die lediglich während Schillers Aufenthalt auf der Carlsakademie ausgearbeitet wurden, eine merkwürdige psychologische Skizze über den jugendlichen Zustand des Dichters, ein von der aufblühenden Genialität erschaffenes dramatisches Ungeheuer, voll energischen Feuers. Sie bezeichnen, was auch seine früheren Gedichte thun sollten, die ersten Stufen in der Bildungsgeschichte ihres Verfassers, und sollten daher nicht ein Opus serio castigatum, sondern, was auch Schillers späterer Wille war, in der Urschrift, im ersten Originale dem Publicum übergeben werden; denn was man bisher den Räubern nahm, gehört gerade, nach dem Urtheile trefflicher Kenner, zum Genialsten.

Man erzählt, daß Schillern ein von Schubart herrührender Aufsatz im oft gedachten schwäbischen Magazin, und zwar im Jahrgange 1775, S. 30, den ersten Gedanken zu seinen Räubern gab. Die Räu-

ser waren den jugendlichen Vertrauten ihres Verfassers ganz genau bekannt, denn manche excentrische Idee und hoher Sinn für Freyheit belebte auch diese in einer Erziehungsanstalt, in welcher sie mit so vieler Strenge bewacht, und an so manchen der Jugend nicht zusagenden Zwang gebunden waren. Sie suchten in den Stunden der Vergnügungen oft Schillern auf, damit er sie mit einigen Scenen aus seinen Räubern vergnüge, versuchten es wohl gar, ihm, in erhitzter Fantasie, schöpferische Ideen anzugeben, und zur Ausarbeitung mehrerer Scenen ihn zu ermuntern. Er wurde einmahl von einem Aufseher überrascht, als er eben vor einigen seiner Freunde mehrere Stellen aus den Räubern declamirte. Bey den Worten, die Franz zu Mosern sagt: „Ha! was? Kennst du keine drüber? Besinne dich nochmahls? Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem Laute deines Mundes. — Keine einzige drüber?“ öffnete eben der Inspector die Thür. Er sah den jungen Schiller glühend und wie in Verzweifelung. „Ey! so schäme man sich doch!“ rief er aus, „wer wird denn so entrüstet seyn und fluchen?“ — Die anwesenden Zöglinge lachten hinter dem Aufseher in's Fäustchen, und Schiller rief ihm bitter lächelnd nach: „ein confiscirter Kerl!“

Die Kritik seiner Freunde vermochte so viel über ihn, daß er manche zu grelle und sittenlose Scene

in seinen Räubern, die er größten Theils auf dem Krankenzimmer ausarbeitete, wegließ, oder milderte. Der Auftritt, da die Räuber mit Carl Moor in's Nonnenstift, wo Amalia war, mit Waffengewalt eindringen, und der Geliebte im Gotteshause, wo die Vestalinnen bethen, die Geliebte zum Eigenthume fordert, war gräßlich.

Wenn sich auch Schiller in jener Ankündigung der Thalia die Kenntniß der wirklichen Menschen für die Bearbeitungszeit seiner Räuber abspricht, und wir hierin wohl nicht widersprechen können, so ist doch gewiß, daß er frühe den Menschen und die Menschheit kannte. Dahin brachte ihn die Beobachtung seiner selbst, die Lectüre der Dichter, besonders Shakespears, und das Studium der Geschichte, das ihn nicht allein den Geist der Völker kennen, ihre Kräfte und Hülfsmittel abwägen, ihre Verfassungen prüfen lehrte, sondern durch welches auch im Umgange mit verwandten Geistern seine Ideen Vielseitigkeit und Form gewannen. Er fand in der Geschichte, und sahe durch die tragische Kunst nachahmend vor seine Augen gestellt (— wir reden hier mit seinen Worten —), das furchtbar herrliche Schauspiel der alles zerstörenden, wieder erschaffenden und wieder zerstörenden Veränderung — des bald langsam untergrabenden, bald schnell überfallenden Verderbens, — die pathetischen Gemählde der mit dem Schicksale ein-

gehen-

gehenden Menschheit, der unaufhaltsamen Flucht des Glückes, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unschuld.

So wie für Schillern die Geschichte eine liberale, geistreiche Wissenschaft war, so wollte er auch damahls schon, daß man alle Wissenschaften geistvoll und nicht mit jener Kümmerlichkeit betreiben soll, womit man sich in den so genannten Brotwissenschaften oft auf das beschränkt, was, ohne den Geist sonderlich zu nähren, das körperliche Brot am unmittelbarsten berührt und herbeyschafft. Es sind Ideen, die in Jenen Zeiten entstanden, wenn er später sagte: „für den philosophischen Kopf arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Brotgelehrten. Jener weiß alles, was um ihn geschieht und gedacht wird, in sein Eigenthum zu verwandeln — zwischen denkenden Köpfen gilt Eine innige Gemeinschaft aller Güter des Geistes; was einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben. Der Brotgelehrte verzäunet sich gegen alle seine Nachbarn, denen er neidisch Licht und Sonne mißgönnt, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur schwach gegen die siegende Vernunft vertheidiget. — Zu allem, was der Brotgelehrte unternimmt, muß er Reitz und Aufmunterung von außen her borgen: der philosophische Geist findet in seinem Gegenstande, in seinem Fleiße selbst Reitz und Belohnung.“

So entwickelte ſich Schillers Geiſt und Herz in jener Akademie. Weniger vortheilhaft bildete ſich dort ſein Aeußeres. Dem Aufenthalte daſelbſt verdankte er ſeinen im ſpäteren Leben beſonders auffallenden ſteifen Gang. „Ich bin immer noch an die Taktik der Militärſchule gewöhnt!“ ſagte er oft ſcherzend, wenn er den leichten, behenden Gang eines ſeiner Freunde rühmen hörte.

Hierher gehört auch noch ein anderer Umſtand. Bloß den adeligen Zöglingen der Militärakademie ward es erlaubt, zur Auszeichnung vor den bürgerlichen, ihr Haar gepudert zu tragen. Auch Schiller erhielt vom Herzoge dieſe Begünſtigung, weil ſein Vater Major war, und alſo eine adelige Charge bekleidete. Mehrere behaupteten zwar, daß Schillern das Pudern ſeiner Haare um deßwillen anbefohlen worden ſey, weil ſie roth geweſen, und der Herzog rothes Haar nicht habe leiden können. Allein ſo wahrſcheinlich ein ſolcher Befehl und Widerwille gegen rothe Haare bey manchen Eigenheiten mancher Fürſten auch ſeyn könnte; ſo gewiß iſt es doch auch, daß Schiller nicht ſolche auffallend rothe Haare hatte, und daß ihm, nach Verſicherung eines ſeiner mit ihm in der Militärakademie erzogenen Freundes, lediglich aus dem oben berührten Grunde, ſein Haar pudern zu dürfen, erlaubt wurde.

Bald werden wir Schillern das Erziehungshaus

verlaſſen ſehen, in welchem er durch acht Jahr lebte. Dieſe Epoche ſeiner äußerlichen Verhältniſſe fällt ſo ziemlich mit jener ſeiner innerlichen Bildung zuſammen. Wir können die Stufe der Geiſteskraft, auf welcher er bey ſeinem Austritte aus der Akademie ſtand, füglich durch Naturalismus bezeichnen. Wir finden nähmlich bey ihm ein tiefes Gefühl und hohe Kraft, eine höchſt rege Fantaſie, ein Streben nach dem Starken, Großen und Erhabenen, das ſich aber bisweilen verirret. Nicht aus der Schule der franzöſiſchen Regel, ſondern aus dem Park engliſcher Kraft und Kühnheit trat Schiller hervor. Der Mangel an geläutertem Geſchmacke iſt noch ſichtbar; das Gemeine wird dann und wann für das Natürliche, das Derbe für das Starke, das Aufgeſchwollene für das Erhabene genommen.

Wahrhaft bewunderungswürdig iſt ſchon jetzt ſeine Kenntniß des menſchlichen Herzens, ſeine Art, dieſes zu entfalten, ſeine Sicherheit, das unſrige zu bewegen und zu erſchüttern. Zeigt jenes von einem tiefen Nachdenken über den Menſchen, ſo erkennen wir in dem letzten die Fülle und Theilnahme ſeines eigenen Herzens; denn nur das Gefühl erregt das Gefühl.

Stünd im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felſenſteine,
Und umarmend küßt' ich ſie;

Meine Klagen ſtöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug! der ſüßen Sympathie.

Um der Reflexion des Leſers zu Hülfe zu kommen, ſetzen wir am Schluſſe dieſer Abtheilung ein Paar Stellen aus Schillers Schriften her, in welchen ſich das Gute und Mißliche dieſer Bildungsſtufe leicht auffinden und erkennen läßt. Zuerſt eine Stelle aus den Räubern, die in den ſpätern Ausgaben nicht ſteht. Paſtor Moſer kommt in der fürchterlichen Nacht zu dem Böſewicht Franz.

Franz. Sage mir, was iſt die größte Sünde, die ihn am grimmigſten aufbringt?

Moſer. Ich kenne nur zwey. Aber ſie werden nicht von Menſchen begangen, auch ahnden ſie Menſchen nicht.

Franz. Dieſe zwey?

Moſer. Vatermord heißt die eine, Brudermord die andere. — Was macht euch auf einmahl ſo bleich?

Franz. Was Alter? Stehſt du mit dem Himmel oder der Hölle im Bündniſſe? Wer hat dir das geſagt?

Moſer. Wehe dem, der ſie beyde auf dem Herzen hat. Ihm wäre beſſer, daß er nie geboren

wäre. Aber seyd ruhig, ihr habt weder Vater noch Bruder mehr.

Franz. Ha! was? Kennst du keine drüber? Besinne dich nochmahls. Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem Laute deines Mundes. — Keine einzige drüber?

Moser. Keine einzige drüber!

Franz (fällt in einen Stuhl). Zernichtung! Zernichtung!

Moser. Freuet euch! freuet euch doch! Preißt euch doch glücklich! — Bey allen Gräueln seyd ihr noch ein Heiliger gegen den Vatermörder.

Dagegen kommen aber auch Stellen vor, wie folgende: „Frevel, die zum Himmel hinauf stinken, und das jüngste Gericht waffnen.“

„Laß dich von Ambrosiadüften begraben, die aus seinem Rachen dampfen.“

„Blut säufst du, wie Wasser, Menschen wägen auf deinem mörderischen Dolche keine Luftblase.“

„Ein confiscirter Kerl! Sieht er nicht aus, als ob ihn irgend ein Tübinger Buchhändler unserm Herrgott nachgedruckt hätte.“

„Spionen, bedeutende Herren, denen die Großen ein Ohr leihen, wo sie ihre Allwissenheit holen, die sich wie Blutigel in Seelen einbeißen, das Gift aus dem Herzen schlürfen, und an die Behörde speyen.“

„Mein Genie geilte frühzeitig über jedes Gehege.“

In dem Gedichte „Laura am Claviere“ heißt es unter andern:

Seelenvolle Harmonieen wimmeln
Ein wollüstig Ungestüm,
Aus den Saiten, wie aus ihren Himmeln
Neugeborne Seraphim;
Wie des Chaos Riesenarm entronnen,
Aufgejagt vom Schöpfungssturm die Sonnen
Funkelnd fuhren aus der Finsterniß.

Man halte aber auch gegen diese Stelle folgende aus der Kindesmörderinn:

Schön geschmückt mit rosenrothen Schleifen
Deckte mich der Unschuld Schwanenkleid,
In der blonden Locken losen Schweifen
Waren junge Rosen eingestreut:
Wehe! — die Geopferte der Hölle
Schmückt noch jetzt das weißliche Gewand,
Aber ach! — der Rosenschleifen Stelle
Nahm ein schwarzes Todtenband.

Weint um mich, ihr, die ihr nie gefallen,
Denen noch der Unschuld Lilien blühn,
Denen, zu dem weichen Busenwallen,
Heldenstärke die Natur verlieh'n!

Wehe! menſchlich hat dieß Herz empfunden! —
Und Empfindung ſoll mein Richtſchwert ſeyn!
Weh! vom Arm des falſchen Manns umwunden
Schlief Luiſens Tugend ein.

Ach! vielleicht umflattert eine andre
Mein Vergeſſen, dieſes Schlangenherz
Ueberfließt, wenn ich zum Grabe wandre,
An dem Putztiſch in verliebten Scherz!
Spielt vielleicht mit ſeines Mädchens Locke,
Schlingt den Kuß, den ſie entgegen bringt,
Wenn verſpritzt auf dieſem Todesblocke
Hoch mein Blut vom Rumpfe ſpringt.

Joſeph! Joſeph! auf entfernte Meilen
Folge dir Luiſens Todtenchor,
Und des Glockenthurmes dumpfes Heulen
Schlage ſchrecklich mahnend an dein Ohr!
Wenn von eines Mädchens weichem Munde
Dir der Liebe ſanft Gelispel quillt,
Bohr' es plötzlich eine Höllenwunde
In der Wolluſt Roſenſchild!

Ha, Verräther, nicht Luiſens Schmerzen,
Nicht des Weibes Schande, harter Mann!
Nicht das Knäblein unter meinem Herzen,
Nicht, was Löw' und Tiger mildern kann? —

Seine Segel fliegen ſtolz vom Lande,
Meine Augen zittern dunkel nach,
Um die Mädchen an der Seine Strande
Winſelt er ſein falſches Ach! — —

Und das Kindlein, — in der Mutter Schooße
Lag es da, in ſüßer goldner Ruh,
In dem Reitz der jungen Morgenroſe
Lachte mir der holde Kleine zu.
Tödtlichlieblich ſprang aus allen Zügen
Des geliebten Schelmen Conterfey:
Den beklomm'nen Mutterbuſen wiegen
Liebe und — Verrätherey.

III.

Schiller wurde nach der von ihm übergebenen, oben genannten Probeſchrift, Regimentsarzt, keineswegs Chirurgus.

Wie hätte es wohl „dem Genie, das ſo frühzeitig über jedes Gehege geilte,“ möglich werden können, ſich in ein Gehege einſchmiegen zu laſſen? — in ein Gehege, worin es, ſeinen früheren genialiſchen Ausſchweifungen zuwider, der beſchränkteſten Ausſichten ſo manche fand? — Die jeden Trieb freyer Thätigkeit erſtickende Subordination blieb noch immer die ungewünſchte Begleiterinn auf einer gewünſchten und längſt er-

ſehnten freyeren Laufbahn. — Schiller ſah noch Feſſeln um ſich, als er ſich feſſelfrey wähnte. — — Seine Räuber waren erſchienen. Allgemein war der Beyfall, mit welchem ſie aufgenommen wurden. Eben ſollten ſie zum erſten Mahle auf dem Theater in Mannheim aufgeführt werden, als Schillern der längſt genährte Wunſch, „ſie auf dem Theater zu ſehen“ von neuem beſeelte, und er um Urlaub zu einer Reiſe nach Mannheim bey ſeinen Vorgeſezten nachſuchte. Zu jener Zeit machte man es aber allgemein in Stuttgard Schillern zum Vorwurfe, „daß er ſein eigentliches Fach, „„die Medicin““ vernachläſſige, und Komödiant zu werden trachte.“ Deßwegen wurde ihm der verlangte Urlaub abgeſchlagen, und er zugleich in der dißfalls ertheilten Reſolution bedeutet: „ſeinem Dienſte gemäß ſich überall zu betragen, und keinesweges, wie bisher, Anlaß zur Unzufriedenheit mit ihm zu geben, widrigen Falls er es ſich ſelbſt zuzuſchreiben haben werde, wenn die Ergreifung unangenehmer Maßregeln nöthig werden würde.“ — Schiller achtete die Verweigerung jenes Urlaubes nicht, noch weniger aber die dieſelbe begleitende Reſolution. Er übertrug einem Freunde, dem mehr erwähnten Herrn M. in L..., verſchiedene erhaltene Aufträge, und reiſte — ohne Urlaub — nach Mannheim. „Dar-

über dürfen Sie nichts Arges haben!“ (ſo ſchrieb er an denſelben.) Welcher kräftige Jüngling würde nicht wünſchen, das Kind ſeiner erſten Liebe zu ſuchen? — und wünſche ich etwas Anderes zu ſehen, als jenes jugendliche ernſte Kind, welches ſein Daſeyn, wo nicht einem kräftigen Jünglinge, doch einer jugendlichen ernſten Beſchäftigung eines Jünglings zu danken hat?“

Heimlich hatte Schiller dieſe Reiſe nach Mannheim angetreten. Er kam daſelbſt an, ſah mit den feſteſten Entſchlüſſen, in der einmahl betretenen Laufbahn fortzuſchreiten, zum erſten Mahle ſein Trauerſpiel, „die Räuber“ auf der Bühne, und lernte den bekannten und berühmten Schauſpieler Beil kennen. Mit Enthuſiasmus ſah er die Handlung der von ihm erſchaffenen Perſonen, und Beil wußte dieſen Enthuſiasmus zu leiten. Ein anderes Mitglied des Mannheimer Theaters, der bekannte Beck, wurde auch ſein Vertrauter. Dieſe Beyden meinten es ſehr ehrlich mit Schillern bey einer von ihm gemachten Aeußerung, „Mitglied des Theaters zu werden,“ und riethen ihn ſehr ernſtlich von ſeinem Entſchluſſe ab. Der ehrliche Beil ſagte prophetiſch zu ihm: Nicht als Schauſpieler, ſondern als Schauſpieldichter werden

Sie der Stolz deutſcher Bühnen werden!“

Schiller kam, ohne daß man ſeine Abweſenheit bemerkt hatte, in Stuttgard wieder an. Mit dem ausgezeichneteſten Beyfalle waren die Räuber nicht allein in Mannheim auf dem daſigen Theater aufgeführt, ſondern auch an andern Orten, nahmentlich in Stuttgard ſelbſt, geleſen worden. Der Verfaſſer, welcher zeither (nicht zu ſeiner Schande, ſondern zu ſeiner Ehre ſey es geſagt!) als ein excentriſcher Kopf, mitunter als Wildfang bey Vielen gegolten hatte, ward bald ein Gegenſtand allgemeiner Bewunderung — aber auch der ſpeciellen Bewunderung ſeiner Obern, und (wie man ſagt) des Hofes. Der engen Einkerkerung in der Militärſchule entlaſſen, mußte freylich der mit ſo reger Fantaſie begabte, feurige Jüngling vielleicht etwas raſchere Züge aus dem ihm dargereichten Becher der Freyheit thun, (und thun wir dieſe Züge nicht alle in gleichen Verhältniſſen??) — allein, er wurde nicht ihretwegen, ſondern wegen der Räuber ein Gegenſtand jener genannten ſpeciellen Bewunderung und — Verfolgung. Sein Freund, Zumſteeg (deſſen Tod Schiller tief betrauerte), war es, der ihn zuerſt auf die Klippe aufmerkſam machte, an welcher man ihn ſcheitern laſſen wollte. Connexionen und Verhältniſſe öffneten nähmlich dem berühmten Tonkünſtler den

Weg zu manchen imponirenden Familien, in deren Zirkeln er bald die Gefahr vernahm, in welcher Schillers Ruf zu ſchweben ſchien. Er entdeckte dieſe ſeinem Freunde. Schiller forderte ſeinen Abſchied, erhielt ihn, ging aber noch eher aus dem Wirtembergiſchen, als er ihn erhalten hatte. —

In dieſer Lebensepoche Schillers herrſcht großes Dunkel; denn der Unvergeßliche ward in derſelben Menſchenfeind — er verlor das Zutrauen zu Menſchen; — er dachte, wie er nicht lange darauf in einem ſeiner Werke ſchrieb: „Freundſchaft iſt oft verzagt, und immer beſorglich.“

„Die ſchonende Delicateſſe des Umganges machte „einem gebietheriſchen, entſcheidenden Tone Platz, „der um ſo empfindlicher ſchmerzte, weil er nicht „auf den äußerlichen Anſtand, worüber man ſich „mit leichter Mühe tröſtet, ſondern auf eine be„leidigende Vorausſetzung ſeiner perſönlichen Er„habenheit gegründet war. Weil er zu Hauſe öf„ter Betrachtungen Raum gab, die ihn im Tau„mel der Geſellſchaft nicht angehen durften; ſo fa„hen ihn ſeine eigenen Leute ſelten anders als fin„ſter, mürriſch und unglücklich, während er fremde „Zirkel mit einer erzwungenen Fröhlichkeit beſeelte. „In dem Tumulte, durch den er geworfen wurde, „hörte er die ſchwache Stimme der Freundſchaft

herablaſſen wollte, ſie zu hören. — Nationalgeiſt, d. i. die Uebereinſtimmung und Aehnlichkeit der Meinungen eines Volkes bey Gegenſtänden, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet, würde nur die Bühne in einem hohen Grade bewirken können, weil ſie das ganze Gebieth des menſchlichen Wiſſens durchwandert, alle Situationen des Lebens erſchöpft, und in alle Winkel des Herzens hinunter leuchtet, weil ſie alle Stände und Claſſen in ſich vereiniget, und den gebahnteſten Weg zum Verſtande und Herzen hat. — — Daß die Bühne unter allen Erfindungen des Luxus und allen Anſtalten zur geſellſchaftlichen Ergetzlichkeit den Vorzug verdiene, haben ſelbſt ihre Feinde geſtanden. Sie iſt die Stiftung, wo ſich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anſtrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheile der andern geſpannt, kein Vergnügen auf Unkoſten des Ganzen genoſſen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unſere einſamen Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geſchäfte anekeln, wenn tauſend Laſten unſere Seele drücken, und unſere Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufes zu erſticken drohet: ſo empfängt uns die

---

ſchen mehrere Schiller — — wir würden mehr Nationalſtolz und wärmeren Patriotismus beſitzen!!

cke mit dem Censor in scharfen Wortwechsel. Die drey letzten Strophen erlaube man uns anzuführen:

Er kommt zurück, bringt Glück für seine Kinder
Von Völkern mit, die er gesegnet sah.
Der Frühling fliegt voran, sein herrlicher Verkünder.
Jauchzt Bürger, jauchzt! — Carl und der Lenz ist da.

* * *

Sag' Ausland! Schielst du nicht mit neid'schen Blicken
Auf Wirtembergs glückseel'ge Hütten her?
Trügt ihr nicht gern die Ketten, Republiken!
Wär' euer Herrscher — Er?

* * *

Sprecht, Nachbarn sprecht: Ihr habt Ihn selbst gesehen?
Wer tadelt noch der Wirtemberger Stolz?
Es ist gerecht — Ihr müßt es selbst gestehen!
Wir haben Ihn — und spotten eures Golds.

Er arbeitete in Stuttgard noch an Fiesko mit aller Geistesanstrengung, und sagte damahls: „Meine Räuber mögen untergehen! Mein Fiesko soll bleiben." Zu den zwey ersten Stücken des würtembergischem Repertorii trug er Manches

bey. Die Aufsätze: Ueber das gegenwärtige deutsche Theater, der Spaziergang unter den Linden, eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte, fünf bis sechs Recensionen über schönwissenschaftliche Producte und eine ausführliche Kritik über die Räuber gehören ihm zu.

Daß Schiller noch vor erlangtem Abschiede sein Vaterland verließ, dazu hatte er die triftigsten Beweggründe. „Ich muß eilen," schrieb Schiller in jener Epoche an Herrn F.. in St.., „daß ich von hier komme, man möchte mir am Ende gar in Hohenasperg, wie dem biederen Schubart, ein Logis anweisen. Man redet von besserer Ausbildung, die ich bedürfen soll. Es kann seyn, daß man mich in Hohenasperg anders bilden würde; allein man lasse mich nur immerhin bey meiner jetzigen Ausbildung, die ich gern im geringeren, aber mir gefälligeren Grade, besitzen will; — denn so verdanke ich sie doch meinem freyen Willen und der Zwang verachtenden Freyheit." Ferner an Herrn B. in M**: „Ich denke längst in den Angelegenheiten, wobey man mich jetzt unter eine den Geist gefangennehmende Curatel setzen möchte, mündig gewesen zu seyn. Das Beste ist, daß

man solchen plumpen Fesseln ausweichen kann; — mich sollen sie wenigstens niedrücken, und ich eile nächstens, in der gewissen Ueberzeugung, eine Freystatt zu finden, in Ihre Arme."

Die triftigsten Gründe, sagte ich, vermochten Schillern, sein Vaterland zu verlassen. Unter ihnen stand derjenige oben an, daß er nicht im Geringsten mit einer damahls herrschenden Partey in seinem Vaterlande, noch weniger aber mit ihren Planen und Absichten, harmonirte, oder zufrieden war. Vieles von dem, was von oben geäußert, befohlen und unternommen wurde, mißbilligte er nicht allein im Stillen, sondern er ließ auch zuweilen sein Mißfallen in freundschaftlichen Zirkeln laut werden, aus welchen Leute, die Schiller unter seine Freunde zu zählen berechtigt zu seyn glaubte, zuweilen mit bösen Absichten, zuweilen aus Leichtsinn, Schillers Urtheile vor ein Publicum brachten, zu dem sie nicht geäußert worden waren. Auch lauerten hier und da auf ihn Spione, „bedeutende Herren, denen die Großen ein Ohr leihen." — Manchen Gesellschaften, so wie manchen Biedermännern, welche gewissen Leuten als sehr gefährliche Gesellschaften und sehr zweydeutige Charaktermasken galten, war Schiller zugethan. Er sprach von ihnen, und erhob sie mit einer Wärme, die den Verewigten

ewigten so sehr charakterisirte, wenn er von denen sprach, die seinem Herzen theuer waren. Schubarts Schicksal ging ihm sehr nahe zu Herzen. Er saß nähmlich acht lange Jahre auf der Festung Hohenasperg gefangen. Mehrere Motive mochten wohl seine Gegner bey seiner Einkerkerung gehabt haben! — Man sagte, eines derselben sey auch das Distichon gewesen, welches Schubart dem Publicum zu lesen gab und so lautete:

„Als Dionys hört' auf Tyrann zu seyn,
So ward er ein Schulmeisterlein."

Dem sey wie ihm wolle! auf Schillern warteten so ziemlich Schubarts Schicksale, wenn auch die Ursachen derselben von sehr verschiedener Art gewesen wären. Schubart, zu dessen Befreyung bekanntlich am meisten seine unsterbliche Hymne auf Friedrich den Einzigen: „Als ich ein Knabe noch war ꝛc." beytrug, war Schillern sehr zugethan, und erwartete sehr viel von diesem „Feuerkopfe," wie er ihn oft nannte.

Das Tyrannenlied, welches Schiller in Schubarts Chronik hatte einrücken lassen, erregte eine große Sensation, — welche nun vollends durch die Räuber vermehrt und unterhalten wurde, — neben Schillers freymüthigen Aeußerungen über gewisse öffentliche Angelegenheiten Haß und Zorn gegen ihn anfachte, seine Widersacher erregte, und

seine Verfolger ermunterte. Leute, welche, wie mit Falkenaugen auch die Stäubchen zu erkennen wähnen, welche dem Triebwerke menschlicher Handlungen Schwung und Gewicht nehmen oder geben, suchten alles hervor, um den Handlungen Schillers etwas Geheim-Mechanisches anzudichten, was den Handelnden selbst immer zu einer Handlung bestimmt hätte. Man gab beynahe jeder noch so unschuldigen Stelle in den Räubern einen Bezug. „Blut säufst du wie Wasser, — Menschen wägen auf deinem mörderischen Dolche keine Luftblase.“ — „Diesen Ring zog ich einem Minister vom Finger, den ich auf der Jagd zu den Füßen seines Fürsten niederwarf. Er hatte sich aus dem Pöbelstande zu seinem ersten Günstling empor geschmeichelt; der Fall seines Nachbars war seiner Hoheit Schämel. Thränen der Waisen hoben ihn hinauf. — Diesen Diamant zog ich einem andern dieses Gelichters ab, der Ehrenstellen und Aemter an die Meistbiethenden verkaufte, und den trauernden Patrioten von seiner Thür stieß.“ — Dieß waren Stellen, denen man Bezug gab, und die auch, wie man versichert, sehr übel aufgenommen worden seyn sollen. Noch erzählt man als gewiß, daß Graubündner in sehr heftigen Ausdrücken gegen die Räuber unmittelbar beym Herzoge sich beschwert hätten, und deßwegen ein langer Briefwechsel nach Chur geführt worden

ſey. Dieſes ſcheint auch um ſo eher gegründet zu ſeyn, als die Räuber befangenen Graubündnern leicht Anlaß zu Mißvergnügen mit ihrem Verfaſſer geben konnten, und von je her die Regierungen in Helvetien wegen der Preßfreyheit mit den wirtembergiſchen Cenſurbehörden in Zwieſpalt lagen. Schriften, die gegen Wirtemberg gerichtet waren, wurden in der Schweiz gedruckt und verkauft, indeſſen alle Schriften, welche gegen helvetiſche Regierungen erſchienen, im Wirtembergiſchen ausgegeben wurden. — Noch in dieſem Jahre iſt das Vorhergeweſene, bey gewiſſen neueren Beſchwerden, zu Bern zur Sprache gekommen. —

Beſtimmter ſagen Andere: in den Räubern kam ein heftiger Ausfall auf Graubünden vor, den Schiller, weil er einen von da gebürtigen Aufſeher der Carlsakademie bitter haßte, in dem ganzen ſubjectiven Dichtergrimme eines 19jährigen Jünglings hingeworfen hatte. Nun ſtand aber der Herzog gerade im Begriffe, an Graubünden ein Anleihen zu eröffnen, und Schillers Feinde benützten dieſes Verhältniß, ihn dem Fürſten verdächtig zu machen. Schiller erhielt daher den Befehl, den Graubündnern Genugthuung zu verſchaffen, und nie mehr etwas zu ſchreiben.

Es gibt auch Einige, welche gewiſſen Situationen, in welche Schillers biederer Vater ehe-

dem verwickelt worden seyn soll, einen Hauptgrund seines Weggangs aus dem Vaterlande zuschreiben. Der Hof, sagt man, sey sehr unzufrieden mit dem alten Schiller gewesen u. s. w. Freylich konnte man vielleicht auch mit dem Vater unzufrieden seyn, wenn dieser, stolz auf sein Kind, dasselbe bey allen Gelegenheiten zu vertheidigen bemühet war, vielleicht gar eine große Beleidigung seines Ehrgefühles darin fand, wenn er hier und da schiefe, sein väterliches Herz kränkende Urtheile über seinen geliebten Friedrich hören mußte. Allein mit allen Gründen der Wahrheit ist den Behauptungen der Gegner, welche auch Schillers Familie bey seinem Weggange aus dem Vaterlande mit in Betracht ziehen, zu widersprechen. Daraus, daß Schillers gelehrter und biederer Bruder gleichfalls sein Vaterland verlassen hat, d. h. außer dem Würtembergischen wirkt und lebt, daß seine Schwester außer dem Vaterlande an den geschätzten Rath Reinwald in Meiningen verheirathet ist u. s. w. läßt sich für die Behauptungen der Gegner kein sicherer Schluß ziehen. — — Warum floh aber Schiller das Würtembergische so sehr??? Weil er nie Beruf fand, sich wieder in ein Land zu begeben, in welchem er gleich in der frühesten Epoche seiner Bildung so sehr verkannt worden war. — Doch genug — wir haben es hier lediglich

mit Schillern, keinesweges mit den Situationen seiner gleich liebens- und achtungswürdigen Familie zu thun. —

Ueber Schillers frühere Abreise aus Stuttgard war man freylich sehr aufgebracht, man hätte ihn gar zu gern ein Wenig auf die Finger geklopft; allein! sie hatte keinesweges die unangenehmen Folgen, welche man ihr hier und da zuschreibt. Die Urtheile über jene Folgen sind sehr verschieden, und eben deßwegen, weil sie zum Nachtheile der Wahrheit verschieden sind, übergehen wir sie mit Stillschweigen. Am lächerlichsten ist dasjenige, was man sich von einer im Werke gewesenen Auslieferung Schillers erzählt. Ob sie verlangt worden?? das weiß ich nicht; — nimmermehr aber ist davon außer dem Würtembergischen, nahmentlich in Mannheim, die Rede gewesen.

Auch seinen besten Freunden (seine Familie ausgenommen) hatte Schiller seine schnelle Abreise verheimlichet. Zumsteeg wußte darum, und begleitete ihn. Bey dem ersten Dorfe von Stuttgard nahm er Abschied von Schillern. Oefters dachte der Verewigte an diesen Abschied, und als Zumsteeg gestorben war, nannte er ihn den geprüftesten seiner jugendlichen Freunde. —

Nicht wie Kiekindiewelt reiste Schiller aus seinen heimischen Gefilden (einige lassen ihn ohne alle

Hülfsmittel reiſen); er hatte ſeine geliebte Bibliothek, ſeine übrigen Effecten und 400 fl. bares Geld bey ſich. In F..., nicht weit von der Grenze, übernachtete er beym dortigen Prediger, welcher ein Jugendfreund ſeines Vaters war. „Ey! Ey!“ ſagte dieſer während des Tiſchgeſpräches, „Sie haben gar kein gutes Beyſpiel durch Ihre Räuber gegeben!“ In jener wichtigen Lebensepoche Schillers konnte ihn eine ähnliche Aeußerung etwas aufbringen, und dieſe brachte ihn wirklich auf. „Haben Sie wohl je, wie Paſtor Moſer, eines Böſewichts Herz erſchüttert?“ erwiederte Schiller lakoniſch; und — was das Komiſchte iſt — der Eiferer hatte nicht einmahl, wie er nachher geſtand, die Räuber geleſen. — So eiferten wahrſcheinlich zu jener Zeit Mehrere gegen Schillern, die nicht einmahl ſeine Schriften geleſen hatten, geſchweige denn ſeinen Geiſt kannten. Enthuſiasmus oder Abſcheu war es, den die Räuber bewirkten, einen mittleren Weg ſchlug nur ſelten ein billiger Beurtheiler ein. Beſonders drang man darauf, das Stück zu unterdrücken, ſeit ein Haufen kleiner Buben in Leipzig dadurch bewogen ward, der Ruthe zu entlaufen, ihr aber eigentlich erſt recht entgegen lief. Sie wollten auch eine Räuberbande in den böhmiſchen Wäldern zuſammenziehen, kamen aber nicht weit; denn kaum hatten ſie

ein Gesangbuch und eine Pistole gestohlen, als sie schon der Gerechtigkeit in die Hände fielen, die ihnen mit Ruthen den Kitzel vertrieb, armen Wanderern in den Hohlwegen aufzulauern und ihnen die Bürde zu erleichtern. Solche Umstände trugen zu Schillers erstem Rufe nicht wenig bey. Seine späteren Stücke zeigten immer mehr sein glänzendes Talent, seine kleineren Gedichte selbst (in der Anthologie, die er gemeinschaftlich mit Stäudlin herausgegeben hatte), zeigten einen Dichter, wie ihn Deutschland kaum noch hatte, und so war denn auch sehr frühzeitig sein Ruf gegründet.

Schiller kam in Mannheim an, und ward daselbst nicht allein von denen, deren frühere Bekanntschaft er gemacht hatte, sondern auch von Fremden, die ihn durch sein berühmtes Trauerspiel kannten, mit offenen Armen und mit einer Zuvorkommung empfangen, wie solche Wenigen zu Theil werden wird, die in ähnlichen Verhältnissen reisen. Er brauchte keinesweges seine ärztlichen Kenntnisse zu Hülfe zu nehmen, um sich Eingang in Familien, oder wohl Unterstützung zu verschaffen; sein Ruf, sein Herz, sein Geist verschafften ihm den ersten, — seine litterarischen Arbeiten die letzte. Schiller hatte seine ärztlichen Kenntnisse, seit der Abreise von Stuttgard, nie wieder practisch in Anwendung gebracht, — nirgends

hat er ſie als einen Erwerbzweig betrachtet und behandelt.

„Frühe verlor ich“ (ſagt Schiller im deutſchen Muſeum vom Jahre 1784) „mein Vaterland, um es gegen die große Welt umzutauſchen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte!“ Daß er die Welt noch nicht ſo ganz kannte, mußte er auch nicht lange nach ſeiner Ankunft in Mannheim erfahren. Er lieh einem Abenteurer auf die von ihm angenommene Miene der Ehrlichkeit 50 fl. ohne Handſchrift, und wurde betrogen. Er gerieth in eine Geſellſchaft, die mit ihm nur ſeines Geldes und Credites wegen bekannt ſeyn wollte; — ſein guter Genius rettete ihn aber ſehr bald aus den Händen derſelben. Man ſuchte ihn in Intriguen zu verwickeln, aus welchen ihm der biedere Beil bald heraus half, und die ſein Grundſatz: „Friede mit allen Menſchen!“ verſtummen ließ.

„Churpfalz iſt“ (ſo ſchrieb er von Mannheim aus an ſeinen Freund Zumſteeg), „Churpfalz iſt mein Vaterland; denn durch meine Aufnahme in die gelehrte Geſellſchaft, deren Protector der Churfürſt iſt, bin ich nationaliſirt und churfürſtlicher pfalzbayeriſcher Unterthan. Mein Klima iſt das Theater, in dem ich lebe

und webe, und meine Leidenſchaft iſt glücklicher Weiſe auch mein Amt.“ —

Nicht ſo wohl die Fürſprache ſeiner Freunde, unter denen ſich auch ein Dalberg befand, ſondern ſeine Genialität erhoben Schillern in Mannheim ſehr bald. Als Theaterdichter bey der daſigen Bühne angeſtellt, widmete er ſich ganz dem Theater. Schon damahls betrachtete er die Schaubühne als eine moraliſche Anſtalt, als eine Schule der practiſchen Weisheit, als einen Wegweiſer durch das bürgerliche Leben, und als einen unfehlbaren Schlüſſel zu den geheimſten Zugängen der moraliſchen Seele. „Hier nur,“ ſagt er, „hören die Großen der Welt, was ſie nie, oder ſelten hören, — Wahrheit; was ſie nie, oder ſelten ſehen, ſehen ſie hier, den Menſchen.“ — „Welche Verſtärkung für Religion und Geſetze, wenn ſie mit der Schaubühne in Bund träten, wo Anſchauung und lebendige Gegenwart iſt, wo Laſter und Tugend, Glückſeligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tauſend Gemählden faßlich und wahr an den Menſchen vorübergehen, wo die Vorſehung ihre Räthſel auflöſt, ihren Knoten vor ſeinen Augen entwickelt, wo das menſchliche Herz auf den Foltern der Leidenſchaft ſeine leiſeſten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schmin-

ke verſiegt, und die Wahrheit unbeſtechlich, wie Rhadamanthus, Gericht hält. — So gewiß ſichtbare Darſtellung mächtiger wirkt, als todter Buchſtab und kalte Erzählung, ſo gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder, als Moral und Geſetze. — Tauſend Laſter, welche weltliche Gerechtigkeit ungeſtraft duldet, ſtraft ſie; tauſend Tugenden, wovon jene ſchweigt, werden von der Bühne empfohlen. Hier begleitet ſie die Weisheit und Religion. Aus dieſer reinen Quelle ſchöpft ſie ihre Lehren und Muſter, und kleidet die ſtrenge Pflicht in ein reitzendes lockendes Gewand. Mit welchen herrlichen Empfindungen, Entſchlüſſen, Leidenſchaften ſchwellt ſie unſere Seele, welche göttliche Ideale ſtellt ſie uns zur Nacheiferung auf! — — Eben ſo häßlich als liebenswürdig die Tugenden, mahlen ſich die Laſter in ihrem furchtbaren Spiegel ab. — Auch da, wo Religion und Geſetze es unter ihrer Würde achten, Menſchenempfindungen zu begleiten, iſt ſie für unſere Bildung noch geſchäftig. Sie iſt es, die der großen Claſſe von Thoren den Spiegel vorhält, und die tauſendfachen Formen derſelben mit heilſamem Spotte beſchämt. Was ſie oben durch Rührung und Schrecken wirkte, leiſtet ſie hier durch Scherz und Satyre. — — Die Schaubühne allein kann unſere Schwächen belachen, weil ſie unſerer Empfindlichkeit ſchont, und den ſchuldigen Thoren nicht wiſſen will. Ohne roth zu werden, ſe-

hen wir unſere Larve aus dem Spiegel fallen, und danken insgeheim für die ſanfte Ermahnung. — Wenn aber auch die Schaubühne die Summe der Laſter weder tilgt, noch vermindert, hat ſie uns nicht mit denſelben bekannt gemacht? Sie hat uns das Geheimniß verrathen, den Thoren und Laſterhaften ausfindig und unſchädlich zu machen. — Nicht bloß auf Menſchen und Menſchencharakter, auch auf Schickſale macht ſie uns aufmerkſam, und lehrt uns die große Kunſt, ſie zu ertragen. Sie führt uns eine mannigfaltige Scene menſchlicher Leiden vor. Sie zieht uns künſtlich in fremde Bedrängniſſe, und belohnt uns das augenblickliche Leiden mit wollüſtigen Thränen und einem herrlichen Zuwachſe an Muth und Erfahrung. Sie lehrt uns auch, gerecht gegen den Unglücklichen ſeyn, und nachſichtsvoller über ihn richten. Dann nur, wenn wir die Tiefe ſeiner Bedrängniſſe ausmeſſen, dürfen wir das Urtheil über ihn ausſprechen. — Menſchlichkeit und Duldung fangen an, der herrſchende Geiſt unſerer Zeit zu werden; ihre Strahlen ſind bis in die Gerichtsſäle und noch weiter — — — in das Herz der Fürſten gedrungen. Wie viel Antheil an dieſem göttlichen Werke gehört unſeren Bühnen? Sind ſie es nicht, die den Menſchen mit dem Menſchen bekannt machten, und das geheime Räderwerk aufdeckten, nach

welchem er handelt?? — Kein geringeres Verdienſt gebühret der Bühne um die ganze Aufklärung des Verſtandes. Eben hier in dieſer höheren Sphäre weiß der große Kopf, der feurige Patriot ſie erſt ganz zu gebrauchen. — Sie iſt der gemeinſchaftliche Canal, von welchem dem denkenden beſſeren Theile des Volkes das Licht der Weisheit herunterſtrömt, und von da aus in milderen Strahlen durch den ganzen Staat ſich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundſätze, feinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volkes; der Nebel der Barbarey, des finſtern Aberglaubens verſchwindet, die Nacht weicht dem ſiegenden Lichte. Mit ebenſo glücklichem Erfolge würden ſich von der Schaubühne Irrthümer der Erziehung bekämpfen laſſen. Nicht weniger ließen ſich von ihr aus die Meinungen der Nation über Religion und Regenten zurecht weiſen. *) Sogar Induſtrie und Erfindungsgeiſt würden von dem Schauplatze Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe werth hielten, Patrioten zu ſeyn **), und der Staat ſich

*) Dieß geſchah von den Bühnen der Griechen, und geſchieht von den Bühnen der wackern Britten.

**) In dieſer Aeußerung liegt ein merkwürdiger Beytrag zur Charakteriſtik Schillers. Er war ein echter Deutſcher, ganz Patriot. Hätten wir Deut-

herablaſſen wollte, ſie zu hören. — Nationalgeiſt, d. i. die Uebereinſtimmung und Aehnlichkeit der Meinungen eines Volkes bey Gegenſtänden, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet, würde nur die Bühne in einem hohen Grade bewirken können, weil ſie das ganze Gebieth des menſchlichen Wiſſens durchwandert, alle Situationen des Lebens erſchöpft, und in alle Winkel des Herzens hinunter leuchtet, weil ſie alle Stände und Claſſen in ſich vereiniget, und den gebahnteſten Weg zum Verſtande und Herzen hat. — — Daß die Bühne unter allen Erfindungen des Luxus und allen Anſtalten zur geſellſchaftlichen Ergetzlichkeit den Vorzug verdiene, haben ſelbſt ihre Feinde geſtanden. Sie iſt die Stiftung, wo ſich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anſtrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheile der andern geſpannt, kein Vergnügen auf Unkoſten des Ganzen genoſſen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unſere einſamen Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geſchäfte anekeln, wenn tauſend Laſten unſere Seele drücken, und unſere Reitzbarkeit unter Arbeiten des Berufes zu erſticken drohet: ſo empfängt uns die

---

ſchen mehrere Schiller — — wir würden mehr Nationalſtolz und wärmeren Patriotismus beſitzen!!

„Auf diesen Höhen sah auch ich
Die freundliche Natur! — ja dich!“
Fr. Schiller.)

Von Meiningen begab sich Schiller nach Dresden, durch dessen reitzende Lage er sehr entzückt wurde. Die Schönheiten der Natur um jene Residenz, die sächsische Schweiz und das freundliche Thar-and, hoben sehr oft seine Fantasie zum höchsten glücklichen Fluge, und hier war es, wo er oft begeistert der schönen Allmutter Natur ein lautes Bravo! entgegen rief.

Auch in Dresden fand er an einem Becker, Körner, Langbein u. a. trefflichen Gelehrten, die besten Freunde, und überall eine Aufnahme, wie sie nur ein Schiller verdienen konnte. In der Bildungsgeschichte Schillers muß sein Aufenthalt in Dresden und Leipzig, überhaupt sein früheres Leben in Sachsen, als eine sehr wichtige Epoche bezeichnet werden; denn er ließ manchen Funken in seinem Geiste entglimmen, der bisher noch verborgen, wenigstens unentwickelt, gewesen war. Schiller kannte schon sehr frühe aus der Geschichte den Menschen, er besaß eine Welt- und Menschenkenntniß aus Büchern, die er jedoch richtig anwandte, weil er immer genialisch und richtig dachte; — in Mannheim aber und endlich in Dresden lernte er alles, was er bisher nur theoretisch kannte, practisch ken-

gegeben. Einer Bühne, die zu der damahligen Zeit den glänzendsten Bühnen Deutschlands mit Recht sich beyzählen durfte, konnte es an jener Pracht nicht fehlen. Schiller war mit der Aufführung sehr zufrieden, erhielt noch ausgebreiteteren Ruf, und kam dadurch auch mit den Directionen der vorzüglichsten Bühnen in nähere Verbindung.

Auch an Cabale und Liebe arbeitete er mit dem größten Eifer in Mannheim, widmete seine Stunden der Herausgabe der rheinischen Thalia, und nahm Antheil an mehreren damahligen Zeitschriften, worunter auch eine von Armbruster herausgegebene wirtembergische Chronik befindlich war. Er war, was besonders merkwürdig ist, und Schillers Unparteylichkeit gegen sich selbst, seine Anspruchslosigkeit, seine innere Selbstständigkeit darthut — (denn Schiller war nicht von dem schändlichen Egoismus vieler unserer heutigen Gelehrten und Schriftsteller beseelt); — er war, sage ich, der Recensent seiner Räuber, und beurtheilte sie in einer Frankfurter (a. M.) gelehrten Zeitschrift mit einem solchen kritischen Scharfblicke und so strenge, daß er ohne alle Schonung gegen sich verfuhr. „Der Verfasser soll ein Arzt seyn," so schloß er die allen Selbstrecensenten zu empfehlende Recension — und meinte, daß er mit nichten den Kran-

ken zu empfehlen ſey. Er erregte aber viel Aufſehen, als es zur Publicität kam, daß Schiller ſelbſt ſein eigener ſcharfer Kritiker geweſen. „Iſt das nicht ein Aufhebens,“ ſagte er damahls in Becks Gegenwart, „wenn man einmahl von ſich ſelbſt die Wahrheit ſagt!“ An Ståudlins Anthologie nahm Schiller, bekannter Maßen, vielen Antheil, und die kleinen Poeſien, die er darin niederlegte, gründeten frühzeitig die Liebe des Publicums für ihn, die unter allen Generationen der Deutſchen ihm bleiben wird.

Schiller verlebte in Mannheim viele vergnügte und frohe Tage; er fing aber an, ſich ſelbſt zu mißfallen, wünſchte einen beſſeren Wirkungskreis und — andere Verhältniſſe. An ſeinen Freund, Herrn M., ſchrieb er damahls öfter, von einem Mißbehagen gewiſſer Situationen, von dem Hinweggeworfenſeyn auf Einen Punct, von dem Mangel der Selbſtſtändigkeit des menſchlichen Geiſtes, von der Ausübung menſchlicher Tugenden, nicht um der Tugend, ſondern um des eigenen Nutzens willen, von cabaliſtiſchen Rotten unter dem Menſchengeſchlechte u. ſ. w., ohne ſich jedoch näher und ſpecieller zu erklären. So viel war aus ſeiner damahligen Stimmung abzunehmen, daß er Urſache gefunden haben mußte, unzufrieden zu ſeyn.

Zum-

Zumſteeg rieth ihm in einigen Briefen, ſeinem Beyſpiele zu folgen, und ſich zu verehelichen. „Wie könnte," ſo antwortete Schiller mehrere Mahle, „wie könnte wohl ein ſo ſanftes Geſchöpf, wie das Weib iſt, den Gang durchs Leben — das meinige iſt ohne dieß jetzt ſchon dem erſten Theile des verkettetſten und bunteſten Romanes ähnlich, — hazardiren, mit einem ungeſtümen, ſonderbaren Kopfe, wie der meinige iſt, hazardiren mögen? — Nein, lieber Zumſteeg! rathe mir nicht zu einer Inconſequenz meiner bisherigen Handlungsweiſe, und laß mich mein Schickſal, Trotz des warmen Blutes, das in meinen Adern ſtürmen mag, und, Trotz meinem Herzen, das, weil es empfänglich iſt, auch mittheilend ſeyn könnte, allein tragen. Zwar ſoll die Liebe gern auch Bürden tragen, ſie hört dann aber, meiner Anſicht nach, auf, eine uneigennützige Liebe zu ſeyn. Jedoch! laß mich hiervon abbrechen. Du weißt ja, daß ich über dieſen Gegenſtand auf meine eigene Art philoſophire." —

„Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt ſind, jede Blume und jedes entlegene Geſtirn, jeden Wurm und jeden geahndeten höheren Geiſt an

den Buſen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur [illegible] unſerer Geliebten. Der Menſch, der es ſo weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im Kleinen und Großen der Natur aufzuleſen, und zu dieſer Mannigfaltigkeit die große Einheit zu finden, iſt der Gottheit ſchon ſehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in ſeine Perſönlichkeit. Wenn jeder Menſch alle Menſchen liebte, ſo beſäße jeder Einzelne die Welt.“

In ſolchen Augenblicken befand ſich Schiller in ſeinen Jünglingsjahren ſehr oft, in ſolcher Stimmung blieb er bis an das betrauerte Ende ſeiner ſchönen Lebenstage.

Wir machen hier in der Erzählung von Schillers Schickſalen einen Ruhepunct. Nicht, weil dieſe Epoche ſich durch eigene und bedeutende Entwickelungsgrade auszeichnet, ſondern weil wir in den äußeren Verhältniſſen unſeres Freundes nun wieder eine Veränderung ſehen werden, und weil ſeine Abreiſe nach Mannheim und ſein Aufenthalt daſelbſt eine gewiſſe Mittelſtufe bildet, auf welcher wir den Uebergang in die nächſte beobachten können.

Noch ſieht man in Cabale und Liebe zum Theil den Verfaſſer der Räuber. Der Vorwurf iſt edler hier als dort; doch herrſcht auch hier das wilde ungebändigte Feuer des Affects und der erſten

Jugend. Rührung, Erſchütterung ſoll noch oft durch das Uebertriebene bezweckt werden. Die Umriſſe der Figuren ſind kühn und kräftig, aber die Farbengebung grell und überladen. Erſt im Fieſko wird Schillers Uebergang zu einer claſſiſchen Periode ſichtbar. Sichtbar herrſcht ſchon hier die freye künſtleriſche Beſonnenheit in der Anlage des Planes und in der Entwickelung der Charaktere. Wir ſehen überhaupt an Schillern jetzt die beſtimmte Wahl der dramatiſchen Poeſie, wir ſehen dabey das Beſtreben, ſich zu erweitern. Die Herausgabe der Thalia und die Abreiſe von Mannheim zeigen uns ihn in dieſem Drange ſich auszudehnen, und an ſein einmahl erwähltes dramatiſches Wirken die übrigen Arten edler Einſichten und ſchöner Darſtellungen anzureihen.

Hier folgt als Anhang der Brief, den Schiller am 19. Januar 1784 von Mannheim aus an ſeinen Freund Zumſteeg ſchrieb.

„Du ſchreibſt mir ſehr ſchmeichelhaft, daß Dich alles, was mir widerfahre, ſehr warm intereſſire. Sey verſichert, daß ich in eben dem Falle bin. Unmöglich kann mir alſo deine Verheirathung — eine große Epoche unſeres Schickſals — Kleinigkeit ſeyn. Muthe mir indeſſen nicht zu, daß ich hier auskrame, was ich allenfalls über dieſen Punct denke, ſondern nimm meinen wahren und warmen Glückwunſch an. In etwas glaube ich Deine Frau zu ken-

nen — und auch dieſes Wenige berechtiget mich, Deiner Wahl meinen ganzen Beyfall zu geben. Sey mit ihr glücklich, theurer Freund! und handle auch ſo, daß Sie niemahls aufhöre, es mit Dir zu ſeyn. An eine Perſon, die mit uns Freuden und Leiden theilt, die unſern Gefühlen entgegen kommt, und ſich ſo innig, ſo biegſam an unſere Launen ſchmiegt, gekettet zu ſeyn, — an ihrer Bruſt unſere Seele von tauſend Zerſtreuungen, tauſend wilden Wünſchen und unbändigen Leidenſchaften abzuſpannen, — und alle Bitterkeiten des Glücks im Genuſſe der Familie zu verträumen, iſt wahre Wonne des Lebens, um die ich Dich von ganzem Herzen beneide.“

„Aber wie in aller Welt kommſt Du dazu, mich auf dem Wege zur Ehe zu glauben? mich? — So vortheilhaft ich auch von Verbindungen dieſer Art denke, ſo wenig kann ich doch in meiner gegenwärtigen Lage davon Gebrauch machen; denn mein Schickſal, ſo ſehr ich auch wirklich damit zufrieden bin, iſt doch nur ein angenehmer Traum meiner Jugend, den ich nie entſchloſſen war, ewig zu machen. Mein jetziges Leben taugt unvergleichlich für meine 24 Jahre; aber wird es mich auch im 30ſten noch reitzen? Vielleicht darf ich mir einen kleinen Anſpruch auf das, was man Glück heißt, erlauben. — Bedenke ſelbſt, wie mich eine Heirath von der Bahn zu demſelbigen ablenken würde. Zwar habe ich über ein großes Glück meine gewiſſen Capricen, — doch auch bey der größten Gleich-

gültigkeit gegen Ruhm und glänzende Schicksale wäre eine Verheirathung mein Fall nicht; denn mein ungestümer Kopf und warmes Blut würde jetzt noch keine Frau glücklich machen.“

„Nun lieber Freund, erlaube mir auch eine kleine Frage. Hast Du alle Deine Leidenschaften auf Deine Frau verpflanzt, oder allenfalls noch einige glimmende Funken für den Künstler zurückbehalten? Wird die Welt ihre großen Erwartungen von Dir zurücknehmen müssen? oder wirst Du zwischen den Ansprüchen des Genies und Deiner Louise (so heißt sie doch) eine glückliche Theilung machen? Ich habe Dein Gesicht für Ruhm und Unsterblichkeit glühen gesehen. — Dein Ehrgeitz und Dein Talent sollen mir für meine Hoffnungen bürgen.“

„Billig erwartest Du, daß ich Dir meine Schicksale unter fremdem Himmel mittheile; denn mein Leben hat ohnehin die Farbe eines Romans, und mein sonderbarer Kopf läßt freylich auf sonderbare Situationen schließen, aber für Briefe ist dieses Thema zu weitläuftig und vielleicht auch zu gefährlich. Jetzt lebe ich zu Mannheim in einem angenehmen dichterischen Taumel. — Churpfalz ist mein Vaterland; denn durch meine Aufnahme in die gelehrte Gesellschaft, deren Protector der Churfürst ist, bin ich nationalisirt und churfürstlich-pfalzbayerischer Unterthan. Mein Klima ist das Theater, in dem ich lebe und webe,

und meine Leidenschaft ist glücklicher Weise auch mein Amt.“

„Am 27. d. M. ist mein Fiesko mit allem Pomp hier gegeben worden. Nächsten Sonntag wird er wiederholt. In drey Wochen kannst du mein neues Stück: „Louise Müllerinn,“ gedruckt haben.“

„Jetzt lebe wohl, und küsse in meinem Nahmen Deine Frau. — Eifersüchtig wirst Du doch nicht werden? — Deinem Maultrommelvirtuosen ist durch Hrn. Concertmeister Fränzel Protection widerfahren.“

„Noch ein Mahl, lebe wohl! Empfiehl mich allen meinen ehemahligen Freunden, und liebe, wie bisher, Deinen Schiller.“

IV.

Schiller verließ Mannheim. Wohin er kam, war sein Ruf schon voraus. Anfangs war es sein Plan, nach Wien zu reisen, welcher aber schon während seines Aufenthaltes in Maynz und Straßburg ganz abgeändert und für immer aufgehoben wurde. Von je her ein Freund der Sachsen, deren Geschichtschreiber zu werden er sich in früheren Zeiten, hauptsächlich während seines Aufenthaltes in Dresden, woselbst er mit dem biedern, berühmten Humoristen, Langbein, bekannt wurde, vorgenommen hatte, — befand er sich eben zu Frankfurt am Mayn im Zweifel, ob er sogleich nach

Dresden reisen, oder noch in dem gesellschaftlichen und gastfreyen Frankfurt verweilen solle? als er durch ein glückliches Ungefähr früher, als vielleicht sonst geschehen seyn würde, zur Reise nach Sachsen bewogen ward. Göthe nähmlich, den er in etwas früheren Zeiten und vielleicht auch noch damahls, vor seiner persönlichen Bekanntschaft mit ihm, das arrogante Genie zu nennen pflegte — Göthe kam nach Frankfurt am Mayn, als er die vortreffliche verwitwete Herzoginn Amalia von Sachsen-Weimar auf ihren Reisen nach Italien begleitete. Schiller wünschte sehnlich, mit einer Dame bekannt zu werden, welche noch jetzt, wie sie es damahls schon war, wegen der Hoheit ihres Geistes, wegen ihrer glücklichen Regierung als Vormünderinn ihres Landes, den schönen Künsten und Wissenschaften hold und ergeben, eine erhabene Beförderinn derselben und eine Freundinn der Gelehrten war. Tiefurth,*) ihr Lustschluß und Sommeraufenthalt, glich schon damahls und gleicht noch jetzt der freundlichen und ernstlichen Stoa der Athener, wo Na-

*) Ein romantisches Dorf an der Ilm, eine Viertelmeile von Weimar, mit einem herzoglichen Lustschlosse und Park. Nicht weit davon befindet sich auf einer Wiese das neu erbauete geschmackvolle Schützenhaus.

tur, gereinigter Geschmack, Kunst und Wissenschaft in geschwisterlichem Verbande einher wandelten. Hier geht sie oft einsam, die vortreffliche geistvolle Fürstinn, still vertraut mit Griechenlands Weisen, durch die schönen labyrinthischen Pfade des niedlichen Parks, oder ist in Tiefurths prunklosen Zimmern, nicht mit dem Glanze des Hofes, nein! mit der Sonne der Wissenschaften umgeben und mit Gelehrten in Unterhaltung. Bey den meisten Diners, welche sie gibt, sind die Tafeln von gelehrten Männern und Damen besetzt. Die Frau von Berlepsch, Herder, Musäus, Schiller, Göthe, Wieland, Fernow, Chaptal, Böttiger, auch Kotzebue, Merkel u. A. waren öfters im litterarischen Vereine bey der vortrefflichen Herzoginn Amalia zu Tiefurth.

Schiller wünschte, wie gesagt, nichts sehnlicher, als eine Fürstinn kennen zu lernen, von der er so viel Vortreffliches kannte, deren großer Geist und erhabene Denkungsart ihm so sehr gefielen. Um seinen Zwecken sich näher zu führen, suchte er mit Göthen Bekanntschaft zu machen. — Dieß gelang ihm sehr leicht *), und Schiller wurde der Her-

*) Schiller wurde keinesweges damahls von Göthe mit der Art behandelt, wie der verstorbene Bürger

zoginn Amalia vorgestellt. Von einer Herzoginn Amalia läßt es sich allerdings erwarten, daß ein Schiller sehr gut aufgenommen wurde; er ward auch wirklich wie begeistert von dieser Aufnahme, und schloß hier, späterhin auch in Maynz, das freundschaftliche Bündniß mit Göthen, das nur der Tod trennen konnte. Die Herzoginn Amalia ersuchte ihn, sich nach Sachsen zu begeben, und späterhin lernte Schiller auch den jetzt regierenden Herzog von Weimar, den Beschützer und Unterstützer der Künste und Wissenschaften, Carl August, kennen, welcher ihm einen Wirkungskreis in seinen Ländern versprach.

„Unbeschreiblich glücklich bin ich," so schrieb Schiller kurz nach dieser Epoche an seinen Freund M.., „wenn anders die Bekanntschaft mit Großen der Erde ein Glück zu nennen ist. Doch — ich habe ja nicht große, ich habe weise und gute Menschen gesehen; ich habe gefunden, daß Künste und Wissenschaften, Weisheit und Tugend, auch von den Thronen herab, Ken-

---

von ihm behandelt worden seyn soll, oder vielmehr behandelt worden seyn will. Schiller erklärte gleich damahls, als er Göthen persönlich kennen gelernt hatte: „daß er ihn verkannt habe."

ner und Verehrer finden. Die Herzoginn Amalia von Weimar (Du kennst sie gewiß auch, sie, die geistvolle Dame und gepriesene ehemahlige Regentinn) — ich habe sie gesehen — habe mich mit ihr unterhalten dürfen, und — rathest Du wohl, wer mir den Zutritt zu ihr verschaffte?? Göthe war es. Kopfschüttelnd stehst Du da, und ich gebe Deinem Kopfschütteln meinen Beyfall; denn es lehrt mich, künftig nie Menschen rasch und nachgefaßten Vorurtheilen zu beurtheilen. Göthe ist wahrlich ein guter Mensch, und mag er auch Manches gegen sich haben, so kommt doch dieses nicht aus ihm selbst.“ —

Von Frankfurt am Mayn reiste Schiller nach Meiningen, wo er vom letzt verstorbenen Herzoge Georg sehr gut aufgenommen wurde. Daselbst war bey Schillers Ankunft der damahlige Erbprinz, nunmehrige regierende Fürst, Ludwig Friedrich von Schwarzburg-Rudolstadt, gegenwärtig. Man muß den Herzog Georg gekannt haben, und den Fürsten Ludwig Friedrich kennen, um es zu glauben, daß Schiller wie ein Freund empfangen wurde. Beyde Fürsten, innigst geliebt von ihren Unterthanen, vereinten von

je her Popularität mit Humanität, haßten den steifen Zwang der Etiquette, ohne deßwegen ihrer um so mehr hoch geachteten Würde etwas zu vergeben, und rechneten Gelehrte nicht unter das letzte Personal des Hofstaates. Schiller befand sich daher in Meiningen recht sehr wohl, und Herzog Georg versprach ihm Gehalt und Titel, die er auch beyde in der Folge erhielt; denn Schiller ward herzoglicher Sachsen-Meiningisch-Coburgischer Hofrath, und empfing aus der herzoglichen Chatoulle jährlich 400 Rthl. Gehalt.

Schiller war nach dem Regierungsantritte des Fürsten Ludwig Friedrich von Schwarzburg, welcher am 13. April 1793 erfolgte, oft und gern in Rudolstadt. Bey dem dasigen, durch die Güte des jetzigen Fürsten und durch die von ihm dabey eingerichteten Anstalten vortrefflich gewordenen, in seiner Art in Deutschland einzigen (so genannten) Vogelschießen, war Schiller mit vielen Hunderten von distinguirten Fremden oft ein sehr angenehmer Gast. Er ward daselbst Schütze (der Fürst veranstaltete dieß), und als er den ihm dargereichten mit altem Rheinweine gefüllten Becher (der Sitte gemäß) leerte, und Kanonenschüsse zu Ehren des neuen Schützen fielen, wandte sich Schiller zum Fürsten, und sagte: „Gnädigster Herr! Ich wünsche Ihnen alle Kronen der Erde; denn ich

ſehe, Ihre Unterthanen ſind ſehr glücklich.“ —

So oft Schiller in Rudolſtadt war, beſuchte er das Stammhaus der Grafen zu Schwarzburg und die Ruinen des Kloſters Pauli-Zell, welche nicht weit davon entfernt ſind. Wer in jenen Gegenden zu reiſen Gelegenheit findet, befolge ja den ſchönen Rath Schillers, den er jedem ſeiner Bekannten in Weimar gab: „die Natur auf Schwarzburgs hohen Bergen zu belauſchen!“ Der Weg dahin iſt, wie alle Wege durch das Saalthal, auch von Rudolſtadt aus, ſehr romantiſch. Er führt vor dem Flecken Blankenburg vorbey, über deſſen Häuſern ſich die Ruinen einer zerſtörten alten Ritterburg auf hohen Felſen melancholiſch thürmen. Nicht weit davon liegt am Eingange eines düſtern Thales, der Hütte des Hirten im einſamen Thale der Alpen gleich, eine Mühle, wo ſchmale Wege den Eingang zur Schwarzburg dem Wanderer bezeichnen. Das Thal iſt ſehr beengt, auf beyden Seiten mit hohen Gebirgen umgeben, die es zirkelmäßig durchwinden. In ſeiner Mitte rauſcht mit fürchterlichem Getöſe das Flüßchen Schwarza, bald in hellem kieſigem Boden, bald über Felſenmaſſen und Erdſchollen hinweg, die ſich, gleich den Ruinen einer verfallenen Menſchenſchöpfung, in ſeinem Bettchen emporthürmen. Hier das Düſter dichter Fichten und Tannen, dort nacken-

de, den Einſturz drohende Felſen, hier Schlünde, dort Heiden in kleinen Thälern, beſchäftigen in einem Zeitraume von zwey Stunden das Auge und ſeinen Forſcherblick. Oft gleichen die aufgethürmten Felſenmaſſen den Trophäen — oft dem Kirchhofe voll Epitaphien. Beſonders merkwürdig iſt eine große, ungeheuere, von der Natur pyramidenartig geformte Felſenmaſſe, welche rechter Hand nicht weit vom Eingange in das Thal, bey der Blankenburger Papiermühle, ſich erhebt. „Dieſe Pyramide," — ſagte Schiller," — „kann kein Denkmahl abgeben, und ich möchte auch hier den Fürſten gern verewiget wiſſen!" — Der biedere Fürſt hat ſich aber auch hier unter andern dadurch ſchon verewiget, daß er in dieſem unwegſamen und unwirthbaren Thale eine der ſchönſten Chauſſeen hat anlegen und beenden laſſen.

Am Ende des Thales liegt auf hohen Bergen das Schloß Schwarzburg, das ärmliche Dörfchen aber im Thale an der forellenreichen Schwarza. Von vielen zur Zeit des Vogelſchießens in Rudolſtadt ſich aufhaltenden Fremden, ſo wie auch von andern Reiſenden, wird es beſucht, und der Wirth präſentirt beym Abſchiede ein Buch, in welches man ſich einzeichnen muß. Schiller ſchrieb in jenes Tagebuch der Schwarzburg:

„Auf dieſen Höhen ſah auch ich
Die freundliche Natur! — ja dich!“
Fr. Schiller.)

Von Meiningen begab ſich Schiller nach Dresden, durch deſſen reitzende Lage er ſehr entzückt wurde. Die Schönheiten der Natur um jene Reſidenz, die ſächſiſche Schweiz und das freundliche Thar-and, hoben ſehr oft ſeine Fantaſie zum höchſten glücklichen Fluge, und hier war es, wo er oft begeiſtert der ſchönen Allmutter Natur ein lautes Bravo! entgegen rief.

Auch in Dresden fand er an einem Becker, Körner, Langbein u. a. trefflichen Gelehrten, die beſten Freunde, und überall eine Aufnahme, wie ſie nur ein Schiller verdienen konnte. In der Bildungsgeſchichte Schillers muß ſein Aufenthalt in Dresden und Leipzig, überhaupt ſein früheres Leben in Sachſen, als eine ſehr wichtige Epoche bezeichnet werden; denn er ließ manchen Funken in ſeinem Geiſte entglimmen, der bisher noch verborgen, wenigſtens unentwickelt, geweſen war. Schiller kannte ſchon ſehr frühe aus der Geſchichte den Menſchen, er beſaß eine Welt- und Menſchenkenntniß aus Büchern, die er jedoch richtig anwandte, weil er immer genialiſch und richtig dachte; — in Mannheim aber und endlich in Dresden lernte er alles, was er bisher nur theoretiſch kannte, practiſch ken-

nen. Dresdens Kunstreichthümer, seine vortreffliche Bibliothek und andere das Genie ermunternde glückliche Verhältnisse wirkten im glücklichsten Verein auf Schillers Genialität. Besonders aber ergab er sich hier dem gründlichern Studium der Geschichte, und drang tief in ihre Geheimnisse ein. Sein berühmtes Werk: „den Abfall der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung," haben wir hauptsächlich dem ernsten Studium zu verdanken, welches Schiller in Dresden der Geschichte widmete.

Auch an dem Don Carlos arbeitete er in Dresden anfänglich unermüdet, und man kann mit Wahrheit behaupten, daß ihn die Darstellung des Charakters von Philipp an der früheren Beendigung des Stückes verhinderte. Er wollte gern alles lesen, was auf ihn nur irgend einen Bezug haben mochte, und daher läßt sich dann sein vertrauter Umgang mit der Geschichte erklären, welchen er gerade zu jener Zeit pflog. Selbst der Dichtkunst widmete er damahls wenige Stunden, der Geschichte und dem Vergnügen waren die schönen Tage Schillers in Dresden geweihet.

Wir wollen ihn einmahl selbst von jener Epoche reden lassen, um zu beurkunden, daß sie in seiner Bildungsgeschichte sehr wichtig ist. „Es kann mir begegnet seyn," sagt er in Hinsicht auf den Don Car-

los), „daß ich in den ersten Acten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte, vielleicht mögen auch meine eigenen Aeußerungen darüber dem Leser einen Standpunct angewiesen haben, aus dem er jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nähmlich, daß ich ihn ausarbeitete, welches mancher Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat sich in mir selbst Vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen sind, mußte nothwendig auch dieses Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfange vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bey mir aufkamen, verdrängten die früheren. Carlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren so weit voraus gesprungen war, und aus der entgegen gesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es dann, daß ich zu dem

vier-

vierten und fünften Acte ein ganz anderes Herz mitbrachte.“

„Die ungleichartigen Perioden der Menschheit steuern zu unserer Cultur, wie die entlegensten Welttheile zu unserem Luxus.“ — Und manches Ungleichartige steuerte auch in Dresden zu Schillers Cultur. Männer, die seine Verhältnisse daselbst vielleicht nie kannten, wollten in ihm einen Freygeist, andere, die ihn selbst gar nicht kannten, einen heimlichen Anhänger des Katholicismus, schon in Dresden, und (was noch mehr sagt) bis an sein Ende gefunden haben. Ein Freygeist kann Schiller immerhin in früheren Zeiten gewesen seyn; denn wie konnte er sonst so vortrefflich sagen: „Scepticismus und Freydenkerey sind die Fieberparoxismen des menschlichen Geistes, und müssen durch eben die unnatürliche Erschütterung, die sie in gut organisirten Seelen verursachen, zuletzt die Gesundheit befestigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrthum, desto mehr Triumph für die Wahrheit; je quälender der Zweifel, desto größer die Aufforderung zur Ueberzeugung und zu fester Gewißheit.“ Schiller war, nach dem Sinne dieser Worte, ein Freydenker, dessen geistige Gesundheit bald befestiget wurde; dem Katholicismus aber war er nie ergeben, so

gern, wie er auch das Feyerliche der katholischen Kirche in seinen theatralischen Werken anbringen mochte.

Auch war es wohl nur Fräulein von A—, die ihn in Dresden zum Freygeiste machte.

Wer eigentlich Schillers erste Liebe davon getragen, das heißt, auf welchen Gegenstand sich der erste Keim dieses in ihm gewiß hohen und vortrefflichen Gefühls übertragen, kann wohl niemand bestimmen; denn er war mit diesen seinen Empfindungen äußerst geheimnißvoll.

Seine Würde der Frauen mag ein Beweis seyn, wie er diese schätzte, und daß eine solche Hochachtung auch Gefühle für sie voraus setzet, ist wohl unstreitig.

Daß Schiller schon in seinen früheren Jahren, so bald er dazu frey genug war, sich an weibliche Wesen ketten konnte, ist gewiß. Daß er aber in diesen Zeiten seines hohen idealischen Schwunges immer mehr den Geist als den Körper bewunderte, davon konnte man Beweise in jeder Gesellschaft sehen, in welcher er sich befand.

In Leipzig lernte er ein Paar Frauenzimmer kennen, deren Geist ihn sehr fesselte, zwey Schwestern, die ihm sehr werth wurden; und da die eine nachher nach Dresden verheirathet wurde, so zog ihn wirklich diese geistige Unterhaltung, die für ihn gleichsam Bedürfniß geworden war, mit dahin.

Enthuſiaſtiſch ſprach er immer von dieſem Hauſe, wo er mit vielem Vergnügen war, und welches damahls, und ich glaube immer, ſich zu ſeinen vertrauteſten Anhänglichkeiten, zu ſeiner wichtigſten Geiſtesinnigkeit zählte.

In Dresden indeſſen überflügelte ihn denn auch der Gott der Liebe, der für die ſtrahlende Schönheit ſpricht, und er ſtand da, in einem Anſchauen verloren, welches mächtig auf ihn zurück wirkte. Ausgemacht war die Perſon, auf welche ſeine Leidenſchaft fiel, wohl die ſchönſte, damahls in Dresden exiſtirende Schönheit, und welche ſeiner in ſeinen Schriften gemahlten und geſchilderten Damen er ſich nun auch darunter vorſtellen mochte, genug ſie empfing und oft Knieend, alle die Huldigungen, die irgend einer ſeiner verliebten Männer dem Gegenſtande ſeines Herzens vorſagen kann.

Schillers Augen brannten, wenn er ſie ſahe, und man ſahe ihn in dieſer Zeit oft in einer Begeiſterung, die man vorher nicht an ihn bemerkte.

Zu bemerken, daß es gerade der Zeitpunct war, in welchem er ſeinen Carlos arbeitete, und wer weiß, welches Bild zu ſeiner Eboli geſeſſen; denn gerade ihr üppiger ſchöner Körperbau ſah einer Eboli ſo ähnlich, und keiner der ſtolzeſten Fürſten, der je Schönheit zu ſeinem Abgotte machte, hätte ſich geſchämt, ihr ſeine Flamme anzutragen.

Daß Liebe Schwachheit erzeugt, iſt ja lange bekannt. Soll der idealiſche hohe Schiller davon eine Ausnahme ſeyn?

Wirklich kamen manche Schwachheiten hier mit vor, und man behauptete mit ziemlicher Gewißheit, daß das, was Carlos einbrachte, und das war nicht wenig, dem Altare der Liebe wäre geopfert worden.

Schöner mahlt ihn kein Oeſer in Farben, und in Gedanken
Hatte die Fantaſie Schillers ihn nie ſo gemahlt,
Darum entwarf er das Bild einer Eboli, um ſie zu preiſen,
Und als Eboli ſteht lebhaft ſie vor mir da.

In wie weit das Herz gelitten, als ſie ſich hernach trennen, und die blendende Schönheit einen weiten Weg zu ihrer Vermählung antreten mußte, das würden uns vielleicht Aufſätze von ihm ſagen können, wenn er ſie nicht ſelbſt etwa vernichtet hat.

Mißtraue, ſchöne Seele, dieſer Engelgüte,
Dein Mitleid waffnet zum Verbrechen mich;
Gibt's in des Lebens unermeßlichem Gebiethe,
Gibt's einen andern ſchönen Lohn als Dich?

Als das Verbrechen, das ich ewig fliehen wollte?
Tyranniſches Geſchick!
Der einz'ge Lohn, der meine Tugend krönen ſollte,
Iſt meiner Tugend letzter Augenblick.

Man kennt das Gedicht: Freygeiſterey der Leidenſchaft, aus welchem dieſe Strophen genommen ſind. Ein Geiſt von ſeltener Höhe und Tiefe ſpricht ſich darin aus, deſſen Bruſt die Leidenſchaften gewaltig bewegen, der aber ſeine Schmerzen nicht in elegiſche Klagen verhaucht, ſondern aufſteht in ſeiner Kraft, und gegen jedes Schickſal zu kämpfen bereit iſt. Er kürzte in der Folge das Gedicht ab, das aber auch dadurch ſeinen ganzen dichteriſchen Werth verlor; ſein moraliſcher war nicht mehr zu retten. Eine ſolche Stimmung als vorübergehender Zuſtand, iſt einem Feuergeiſte ſeiner Art wohl zu verzeihen. Bab er doch nicht weichlich ſeinen Werth dieſer erſchütternden Liebe Preis, und hat ſtrenge genug für die Freygeiſterey der Leidenſchaft gebüßt. Wie kann ein Menſch, der voll Ernſt und Eifer nach der heiligen Wahrheit ringt, ſtrenger für etwas büßen, als durch Zweifel an Unſterblichkeit und Gottheit! Schiller aber gehörte nicht zu denen, die in bloß äſthetiſchen Spielen ihr Leben vertändeln: das Höchſte und Tiefſte bewegte ſich in ſeiner Seele, die nach Wahrheit dürſtete, und ſein Herz konnte dann nur ruhig ſchla-

gen, wenn es über das Loos der Menschheit befriedigt schlug. Wenn in seiner Seele Zweifel erwachen, wird er keine Rast kennen, bis er den vollen Geist des Tag herauf führt, der diese Gespenster verscheucht.

Schiller stürzte sich jetzt in das Leben, um es mit raschen Zügen zu trinken. Man hüthe sich aber zu glauben, daß er es auf Wüstlings Art gethan, der nichts denkt, als Genuß und Genuß und wieder Genuß. Wochen und Monathe lang saß er vergraben unter Büchern, und stand kaum von seiner Arbeit auf, dann rastete er eine Zeit lang, aber schien nur nicht zu arbeiten. Jene Pausen sind bey großen Geistern nur die Augenblicke, wo die Kraft sich sammelt, um dann mit neuer Spannung zu wirken. So bey Schillern. Er trieb sich jetzt wieder in der schönen Gegend umher, wo in der großen Natur sein Geist sich wieder erhob, in der Einsamkeit sein Herz wieder frischer und lebendiger schlug. Zum bloßen Büchermenschen war er einmahl nicht geschaffen, und wohl uns, daß er es nicht war. Eine seiner liebsten Vergnügungen war, auf einer Gondel den schönen Strom zu befahren, besonders aber bey einem Gewitter, wenn der Strom schäumend sich erhob, und die ganze Natur im Kampfe schien. Je grollender der Donner, desto lieber ihm. Einst, als der Donner mit dem wildesten Schmettern in den Gebirgen krach-

te, der Sturm dem Strom in hohen Wogen aufpeitschte, ward er so entzückt, daß er der furchtbar großen Natur ein jauchzendes Bravo! zurief.

Der Winter raubte ihm diese Freuden, und gab ihn dem geselligen Leben. Sein für die Freundschaft geschaffenes Herz schloß sich gern an Menschen an, er öffnete sich gern, und war einer von den Wenigen, die, ohne Furcht zu verlieren, ihr ganzes Herz eröffnen dürfen. Lassen wir ihn nun im Kreise der Freundschaft beym fröhlichen Becher laut aufjubeln, — es ist so leicht, daß ein solcher Mensch dann die Schranken der Bedachtsamkeit niederstürzt, — lassen wir ihn im Taumel der Freude die Mitternacht ungehört vorüberfliehen; wird er darum ein gemeiner Wüstling seyn? Wird die Freude ihn erniedrigen?

Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod;
Wollust war dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.

Die Tage widmete Schiller in Dresden größten Theils den Freuden der Natur, den geselligen Zirkeln und dem Vergnügen, und im Winter waren sie es, die ihn beym anhaltenden Studieren vergnügten. Von je her ein Freund der nächtlichen Weile und ihrer das Denken erleichternden Ruhe, widmete er auch in Dresden den größten Theil der Nächte dem

Studieren. Seine ſchlafloſen Nächte machten den Körper ſiech, und ſeine Kränklichkeit nahm in Dresden ihren Anfang.

Auch in Leipzig und Gohlis, einem romantiſchen Dörfchen bey Leipzig, brachte Schiller einige Zeit zu, und wurde dort Freund von Göſchen und Jünger, welcher letztere ſich auch damahls in Leipzig einige Monathe aufhielt. Auch hier widmete er dem Studium der Geſchichte ununterbrochenen Eifer, und arbeitete an ſeinem Don Carlos fort.

Vielleicht hatte der erheiternde Umgang mit dem Komiker Einfluß auf unſeren Tragiker gehabt; denn ſeine Stimmung war damahls heiter. Dieß mag uns eine Anecdote beweiſen, die aus Jüngers eigenem Munde iſt.

Schiller war eines Tages lange ausgeblieben, Göſchen war während der Zeit ebenfalls weggegangen, und hatte die Schlüſſel mitgenommen. Als Schiller nach Hauſe kommt, muß er auf dem kleinen Vorſaale bleiben, und ſetzt ſich nieder, um die Scene vollends auszuarbeiten, wo der Prinz mit der Fürſtinn Eboli zuſammen kommt. Zum Unglück aber iſt im Hofe große Wäſche, und die Converſation der Waſchweiber will ſich nicht wohl mit der fürſtlichen Converſation in Schillers Kopfe vertragen. Er gibt dieſe auf. Die ganze Scene aber kommt ihm

ſo drollig vor, daß er ſie, zum Scherze für ſeine Freunde, zu beſingen beſchließt. Hier ein Paar Zeilen aus dieſem Scherzgedichte:

Schon hab' ich meinen Prinzen an der Stelle,
Schon hör' ich Sie! Schon ruft das ſchöne Weib:
Triumph!
— Was hör' ich? — Einen alten Strumpf
Geworfen in die ſchmutz'ge Welle — —

In dieſem drolligen Contraſte ging das ganze Gedicht fort.

Endlich ging Schiller nach Weimar, und ſchrieb von dort an ſeinen oft erwähnten Freund M.: „Ich bin nun, wonach ich mich ſo oft geſehnt habe, in Weimar, und wähne in Griechenlands Ebenen zu wandeln. Der Herzog iſt ein vortrefflicher Fürſt, ein wahrer Vater der Künſte und Wiſſenſchaften, von denen ich hier auch nicht eine einzige verwaiſt getroffen habe, Du müßteſt denn das ſteife Ceremoniel der Höfe in die ernſten Reihen der Künſte oder Wiſſenſchaften aufnehmen wollen. Du kennſt die Männer, auf welche Deutſchland mit Recht ſtolz ſeyn ſoll —

einen Herder, Wieland und andere, und Eine Mauer umſchließt mich jetzt mit ihnen. O! wie vieles Treffliche hat nicht Weimar! — Ich denke hier, wenigſtens im Weimariſchen, mein Leben zu beſchließen, und endlich einmahl ein Vaterland wieder zu erhalten.“ —

An Zumſteeg ſchrieb er zur nähmlichen Zeit: „Von nun an ſtreich mich nur aus der Liſte der litterariſchen Vagabunden aus! Oder haſt Du mir lieber den etwas ehrenvolleren Titel eines Privatgelehrten beygelgt; — ſo ändere auch dieſen — denn ich denke nun bald in Staats- und Adreßkalendern als etwas Oeffentliches zu prangen. — Du lächelſt? und ich wette, daß ich die Deutung dieſes Lächelns errathe. Du meinſt: nun wird er wohl in meine Fußſtapfen treten, und ein ehrlicher Hausvater werden! — Ja, lieber Zumſteeg! — Verſchiedene meiner Meinungen ſind geflohen, und haben ſich mit mir verwandelt, — auch mein Kopf iſt nicht mehr der Sonderling, wie ehedem, und darum ſollſt Du bald von mir vernehmen, daß ich es nicht mehr gut achtete, allein zu ſeyn.“

So war er denn in dem gefeyerten Weimar, wo eine Anzahl der größten Geister beysammen lebte, welche die Zierde und der Stolz der Nation waren, und Weimar noch in späten Zeiten verherrlichen werden.

Schiller hatte ein Recht, sich diesen Geistern zuzugesellen, und doch wohl auch Grund genug, zu hoffen, daß er von ihnen anerkannt werde. Sollte man aber meinen, daß Verdienste hierauf nicht stets Anspruch geben, — nun, so mag es Glück heißen. Genug, Vater Wieland, den er eine Zeit lang bey der Herausgabe des deutschen Mercurs unterstützte, empfing ihn mit gewohnter Herzlichkeit, und der Minister von Göthe wie einen alten Freund. Hier in Weimar erwarb sich Schiller auch die Freundschaft des Herrn von Wolzogen, auf dessen Gütern im Meiningischen er einige Jahre lebte, und dessen Schwester nachher Schillers Gattinn ward. Sie war Schillers Wahl. —

Im Jahre 1789 wurde Schiller als Professor der Geschichte zu Jena angestellt, und hielt vor einem sehr zahlreichen Auditorium seine vortreffliche akademische Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ die bald noch mehr die Herzen der Studierenden für ihn enthusiasmirte. — „Furchtbar und weitumfassend,“ sagt der verewigte Schiller

unter andern darin mit vielem Feuer, — „ist das Gebieth der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnden Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und durch seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredelung, begleitet sie ihn, — von allem, was er sich nahm und gab, muß sie Rechenschaft ablegen. Es ist Keiner unter Ihnen allen, dem die Geschichte nicht etwas Wichtiges zu sagen hätte, alle noch so verschiedenen Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgend wo mit derselben: aber eine Bestimmung theilen Sie alle auf gleiche Weise mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — sich als Menschen auszubilden — und zu dem Menschen eben redet die Geschichte.“ —

Theilnahme an den Menschen und ihren Schicksalen allein ist es, welche die Geschichte wahrhaft interessant macht, und sie mußte daher Schillern frühzeitig schon höchst interessant seyn. Mit einem ganz anderen Auge aber sieht sie der dramatische Dichter, als der gewöhnliche Mensch an. Wenn dieser nur eine müßige Neugier dadurch zu befriedigen verlangt, so hat sich jener gewöhnt, die Begebenheiten immer in ihrem Zusammenhange, nach Grund und Folge zu betrachten, und bringt einen Maßstab in seinem Geiste mit, der ihn hindert, an dem Kleinlichen zu haften.

Kurz, ſeine Anſicht wird nicht bloß hiſtoriſch, ſondern welthiſtoriſch; — ein bedeutender Unterſchied! Er erhebt das Aggregat der Geſchichte zu einem vernunftmäßig zuſammen hangenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgeſetze und des menſchlichen Gemüthes, welche Einheit Urſache iſt, daß die Ereigniſſe des entfernteſten Alterthums, unter dem Zuſammenfluſſe ähnlicher Umſtände von außen, in den neueſten Zeitläuften wiederkehren.

Je öfter und mit je glücklicherem Erfolge er den Verſuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen, deſto mehr wird er geneigt, was er als Urſache und Wirkung in einander greifen ſieht, als Mittel und Abſicht zu verbinden. Eine Erſcheinung nach der andern fängt an, ſich dem blinden Ungefähr, der geſetzloſen Freyheit zu entziehen, und ſich einem übereinſtimmenden Ganzen als ein paſſendes Glied anzureihen.

Indem aber die Geſchichte das feine Getriebe aus einander legt, wodurch die ſtille Hand der Natur ſchon ſeit dem Anfange der Welt die Kräfte des Menſchen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für dieſen großen Naturplan gewonnen worden iſt; ſo ſtellt ſie den wahren Maßſtab für Glückſeligkeit und Verdienſt wieder

het, den der herrschende Wahn in jedem Jahrhunderte anders verfälschte.

Durch dieses alles bildet sich allmählich ein Ideal der Menschheit in seiner Seele aus. Und nun ist der höhere Standpunct errungen, auf welchen Schiller sich stellte, und worauf er nicht besser zu schildern ist, als wenn man Zug für Zug auf ihn die Zeichnung seines Marquis Posa anwendet.

Mit offenen Sinnen, mit allen Kräften der Jugend, allem Drange des Genies, aller Wärme des Herzens in das weite Universum geworfen, sieht er den Menschen im Großen wie im Kleinen handeln; er findet Gelegenheit, sein mitgebrachtes Ideal an den wirkenden Kräften der ganzen Gattung zu prüfen. Alles, was er hört, was er sieht, wird mit lebendigem Enthusiasmus von ihm verschlungen, alles in Beziehung auf jenes Ideal empfunden, gedacht und verarbeitet. Der Mensch zeigt sich ihm in mehreren Varietäten; in mehreren Himmelsstrichen, Verfassungen, Graden der Bildung und Stufen des Glückes lernt er ihn kennen. So erzeugt sich in ihm allmählich eine zusammengesetzte und erhabene Vorstellung des Menschen im Großen und Ganzen, gegen welche jedes einengende kleinere Verhältniß verschwindet. Aus sich selbst tritt er heraus, im großen Weltraume dehnt sich seine Seele ins Weite. Merkwürdige Menschen, die sich in seine Bahn werfen,

zerstreuen seine Aufmerksamkeit, theilen sich in seine Achtung und Liebe. An die Stelle eines Individuums (Laura oder Raphael) tritt bey ihm das ganze Geschlecht; ein vorübergehender jugendlicher Affect erweitert sich in eine allumfassende unendliche Philanthropie. Aus einem müßigen Enthusiasten ist ein thätiger, handelnder Mensch geworden. Jene ehemahligen Träume und Ahndungen, die noch dunkel und unentwickelt in seiner Seele lagen, haben sich zu klaren Begriffen geläutert, müßige Entwürfe in Handlung gesetzt; ein allgemeiner, unbestimmter Drang zu wirken, ist in zweckmäßige Thätigkeit übergegangen, der Geist der Völker wird von ihm studiert, ihre Kräfte, ihre Hülfsmittel abgewogen, ihre Verfassungen geprüft, im Umgange mit verwandten Geistern gewinnen seine Ideen Vielseitigkeit und Form; geprüfte Weltleute, wie ein Wilhelm von Oranien, Coligny u. a. nehmen ihnen das Romantische, und stimmen sie allmählich zu pragmatischer Brauchbarkeit herunter.

Bereichert mit tausend neuen fruchtbaren Begriffen, voll strebender Kräfte, schöpferischer Triebe, kühner und weitumfassender Entwürfe, mit geschäftigem Kopfe, glühendem Herzen, von den großen begeisternden Ideen allgemeiner menschlichen Kraft und menschlichen Adels durchdrungen, und feuriger für die Glückseligkeit dieses großen Ganzen entzündet, das ihm

in ſo vielen Individuen vergegenwärtiget war — ſo kommt er jetzt von der großen Ernte zurück, brennend von Sehnſucht, einen Schauplatz zu finden, auf welchem er dieſe Ideale realiſiren, dieſe geſammelten Schätze in Anwendung bringen könnte. Flanderns Zuſtand biethet ſich ihm dar. Mit dem Geiſte, den Kräften und Hülfsquellen dieſes Volkes bekannt, die er gegen die Macht ſeines Unterdrückers berechnet, will er hier ſein großes Unternehmen ausführen. Sein Ideal kann kein günſtigeres Moment und keinen empfänglicheren Boden finden, und — — — und er ſtellt uns dieſes mit glühenden Zügen in ſeinem Don Carlos, ſo wie die reife Frucht ſeines Umganges mit der hiſtoriſchen Muſe in ſeinem Abfalle der vereinigten Niederlande dar.

Wir dürfen dieſe Epoche der Bildung immerhin jene der welthiſtoriſchen Anſicht nennen. Sie endete bey ihm etwa im Jahre 1791 oder nach Herausgabe der Geſchichte des dreyßigjährigen Krieges.

Neben Don Carlos und der Geſchichte des Abfalls der Niederlande erblicken wir auch in dieſer Periode die Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen und Verſchwörungen aus den mittleren und neueren Zeiten, und den Geiſterſeher, zwey Werke, welche nicht ſo ganz das Gepräge dieſer Entwickelungsſtufe an ſich tragen, aber doch mit ihr zuſammen hangen, ſo wie

er auch ſpäter einmahl ſeine herrſchenden Ideen in einer Prinzeſſinn Turandot verließ. Dieſe epiſodiſchen Werke ſcheinen uns die Kraft und das Bedürfniß der Freyheit anzudeuten, gemäß welcher das Genie ſeine ſich ſelbſt geſetzten Schranken zuweilen überſpringt.

Schiller fühlte, daß ſeine damahls herrſchende welthiſtoriſche Anſicht ſeinem Geiſte nicht hinlänglichen Spielraum gewähre, und ſein Geiſt machte einſtweilen dieſe Ausflüge, bis er, wie wir in der nächſten Abtheilung ſehen werden, ſich einen neuen, aber wieder beſtimmteren Kreis bildete. Daß der Geiſterſeher wirklich nur ein Nebenwerk ſeiner ſonſt ſo ſtetigen Entwickelung war, ſcheint aus dem Umſtande hervor zu gehen, daß er ihn, nachdem ſeine neueren philoſophiſchen und dramatiſchen Ideen geboren waren, nicht mehr fortſetzte, und nicht, wie ein anderer Cervantes, den ungebethenen Fortſetzer beſchämte.

V.

Wir eröffnen dieſe Abtheilung mit einem Briefe eines Augenzeugen, der uns Schillern in ſeinen neuen Umgebungen, Verhältniſſen und Beſtrebungen lebendig abſchildert.

„Ach! mein Freund, ſo mancher in der Ferne für groß geprieſene Mann hat ſo viel bey mir ver-

loren, ſeit ich ihn kenne lernte, Schiller aber gewann unendlich. Der ehrwürdige Grießbach, dieſer Stolz Jena's, das nie völlig zu Grunde gehen kann, ſo lange es ihn noch beſitzt, der ganze Facultäten aufwiegt, ſprach mit Achtung von ihm, der humane und liberale Schütz liebte ihn, Schmid war beredt in ſeinem Lobe, Reinhold wurde warm, wenn er von ſeinem Freunde ſprach, der Enthuſiasmus unter den Studierenden war allgemein für ihn; und dieß alles hatte ich an dem Tage vernommen, als ich ihn ſehen ſollte. Denke Dir ſelbſt, mit welchen Gefühlen ich zu ihm ging, zu ihm, dem ſchon längſt meine Bewunderung gehörte. Nun ſah ich ihn denn, und war ſein von dem Augenblicke an. O, es iſt ſo ſchön, den Mann, den man bewunderte, auch lieben zu können."

„Er war lang von Statur, faſt hager. Sein Körper ſchien den Anſtrengungen des Geiſtes damahls ſchon zu unterliegen, ſein Geſicht war bleich und verfallen, aber eine ſtille Schwärmerey ſchimmerte aus ſeinem ſchönen, belebten Auge, und die hohe, freye Stirn verkündigte den tiefen Denker. Mit Freundlichkeit empfing er mich, ſein ganzes Weſen erweckte das Vertrauen. Da war nichts von Zurückhaltung, nichts von Stolz oder vornehmthuendem Air, er war ſo offen, ſo redlich in allen Aeußerungen, ſo ganz nur ein ſchönes Herz entfaltend, daß mir, ehe eine

Viertelſtunde verging, war, als hätten wir uns ſeit Jahren gekannt. Hier war echte, wahre Menſchengröße. Als ich nachher in ſpäteren Jahren die Worte Schillers las: „Den kindlichen Charakter, den das Genie in ſeinen Werken abdrückt, zeigt es auch in ſeinem Privatleben und in ſeinen Sitten. Es iſt ſchamhaft, weil die Natur dieſes immer iſt; aber es iſt decent, weil nur die Verderbniß decent iſt; es iſt verſtändig, denn die Natur kann nie das Gegentheil ſeyn; aber es iſt nicht liſtig, denn das kann nur die Kunſt ſeyn: es iſt ſeinem Charakter und ſeinen Neigungen treu, aber nicht ſo wohl, weil es Grundſätze hat, als weil die Natur bey allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurück bringt; es iſt beſcheiden, ja blöde, weil das Genie immer ſich ſelbſt ein Geheimniß bleibt, aber es iſt nicht ängſtlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt. Wir wiſſen wenig von dem Privatleben der größten Genies, aber auch das Wenige, was aufbewahret worden iſt, beſtätiget dieſe Behauptung“ — — als, ſage ich, ich dieſe Stelle las, ſtand, wie durch Zauber, dieſe Stunde meiner erſten Unterhaltung mit ihm wieder vor meiner Seele, und ich rief aus: Ja, das iſt Schiller, ſo war er, ſo habe ich, ſo hat jeder ihn gefunden.“

„In Frankfurt erhielt ich die traurige Nachricht,

daß er höchſt gefährlich darnieder liege, und daß man an ſeinem Aufkommen verzweifele. Nachher hat man die voreilige Nachricht von ſeinem Tode ſelbſt in Zeitungen verbreitet; allein die Kunſt des Arztes rettete uns dieß Mahl ſein theures Leben. Der treffliche Herzog von Auguſtenburg beſchloß bey dieſer ihm ſo traurigen Nachricht, dem edleren Sänger ein Denkmahl zu errichten. Erfreuet durch den Widerruf, war er nicht begnügt, dem Todten einen Stein haben geben zu wollen, ſondern vereinigte ſich mit dem trefflichen Miniſter, Grafen von Schimmelmann, und ſicherte Schillern eine lebenslängliche Penſion."

„Unmöglich kann ich mich von dieſem Zeitpuncte entfernen, ohne Dir einige Data mitzutheilen, die zu ſeiner Beurtheilung vielleicht nicht ganz unwichtig ſind."

„Als Schiller copulirt werden ſollte, frug ihn der Prediger, welches Formular er denn bey der Trauung gebrauchen ſollte. — Das alte, das gewöhnliche, — ſagte Schiller — mit dem Kraut und den Diſteln auf dem Felde. Meine Schwiegermutter — ſetzte er hinzu — wird dabey ſeyn, und der iſt unſtreitig das alte Formular das liebſte. — Hier haſt Du Schillern, den gutmüthigen Menſchen. Er mußte lange, ſehr lange gereizt, und dennoch wohl noch veranlaßt werden, — um eine Ironie zu machen."

„Die Würde als Dichter fühlte er sehr tief. Wer ihm diese antastete, dem zeigte er Stolz, und konnte es, wie er den Dichter nahm, auch allerdings. Verschiedentlich hatte er schon Anträge, Gelegenheitsgedichte zu verfertigen, abgewiesen, als endlich einer ihm nachdrücklich zusetzte, und sich gar nicht undeutlich merken ließ, so eine Gelegenheit, sich Ehre zu erwerben, werde ihm nicht bald wieder kommen. „Mein Herr," — erhob sich Schiller — „habe ich mich der Welt als Gelegenheitsdichter gezeigt?" Er ging, und ließ den Pinsel stehen. — Sieh hier den Dichter, der seinen Beruf höher anschlägt, als bloß Verse zu machen."

„Sollte ich Dir den Gelehrten schildern, der mit allem Eifer nach der höchsten erreichbaren Vollkommenheit strebt; so müßte ich Dir zeigen, wie er von Schütz das Griechische erlernt, von Reinhold bewogen, unermüdet Kants Kritiken studiert, und sich mit den besten Dichtern aller Zungen und Zeiten vertraut gemacht habe, und dieß alles, während er Vorlesungen ausarbeitete, die er jedes Mahl sogleich in die Druckerey senden konnte, ohne seinem Nahmen die Achtung zu schmälern, während er über dieß als Schriftsteller äußerst thätig war."

„Um ungestörter studieren und arbeiten zu können, verkehrte er die Ordnung der Natur. Die Nacht, wo aller Lärmen des Lebens verhallt ist, alles Getös

ſchweigt, die Außenwelt nicht die Aufmerkſamkeit zerſtreuet, und man mit ungetheilter Kraft in ſich wirken kann, ſie, mit ihrer tiefen Ruhe, ihrer heiligen Stille, ihrer feyerlichen Erhabenheit, war ihm lieber, als der gaukelnde, lärmende Tag. So ſonderbar es klingen mag, iſt es doch wahr: wenn man gegen Abend zu ihm kam, konnte man an ſeinem Frühſtücke Theil nehmen, und die Mitternacht fand ihn in tiefer Thätigkeit. Das Gepräge der Mitternacht iſt aber auch manchem ſeiner Werke unverkennbar aufgedrückt. Ach! er verlor dadurch nur zu viel von ſeiner Heiterkeit, ſeinen Lebensfreuden, ſeinem Leben ſelbſt, und der Gedanke hat mir ſchon manches Mahl den Genuß ſeiner nächtlichen Größe verbittert. — Auch kann ich unmöglich jetzt weiter ſchreiben.“

Was wir von dieſer Epoche an von Schillern, dem Menſchen, wiſſen, iſt zwar ſehr anziehend, und die Nachrichten reichhaltig genug; da aber nur wenige dieſer Daten und Züge in eine beſtimmte Beziehung der Gleichzeitigkeit und des Zuſammenhanges mit ſeiner ſchriftſtelleriſchen Entwickelung gebracht werden können, ſo geben wir nun die Schilderung der zwey Hauptſtadien, die Schiller, der Schriftſteller, durchlief, und ſparen uns die Erzählung der noch übrigen äußeren Schickſale und die Anführung mancher Charakterzüge zuletzt.

Wir können uns den Uebergang in die nächſte

Periode von etwa acht Jahren, in welchen Philoſophie und Kritik ihn beherrſchten, auf folgende Weiſe denken.

Es mußte ihm bey der gewonnenen Anſicht der Weltbegebenheiten ſchwer fallen, wieder unter die blinde Herrſchaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verſtandes angefangen hatte eine ſo heitere Geſtalt zu gewinnen. Er ſuchte vernünftigen Zweck in dem Gange der Welt, und wollte ſein Ideal nicht bloß in der Bruſt tragen, ſondern auch in der Wirklichkeit erblicken: — Sittlichkeit und Glückſeligkeit in ſchönem Verein.

Wo er Verein gehofft hatte, fand er aber beym beobachtenden Blick auf das Leben nichts als Contraſt, und mußte ſich nothwendig bald die Frage vorlegen, ob denn auch vernünftiger Zweck in dem Gange der Welt ſey, ob unter dieſem Himmel die ſchöne Blüthe ſeines Ideals ſich entfalten könne? Dieſe Frage zu beantworten, kommt der Philoſophie zu, welche ihm den Beſtand der Welt auf zwey Elemente zurückführte — Natur und Geiſterreich, Nothwendigkeit und Freyheit, die er bey immer wiederholter Beobachtung faſt nie in Harmonien, meiſt im Conflict erblickte.

Alſo hinweg mit der falſch verſtandenen Schonung und dem verzärtelten Geſchmacke, der über das ernſte Angeſicht der Nothwendigkeit einen Schleyer wirft, und um ſich bey den Sinnen in Gunſt zu ſetzen, eine Harmonie zwiſchen dem Wohlſeyn und

Wohlverhalten lügt, wovon ſich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirn gegen Stirn zeige ſich uns das böſe Verhängniß. Nicht in der Unwiſſenheit der uns umlagernden Gefahren — denn dieſe muß doch endlich aufhören — nur in der Bekanntſchaft mit derſelben iſt Heil für uns. Zu dieſer Bekanntſchaft nun verhilft uns das furchtbar herrliche Schauſpiel der alles zerſtörenden und wieder erſchaffenden, und wieder zerſtörenden Veränderung — des bald langſam untergrabenden, bald ſchnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetiſchen Gemählde der mit dem Schickſal eingehenden Menſchheit, der unaufhaltſamen Flucht des Glückes, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unſchuld, welche die Geſchichte in reichem Maße aufſtellt, und die tragiſche Kunſt nachahmend vor unſere Augen bringt.

Auf dieſe Betrachtung gründet ſich bey Schillern dreyerley: Veränderte Anſicht der Geſchichte — ſeine Ideen über Beſtimmung und Würde des Menſchen — ſeine Theorie des Erhabenen, des Pathetiſchen und der tragiſchen Kunſt.

Es iſt zur Beurtheilung Schillers, des Schriftſtellers, nothwendig, ſeine veränderte Anſicht der Geſchichte vor allen Dingen zu kennen. Hier liegt für Viele eine Klippe, woran ſie unglücklich ſcheiterten,

welche Schiller aber durch die Kraft ſeines inneren Menſchen glücklich vorüber ſchiffte. Gewöhnlichere Menſchen nähmlich, wenn ſie ihr Ideal mit der Wirklichkeit im Conflict erblicken, die Wirklichkeit ſiegen, die Zeit für ihr Ideal nie reif ſehen, werden bald dahin gebracht, das Ideal aufzugeben. Es vergnügte ſie, wie ein ſchöner Sommernachtstraum; ſie ſind erwacht, und ſuchen ſich mit der Wirklichkeit beſtmöglichſt abzufinden. Nicht alſo Schiller, der ungewöhnliche Menſch. Hier ſein eigenes Bekenntniß.

„Erinnert man ſich, welchen Werth es für ein Vernunftweſen haben muß, ſich ſeiner Unabhängigkeit von Naturgeſetzen bewußt zu werden, ſo begreift man, wie es zugeht, daß Menſchen von erhabener Gemüthsſtimmung durch dieſe ihnen angebothene Idee der Freyheit ſich für allen Fehlſchlag der Erkenntniß für entſchädiget halten können. Die Freyheit in allen ihren moraliſchen Widerſprüchen und phyſiſchen Uebeln iſt für alle edeln Gemüther ein unendlich intereſſanteres Schauſpiel, als Wohlſtand und Ordnung ohne Freyheit, wo die Schafe geduldig dem Hirten folgen, und der ſelbſt herrſchende Wille ſich zum dienſtbaren Gliede eines Uhrwerkes herab ſetzt. Das letzte macht den Menſchen bloß zu einem geiſtreichen Product und glücklicheren Bürger der Natur, die Freyheit macht ihn zum Bürger und Mitherrſcher eines höheren Syſtems, wo es unendlich ehrenvoller iſt, den unterſten

Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reihen anzuführen.“

„Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, und nur aus diesem, ist mir die Weltgeschichte ein erhabenes Object. Die Welt, als historischer Gegenstand, ist im Grunde nichts anderes, als der Conflict der Naturkräfte unter einander selbst, und mit der Freyheit des Menschen und dem Erfolge dieses Kampfes berichtet uns die Geschichte. So weit die Geschichte bis jetzt gekommen ist, hat sie von der Natur (zu der alle Affecte im Menschen gezählt werden müssen) weit größere Thaten zu erzählen, als von der selbstständigen Vernunft, und diese hat bloß durch einzelne Ausnahmen vom Naturgesetze in einem Cato, Aristides, Phocion und ähnlichen Männern ihre Macht behaupten können. Nähert man sich nur der Geschichte mit großen Erwartungen von Licht und Erkenntniß — wie sehr findet man sich da getäuscht! Alle wohlgemeinten Versuche der Philosophie, das, was die moralische Welt fordert, mit dem, was die wirkliche Welt leistet, in Übereinstimmung zu bringen, werden durch die Aussagen der Erfahrungen widerlegt, und so gefällig die Natur in ihrem organischen Reiche sich nach den regulativen Grundsätzen der Beurtheilung richtet, oder zu richten scheint, so unbändig reißt sie im Reiche der

Freyheit den Zügel ab, woran der Speculationsgeiſt ſie gern gefangen führen möchte.“

Schon hieraus geht hervor, daß ſich ſeine Ideen über die Beſtimmung und Würde des Menſchen, weit entfernt, an die ſinnliche Welt ſich anzuſchließen, vielmehr zu dem Erhabenen hinneigen mußten. Der erhabene Gegenſtand aber iſt nach ihm von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unſere Faſſungskraft, und erliegen bey dem Verſuche, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden; oder wir beziehen ihn auf unſere Lebenskraft, und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unſrige in Nichts verſchwindet. Aber ob wir gleich in dem einen wie in dem andern Falle durch ſeine Veranlaſſung das peinliche Gefühl unſerer Grenzen erhalten, ſo fliehen wir ihn doch nicht, ſondern werden vielmehr mit unwiderſtehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieſes wohl möglich ſeyn, wenn die Grenzen unſerer Fantaſie zugleich die Grenzen unſerer Faſſungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert ſeyn wollen, wenn wir nicht noch etwas Anderes im Rückhalte hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergetzen uns an dem Sinnlichunendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr faſſen, und der Verſtand nicht mehr begreift. Wir werden begeiſtert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe ver-

daß er höchſt gefährlich darnieder liege, und daß man an ſeinem Aufkommen verzweifele. Nachher hat man die voreilige Nachricht von ſeinem Tode ſelbſt in Zeitungen verbreitet; allein die Kunſt des Arztes rettete uns dieß Mahl ſein theures Leben. Der treffliche Herzog von Auguſtenburg beſchloß bey dieſer ihm ſo traurigen Nachricht, dem edleren Sänger ein Denkmahl zu errichten. Erfreuet durch den Widerruf, war er nicht begnügt, dem Todten einen Stein haben geben zu wollen, ſondern vereinigte ſich mit dem trefflichen Miniſter, Grafen von Schimmelmann, und ſicherte Schillern eine lebenslängliche Penſion.“

„Unmöglich kann ich mich von dieſem Zeitpuncte entfernen, ohne Dir einige Data mitzutheilen, die zu ſeiner Beurtheilung vielleicht nicht ganz unwichtig ſind.“

„Als Schiller copulirt werden ſollte, frug ihn der Prediger, welches Formular er denn bey der Trauung gebrauchen ſollte. — Das alte, das gewöhnliche, — ſagte Schiller — mit dem Kraut und den Diſteln auf dem Felde. Meine Schwiegermutter — ſetzte er hinzu — wird dabey ſeyn, und der iſt unſtreitig das alte Formular das liebſte. — Hier haſt Du Schillern, den gutmüthigen Menſchen. Er mußte lange, ſehr lange gereizt, und dennoch wohl noch veranlaßt werden, — um eine Xenie zu machen.“

„Die Würde als Dichter fühlte er sehr tief. Wer ihm diese antastete, dem zeigte er Stolz, und konnte es, wie er den Dichter nahm, auch allerdings. Verschiedentlich hatte er schon Anträge, Gelegenheitsgedichte zu verfertigen, abgewiesen, als endlich einer ihm nachdrücklich zusetzte, und sich gar nicht undeutlich merken ließ, so eine Gelegenheit, sich Ehre zu erwerben, werde ihm nicht bald wieder kommen. „Mein Herr," — erhob sich Schiller — „habe ich mich der Welt als Gelegenheitsdichter gezeigt?" Er ging, und ließ den Pinsel stehen. — Sieh hier den Dichter, der seinen Beruf höher anschlägt, als bloß Verse zu machen."

„Sollte ich Dir den Gelehrten schildern, der mit allem Eifer nach der höchsten erreichbaren Vollkommenheit strebt; so müßte ich Dir zeigen, wie er von Schütz das Griechische erlernt, von Reinhold bewogen, unermüdet Kants Kritiken studiert, und sich mit den besten Dichtern aller Zungen und Zeiten vertraut gemacht habe, und dieß alles, während er Vorlesungen ausarbeitete, die er jedes Mahl sogleich in die Druckerey senden konnte, ohne seinem Nahmen die Achtung zu schmälern, während er über dieß als Schriftsteller äußerst thätig war."

„Um ungestörter studieren und arbeiten zu können, verkehrte er die Ordnung der Natur. Die Nacht, wo aller Lärmen des Lebens verhallt ist, alles Getös

ſchweigt, die Außenwelt nicht die Aufmerkſamkeit zerſtreuet, und man mit ungetheilter Kraft in ſich wirken kann, ſie, mit ihrer tiefen Ruhe, ihrer heiligen Stille, ihrer feyerlichen Erhabenheit, war ihm lieber, als der gaukelnde, lärmende Tag. So ſonderbar es klingen mag, iſt es doch wahr: wenn man gegen Abend zu ihm kam, konnte man an ſeinem Frühſtücke Theil nehmen, und die Mitternacht fand ihn in tiefer Thätigkeit. Das Gepräge der Mitternacht iſt aber auch manchem ſeiner Werke unverkennbar aufgedrückt. Ach! er verlor dadurch nur zu viel von ſeiner Heiterkeit, ſeinen Lebensfreuden, ſeinem Leben ſelbſt, und der Gedanke hat mir ſchon manches Mahl den Genuß ſeiner nächtlichen Größe verbittert. — Auch kann ich unmöglich jetzt weiter ſchreiben.“

Was wir von dieſer Epoche an von Schillern, dem Menſchen, wiſſen, iſt zwar ſehr anziehend, und die Nachrichten reichhaltig genug; da aber nur wenige dieſer Daten und Züge in eine beſtimmte Beziehung der Gleichzeitigkeit und des Zuſammenhanges mit ſeiner ſchriftſtelleriſchen Entwickelung gebracht werden können, ſo geben wir nun die Schilderung der zwey Hauptſtadien, die Schiller, der Schriftſteller, durchlief, und ſparen uns die Erzählung der noch übrigen äußeren Schickſale und die Anführung mancher Charakterzüge zuletzt.

Wir können uns den Uebergang in die nächſte

Periode von etwa acht Jahren, in welchen Philoſophie und Kritik ihn beherrſchten, auf folgende Weiſe denken.

Es mußte ihm bey der gewonnenen Anſicht der Weltbegebenheiten ſchwer fallen, wieder unter die blinde Herrſchaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verſtandes angefangen hatte eine ſo heitere Geſtalt zu gewinnen. Er ſuchte vernünftigen Zweck in dem Gange der Welt, und wollte ſein Ideal nicht bloß in der Bruſt tragen, ſondern auch in der Wirklichkeit erblicken: — Sittlichkeit und Glückſeligkeit in ſchönem Verein.

Wo er Verein gehofft hatte, fand er aber beym beobachtenden Blick auf das Leben nichts als Contraſt, und mußte ſich nothwendig bald die Frage vorlegen, ob denn auch vernünftiger Zweck in dem Gange der Welt ſey, ob unter dieſem Himmel die ſchöne Blüthe ſeines Ideals ſich entfalten könne? Dieſe Frage zu beantworten, kommt der Philoſophie zu, welche ihm den Beſtand der Welt auf zwey Elemente zurückführte — Natur und Geiſterreich, Nothwendigkeit und Freyheit, die er bey immer wiederholter Beobachtung faſt nie in Harmonien, meiſt im Conflict erblickte.

Alſo hinweg mit der falſch verſtandenen Schonung und dem verzärtelten Geſchmacke, der über das ernſte Angeſicht der Nothwendigkeit einen Schleyer wirft, und um ſich bey den Sinnen in Gunſt zu ſetzen, eine Harmonie zwiſchen dem Wohlſeyn und

Wohlverhalten lügt, wovon ſich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirn gegen Stirn zeige ſich uns das böſe Verhängniß. Nicht in der Unwiſſenheit der uns umlagernden Gefahren — denn dieſe muß doch endlich aufhören — nur in der Bekanntſchaft mit derſelben iſt Heil für uns. Zu dieſer Bekanntſchaft nun verhilft uns das furchtbar herrliche Schauſpiel der alles zerſtörenden und wieder erſchaffenden, und wieder zerſtörenden Veränderung — des bald langſam untergrabenden, bald ſchnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetiſchen Gemählde der mit dem Schickſal eingehenden Menſchheit, der unaufhaltſamen Flucht des Glückes, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unſchuld, welche die Geſchichte in reichem Maße aufſtellt, und die tragiſche Kunſt nachahmend vor unſere Augen bringt.

Auf dieſe Betrachtung gründet ſich bey Schillern dreyerley: Veränderte Anſicht der Geſchichte — ſeine Ideen über Beſtimmung und Würde des Menſchen — ſeine Theorie des Erhabenen, des Pathetiſchen und der tragiſchen Kunſt.

Es iſt zur Beurtheilung Schillers, des Schriftſtellers, nothwendig, ſeine veränderte Anſicht der Geſchichte vor allen Dingen zu kennen. Hier liegt für Viele eine Klippe, woran ſie unglücklich ſcheiterten,

welche Schiller aber durch die Kraft ſeines inneren Menſchen glücklich vorüber ſchiffte. Gewöhnlichere Menſchen nähmlich, wenn ſie ihr Ideal mit der Wirklichkeit im Conflict erblicken, die Wirklichkeit ſiegen, die Zeit für ihr Ideal nie reif ſehen, werden bald dahin gebracht, das Ideal aufzugeben. Es vergnügte ſie, wie ein ſchöner Sommernachtstraum; ſie ſind erwacht, und ſuchen ſich mit der Wirklichkeit beſtmöglichſt abzufinden. Nicht alſo Schiller, der ungewöhnliche Menſch. Hier ſein eigenes Bekenntniß.

„Erinnert man ſich, welchen Werth es für ein Vernunftweſen haben muß, ſich ſeiner Unabhängigkeit von Naturgeſetzen bewußt zu werden, ſo begreift man, wie es zugeht, daß Menſchen von erhabener Gemüthsſtimmung durch dieſe ihnen angebothene Idee der Freyheit ſich für allen Fehlſchlag der Erkenntniß für entſchädiget halten können. Die Freyheit in allen ihren moraliſchen Widerſprüchen und phyſiſchen Uebeln iſt für alle edeln Gemüther ein unendlich intereſſanteres Schauſpiel, als Wohlſtand und Ordnung ohne Freyheit, wo die Schafe geduldig dem Hirten folgen, und der ſelbſt herrſchende Wille ſich zum dienſtbaren Gliede eines Uhrwerkes herab ſetzt. Das letzte macht den Menſchen bloß zu einem geiſtreichen Product und glücklicheren Bürger der Natur, die Freyheit macht ihn zum Bürger und Mitherrſcher eines höheren Syſtems, wo es unendlich ehrenvoller iſt, den unterſten

Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reihen anzuführen.“

„Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, und nur aus diesem, ist mir die Weltgeschichte ein erhabenes Object. Die Welt, als historischer Gegenstand, ist im Grunde nichts anderes, als der Conflict der Naturkräfte unter einander selbst, und mit der Freyheit des Menschen und dem Erfolge dieses Kampfes berichtet uns die Geschichte. So weit die Geschichte bis jetzt gekommen ist, hat sie von der Natur (zu der alle Affecte im Menschen gezählt werden müssen) weit größere Thaten zu erzählen, als von der selbstständigen Vernunft, und diese hat bloß durch einzelne Ausnahmen vom Naturgesetze in einem Cato, Aristides, Phocion und ähnlichen Männern ihre Macht behaupten können. Nähert man sich nur der Geschichte mit großen Erwartungen von Licht und Erkenntniß — wie sehr findet man sich da getäuscht! Alle wohlgemeinten Versuche der Philosophie, das, was die moralische Welt fordert, mit dem, was die wirkliche Welt leistet, in Uebereinstimmung zu bringen, werden durch die Aussagen der Erfahrungen widerlegt, und so gefällig die Natur in ihrem organischen Reiche sich nach den regulativen Grundsätzen der Beurtheilung richtet, oder zu richten scheint, so unbändig reißt sie im Reiche der

Freyheit den Zügel ab, woran der Speculationsgeiſt ſie gern gefangen führen möchte.“

Schon hieraus geht hervor, daß ſich ſeine Ideen über die Beſtimmung und Würde des Menſchen, weit entfernt, an die ſinnliche Welt ſich anzuſchließen, vielmehr zu dem Erhabenen hinneigen mußten. Der erhabene Gegenſtand aber iſt nach ihm von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unſere Faſſungskraft, und erliegen bey dem Verſuche, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden; oder wir beziehen ihn auf unſere Lebenskraft, und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unſrige in Nichts verſchwindet. Aber ob wir gleich in dem einen wie in dem andern Falle durch ſeine Veranlaſſung das peinliche Gefühl unſerer Grenzen erhalten, ſo fliehen wir ihn doch nicht, ſondern werden vielmehr mit unwiderſtehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieſes wohl möglich ſeyn, wenn die Grenzen unſerer Fantaſie zugleich die Grenzen unſerer Faſſungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert ſeyn wollen, wenn wir nicht noch etwas Anderes im Rückhalte hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergetzen uns an dem Sinnlichunendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr faſſen, und der Verſtand nicht mehr begreift. Wir werden begeiſtert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe ver-

abſcheuen, und verwerfen, was ſie begehren. Gern laſſen wir die Imagination im Reiche der Erſcheinungen ihren Meiſter finden; denn endlich iſt es doch nur eine ſinnliche Kraft, die über eine andere ſinnliche triumphirt, aber an das abſolute Große in uns ſelbſt kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenloſigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der phyſiſchen Nothwendigkeit unſer Wohlſeyn und unſer Daſeyn; denn das erinnert uns eben, daß ſie über unſere Grundſätze nicht zu gebiethen hat. Der Menſch iſt in ihrer Hand, aber des Menſchen Wille iſt in der ſeinigen.

Siehe da, was ihm als Beſtimmung des Menſchen erſchien! An der Disharmonie zwiſchen denjenigen Zügen, die der animaliſchen Natur nach dem Geſetze der Nothwendigkeit eingeprägt werden, und zwiſchen denen, die der ſelbſtthätige Geiſt beſtimmt, erkannte er die Gegenwart eines *überſinnlichen Princips* im Menſchen, welches den Wirkungen der Natur eine Grenze ſetzen kann, und ſich alſo eben dadurch, als von derſelben unterſchieden, kenntlich macht. Nichts anderes alſo konnte ihm die menſchliche Beſtimmung ſeyn, als ein freyes Heraustreten aus dem Gebiethe der Thierheit in das Gebieth der Menſchheit. Unter dem Gebiethe der Thierheit begriff er das ganze Syſtem derjenigen Erſcheinungen am Menſchen, die unter der blinden Gewalt des Naturtriebes ſtehen, und ohne Vorausſetzung einer Frey-

t des Willens vollkommen erklärbar ſind; unter n Gebiethe der Menſchheit aber diejenigen, welche e Geſetze von der Freyheit empfangen.

Leicht zu errathen iſt nun, worin ihm die ei- ntliche Würde des Menſchen beſtand. Wenn ſich : Menſch ſeiner reinen Selbſtſtändigkeit bewußt rd, ſo ſtößt er alles von ſich, was ſich iſt, und r durch dieſe Abſonderung von dem Stoffe gelangt zum Gefühle ſeiner rationalen Freyheit. Dazu er wird, weil die Sinnlichkeit hartnäckig und kraft- ll widerſteht, von ſeiner Seite eine merkliche Ge- alt und große Anſtrengung erfordert, ohne welche ihm unmöglich wäre, die Begierde von ſich zu hal- n, und den nachdrücklich ſprechenden Inſtinct zum chweigen zu bringen. Der ſo geſtimmte Geiſt läßt e von ihm anhängende Natur, ſo wohl da, wo ſie i Dienſte ſeines Willens handelt, als da, wo ſie inem Willen vorgreifen will, erfahren, daß er ihr err iſt.

Solche Anſichten von der Menſchheit und dem ange der Menſchengeſchichte ſind der tragiſchen Kunſt igemein beförderlich, und Schiller machte von nen die Anwendung bald auf dieſe. Die Tragödie ellt dar die Erhabenheit im Leiden, d. i. das Patho- ſche. Auf welche Weiſe?

Bey allem Pathos muß der Sinn durch Leiden, er Geiſt durch Freyheit intereſſirt ſeyn. Fehlt es

einer pathetiſchen Darſtellung an einem Ausdrucke der leidenden Natur, ſo iſt ſie ohne äſthetiſche Kraft, und unſer Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdrucke der ethiſchen Anlage, ſo kann ſie bey aller ſinnlichen Kraft nie pathetiſch ſeyn, und wird unausbleiblich unſere Empfindung empören. Aus aller Freyheit des Gemüthes muß immer der leidende Menſch, aus allem Leiden der Menſchheit muß immer der ſelbſtſtändige oder der Selbſtſtändigkeit fähige Geiſt durchſcheinen.

Auf zweyerley Weiſe aber kann ſich die Selbſtſtändigkeit des Geiſtes im Zuſtande des Leidens offenbaren. Entweder negativ: wenn der ethiſche Menſch von dem phyſiſchen das Geſetz nicht empfängt; oder poſitiv: wenn der ethiſche Menſch dem phyſiſchen das Geſetz gibt. Aus dem erſten entſpringt das Erhabene der Faſſung, aus dem zweyten das Erhabene der Handlung.

Ein Erhabenes der Faſſung iſt jeder von Schickſal unabhängige Charakter. Ein tapferer Geiſt im Kampfe mit der Widerwärtigkeit, ſagt Seneca, iſt ein anziehendes Schauſpiel ſelbſt für die Götter. — Das Erhabene der Faſſung läßt ſich anſchauen, denn es beruht auf der Coexiſtenz; das Erhabene der Handlung hingegen läßt ſich bloß denken, denn es beruht auf der Succeſſion, und der Verſtand iſt nöthig, um das Leiden von einem freyen Entſchluſſe abzuleiten.

Zum Erhabenen der Handlung wird erfordert, daß das Leiden eines Menſchen auf ſeine moraliſche Beſchaffenheit nicht nur keinen Einfluß habe, ſondern vielmehr umgekehrt das Werk eines moraliſchen Charakters ſey. Dieſes kann nun auf zweyerley Weiſe ſeyn. Entweder mittelbar und nach dem Geſetze der Freyheit, wenn er aus Achtung für irgend eine Pflicht das Leiden erwählt. Die Vorſtellung der Pflicht beſtimmt ihn in dieſem Falle als Motiv, und ſein Leiden iſt eine Willenshandlung. Oder unmittelbar und nach dem Geſetze der Nothwendigkeit, wenn er eine übertretene Pflicht moraliſch büßt. Die Vorſtellung der Pflicht beſtimmt ihn in dieſem Falle als Macht, und ſein Leben iſt bloß eine Wirkung. Ein Beyſpiel des erſten gibt uns Regulus, wenn er, um Wort zu halten, ſich der Rachgier der Carthaginenſer ausliefert; zu einem Beyſpiele des zweyten würde er uns dienen, wenn er ſein Wort gebrochen, und das Bewußtſeyn dieſer Schuld ihn elend gemacht hätte.

Die äſthetiſche Kraft, womit uns das Erhabene der Geſinnung und Handlung ergreift, beruhet aber keinesweges auf dem Intereſſe der Vernunft, daß recht gehandelt werde, ſondern auf dem Intereſſe der Einbildungskraft, daß recht handeln möglich ſey, d. h. daß keine Empfindung, wie mächtig ſie auch ſey, die Freyheit des Gemüthes zu unterdrücken ver-

möge. Dieſe Möglichkeit liegt aber in jeder ſtarken Aeußerung von Freyheit und Willenskraft, und wo nur irgend der Dichter dieſe antrifft, da hat er einen zweckmäßigen Gegenſtand für ſeine Darſtellung gefunden. Für ſein Intereſſe iſt es eins, aus welcher Claſſe von Charakteren, der ſchlimmen oder guten, er ſeine Helden nehmen will, da das nähmliche Maß von Kraft, welches zum Guten nöthig iſt, ſehr oft zur Conſequenz im Böſen erfordert werden kann.

Die Periode, in welcher dieſe Ideen bey Schillern herrſchend waren, und die ſich bis 1800 erſtreckt, nennen wir füglich jene der Philoſophie und Kritik. Er ſtudierte mit Eifer die Kantiſche Philoſophie, und legte die Reſultate ſeines Studiums in den Abhandlungen über Anmuth und Würde, über die äſthetiſche Erziehung, ſchmelzende Schönheit u. ſ. w. kurz, in der neuen Thalia, in den Horen und in den Muſenalmanachen dem Publicum vor. — Wie ſehr er das eigentliche Studium auch für das Genie für nothwendig hielt, zeigen folgende Stellen.

„Das Genie iſt bloßes Naturerzeugniß, und wird nach der verkehrten Denkart der Menſchen, die, was nach keiner Vorſchrift nachzuahmen und durch kein Verdienſt zu erringen iſt, gerade am höchſten ſchätzen, mehr als erworbene Kraft des Geiſtes bewundert. Die Günſtlinge der Natur werden bey allen ihren Unarten (wodurch ſie nicht ſelten

ein

ein Gegenstand verdienter Verachtung sind) als ein gewisser Geburtsadel, als eine höhere Kaste betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig sind, und daher über alle Wahl hinaus liegen."

„Aber wie es der Schönheit ergeht, wenn sie nicht zeitig dafür Sorge trägt, sich an der Grazie eine Stütze und eine Stellvertreterinn heran zu ziehen, eben so ergeht es auch dem Genie, wenn es sich durch Grundsätze, Geschmack und Wissenschaft zu stärken verabsäumt. War seine ganze Ausstattung eine lebhafte und blühende Einbildungskraft (und die Natur kann nicht wohl andere als sinnliche Vorzüge ertheilen), so mag es bey Zeiten darauf denken, sich dieses zweydeutigen Geschenkes durch den einzigen Gebrauch zu versichern, wodurch Naturgaben Besitzungen des Geistes werden können; dadurch, meine ich, daß es der Materie Form ertheilt; denn der Geist kann nichts, als was Form ist, sein eigen nennen. Durch keine verhältnißmäßige Kraft der Vernunft beherrscht, wird die wild aufgeschossene, üppige Naturkraft über die Freyheit des Verstandes hinaus wachsen, und sie ersticken."

„Die Erfahrung liefert hiervon reichliche Belege, besonders an denjenigen Dichtergenies, die früher berühmt werden, als sie mündig sind, und wo, wie bey mancher Schönheit, das ganze Talent oft die Jugend ist. Ist aber der kurze Frühling vorbey,

und fragt man nach den Früchten, die er hoffen ließ, so sind es schwammige, und oft verkrüppelte Geburten, die ein mißgeleiteter blinder Bildungstrieb erzeugte. Denn die poetisirende Einbildungskraft sinkt zuweilen auch ganz zu dem Stoffe zurück, aus dem sie sich losgewickelt hatte, und verschmähet es nicht, der Natur bey einem andern solidern Bildungswerke zu dienen, wenn es ihr mit der poetischen Zeugung nicht recht mehr gelingen will.“

Auch Schiller war früher berühmt, als mündig; allein die Früchte, welche der Frühling hoffen ließ, hat auch der Sommer gereift. Wir bemerken an ihm ein rastloses Streben nach immer höherer Vollkommenheit.

Auch als er das Ziel auf seiner philosophischen Laufbahn erreicht hatte, sah er, daß ihm noch ein höheres winke, und dieß war genug für ihn, um nicht stehen zu bleiben.

VI.

Sieht man die Skizze an, welche wir in wenigen charakteristischen Zügen von seiner dritten Periode entwarfen; so wird man klar sehen, daß Schiller sich damahls in einem Zustande von Entzweyung befand, welcher für den Menschen ein sehr zweifelhafter und peinlicher Zustand ist. Die Vernunft auf die Spitze des Zweifels gestellt, sagt Rousseau, kann

ſich nicht lange da halten, ohne auf eine oder die andere Seite hinüber zu ſchwanken. Mit dem Herzen iſt es eben ſo; und da der Menſch aus Vernunft und Herz zugleich beſteht, ſo kann kein Menſch eher vollendet genannt werden, als bis er für beyde feſte Ruhepuncte gefunden hat. Dieſe aber fallen in einander, und der Ruhepunct für jedes iſt zugleich der Vereinigungspunct für beyde. Dieſes ahndend, dichtete Schiller folgende Diſtichen:

Schöne Individualität.

Einig ſollſt Du zwar ſeyn, doch Eines nicht mit dem Ganzen,
Durch die Vernunft biſt Du Eins, einig mit ihm durch das Herz.
Stimme des Ganzen iſt Deine Vernunft, Dein Herz biſt Du ſelber,
Wohl Dir, wenn die Vernunft immer im Herzen Dir wohnt.

Aufgabe.

Keiner ſey gleich dem Andern, doch gleich ſey jeder dem Höchſten!
Wie das zu machen? Es ſey jeder vollendet in ſich.

äußeren Glanz, ging immer ſimpel und prunklos gekleidet, und war Einer von denen, welchen man es ſo oft im gemeinen Leben vorwerfen hört: daß ihnen Wenig oder Nichts kleide! — In großen Zuſammenkünften, beſonders aber am Hofe, war er ängſtlich und zurückhaltend, das Erſtere aber nicht deßwegen, weil er Menſchenfurcht gehabt, oder nicht den Ton der Höfe gekannt hätte: — nein! ſondern aus dem Grunde, weil er, was Schiller nicht gern dulden mochte, ſich einem gewiſſen Zwange unterworfen, und den äußeren Glanz herrſchen ſahe. Letzteres aber, zurückhaltend, war er in allen Geſellſchaften, die nicht Freundſchaft, ſondern Obſervanz und Convenienz verſammelte. Nur mit wenigen Vertrauten unterhielt er ſich da, — dieſes aber herzlich, beredt und wahrhaft amüſirend, obgleich der Ausdruck ſeiner Stimme Furcht vor Lauſchern und Alltagsgeſichtern, hauptſächlich aber vor Allmannskindern (wie er oft ſcherzweiſe, das engliſche Wort nachbildend, ſagte), zu verrathen ſchien. Allein! im freundſchaftlichen Zirkel, unter den Augen und an der Seite ſeiner Familie, ſeiner Vertrauten, ſeiner Freunde, gab es keinen ehrlicheren, biederern, keinen vortrefflicheren Freund, als Schiller war; keinen Mann, der beſſer, belehrender, anziehender hätte unterhalten können, als Schiller; kein Herz, das größeren Antheil an den Angele-

Siehe, daß Du bey Zeiten noch frey auf dem ersten entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang Dich auf dem andern entführt.

Ein scharfsinniger Kunstrichter beschuldigte diese Gnome des schielenden Ausdruckes. Vielleicht aber war ihm in diesem Augenblicke nur Schillers eigenste Meinung nicht gegenwärtig; denn erinnert man sich dieser, so ist in der That alles sehr bestimmt. Um diese Meinung zu fassen, muß man sich der Entzweyung seiner jetzt Ruhe und Einigkeit suchenden Natur erinnern. Drey Wege sind offen, die entzweyete Natur zu besänftigen. Entweder herrscht die Sinnlichkeit über die Vernunft, oder die Vernunft über die Sinnlichkeit; die Empfindung herrscht über das Wahre und Gute, oder das Wahre und Gute über die Empfindung; oder drittens zwischen Sinnlichkeit und Vernunft herrscht Friede und Harmonie, das Wahre und Gute söhnt sich mit der Empfindung aus. Dieses letzte ist das Ideal, welches sich durch Schönheit ausdrückt, durch gefällige Form des Wahren und Guten, durch eine Ankündigung des Uebersinnlichen in dem Sinnlichen.

In der Kantischen Moralphilosophie ist die Idee der Pflicht — sagt Schiller — mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückschreckt,

und einen ſchwachen Verſtand leicht verſuchen könnte, auf dem Wege einer finſtern und mönchiſchen Aſcetik die moraliſche Vollkommenheit zu ſuchen. Er ward der Drako ſeiner Zeit, weil ſie ihm eines Solons noch nicht werth und empfänglich ſchien.

Womit aber hatten es die Kinder des Hauſes verſchuldet, daß er nur für die Knechte ſorgte? Weil oft ſehr unreine Neigungen den Nahmen der Tugend uſurpiren, mußte darum auch der uneigennützige Affect in der edelſten Bruſt verdächtig gemacht werden? — Es iſt für moraliſche Wahrheiten gewiß nicht vortheilhaft, Empfindungen gegen ſich zu haben, die der Menſch ohne Erröthen ſich geſtehen darf.

Dieſem nach beſchloß denn Schiller, ſich und der Welt ein Solon zu werden. Das Paradies, ſah er, war für die Menſchheit verloren (ſie hatte es, da ſie naiv war, jetzt iſt ſie ſentimental), und ewig nie beſitzt ſie es wieder, wie ſie es beſeſſen hat, — in Unſchuld. Soll ſie es je wieder gewinnen; ſo iſt es nur durch Eroberung möglich; der Menſch muß durch Freyheit und mit Bewußtſeyn wieder zur Kindlichkeit ſeiner Menſchheit zurückkehren, ſich die innere Wohlgeſtalt wieder geben, die er hatte, als Unſchuld noch mit ihm ſpielte. Hat er das gethan, dann wird ihn auch die holde Ruhe empfangen, welche die Unſchuld ſtets zu begleiten pflegt, und er hat ſich, ſo weit dieß

überhaupt dem Menschen in dieser Sinnenwelt möglich ist, dem Göttlichen genähert.

Die Naturgegenstände sind, was wir waren; sie sind, was wir wieder werden sollen. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Cultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freyheit, zur Natur zurück führen. Sie sind also zugleich Darstellung unserer verlorenen Kindheit, die uns ewig das Theuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer höchsten Vollendung im Ideale; daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen.

Aber ihre Vollkommenheit ist nicht ihr Verdienst, weil sie nicht das Werk ihrer Wahl ist. Sie gewähren uns also die ganz eigene Lust, daß sie, ohne uns zu beschämen, unsere Muster sind. Als eine beständige Göttererscheinung umgeben sie uns, aber mehr erquickend als blendend.

In diesen Zustand versetzte sich denn Schiller, der gereifte Mann. Wie auch jeder Andere dahin gelangen könne, und welche Wirkungen dieß unausbleiblich in ihm haben werden, ist das Thema zu seinen Briefen über die ästhetische Erziehung, bey denen er von der Fichteschen Philosophie ausging.

Was den Menschen auf den Gipfel der Vollendung hob, das hob auch den Dichter hinauf.

Dringt bis in der Schönheit Sphäre!
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit,
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Natur, Geschichte, Philosophie, Ideal waren demnach die Heiligthümer, denen sich allmählich Schiller nahete. Eine nähere Erzählung von Schillers dramatischer Bildung und Veredelung insbesondere sparen wir uns bis zur Kritik seiner Tragödien, und schreiten zur Sammlung der noch übrigen zerstreueten Züge seines Charakters.

VII.

Schiller hatte auf den ersten Blick (der so oft in der Welt täuschen mag!) in seinem Aeußeren wenig Empfehlendes. — Er war groß und schlank gewachsen, stark im Knochenbaue, dabey aber sehr hager. — Sein Gang war steif und langsam, aber fest und männlich; sein Blick, im Gehen be-

ſtändig zur Erde gehäftet, wie der des tiefſinnigen, ſein Schickſal überdenkenden, oder die Zukunft ergrübelnden Wanderes. — Kaum vernahm er den Gruß der vorübergehenden Bekannten; vernahm er ihn aber, dann griff er, leutſeligen Blickes, nach ſeinem Hute, lüftete ihn nur etwas, oder ſagte auch nur ſein herzliches, freundliches: guten Tag! —

Nicht ſtark war das brünnette Haar ſeines hoch gewölbten Hauptes, und hier und da mit fahler Farbe, die ſpäterhin das Grau des Alters angenommen haben würde, ſchon gezeichnet. Unter ſeiner hohen Stirn und den ſtarken Augenbraunen funkelten zwey ſchöne Sterne, — ſeine ausdrucksvollen, feurigen, das Genie verrathenden, Liebe und Freundſchaft verſprechenden, hohes Zutrauen einflößenden, etwas tief liegenden Augen, — erhob ſich eine griechiſche, die ſprechende Phyſiognomie noch mehr belebende Naſe. Die Lippen waren etwas ſtark aufgeworfen, und bedeckten einen ſchönen männlichen Mund. Ein etwas hervorragendes Kinn mit Grübchen erhöhete den Eindruck, den das Ganze machte. Wangen und Schläfe waren hohl, die Farbe des Geſichtes gewöhnlich bleich.

Es verrieth den großen Denker, — das Genie. Das wenig Empfehlende ſeines Aeußern aber beſtand beſonders in ſeinem ſteifen Gange, in der Haltung ſeines Körpers. Dann hielt er auch wenig auf

äußeren Glanz, ging immer ſimpel und prunklos gekleidet, und war Einer von denen, welchen man es ſo oft im gemeinen Leben vorwerfen hört: daß ihnen Wenig oder Nichts kleide! — In großen Zuſammenkünften, beſonders aber am Hofe, war er ängſtlich und zurückhaltend, das Erſtere aber nicht deßwegen, weil er Menſchenfurcht gehabt, oder nicht den Ton der Höfe gekannt hätte: — nein! ſondern aus dem Grunde, weil er, was Schiller nicht gern dulden mochte, ſich einem gewiſſen Zwange unterworfen, und den äußeren Glanz herrſchen ſahe. Letzteres aber, zurückhaltend, war er in allen Geſellſchaften, die nicht Freundſchaft, ſondern Obſervanz und Convenienz verſammelte. Nur mit wenigen Vertrauten unterhielt er ſich da, — dieſes aber herzlich, beredt und wahrhaft amüſirend, obgleich der Ausdruck ſeiner Stimme Furcht vor Lauſchern und Alltagsgeſichtern, hauptſächlich aber vor Allmannskindern (wie er oft ſcherzweiſe, das engliſche Wort nachbildend, ſagte), zu verrathen ſchien. Allein! im freundſchaftlichen Zirkel, unter den Augen und an der Seite ſeiner Familie, ſeiner Vertrauten, ſeiner Freunde, gab es keinen ehrlicheren, biederern, keinen vortrefflicheren Freund, als Schiller war; keinen Mann, der beſſer, belehrender, anziehender hätte unterhalten können, als Schiller; kein Herz, das größeren Antheil an den Angele-

genheiten und Begegniſſen der Menſchheit nehmen, bey Freundes Glück oder Unglück äußern, bey den Wehen der Nationen fühlen und empfinden, ſich ſo ganz dem Freunde, dem Staate, der Welt hingeben konnte, als Schillers Herz. Herzerhebend — göttlich waren ſeine Aeußerungen über die Bildung der Menſchheit. — Groß war ſeine Hoffnung, daß noch einſtens Heinrichs des Vierten, Königs von Frankreich, Ideen, einen ewigen Frieden, eine dauerhafte, beglückende Verbindung unter allen cultivirten Nationen herzuſtellen, in Erfüllung gehen würden.

Er verſagte in einem Zirkel keine Freude. Er nahm Theil an allem. Gern machte er ein Spielchen, aber es durfte keine Partie ſeyn, die die Zungen band.

Er hatte wirklich zuweilen etwas trübes, und kam auch wohl, wenn er noch nicht wußte, wer mit da war, trübe in eine Geſellſchaft. Allein der geringſte Wink, daß man ungenirt ſeyn würde, konnte ihn auch gleich in die froheſte Laune verſetzen.

Er liebte die Natur. Ein Spaziergang im Freyen mit einem Gegenſtande, beſonders mit einem Frauenzimmer, das nicht ohne Geiſt war, war ihm ein reitzendes Vergnügen.

Menſchenliebe im höchſten und edelſten Sinne des Wortes war ein Hauptbeſtandtheil von Schil-

lers edelm Charakter. „Das ist die echte Toleranz!“ sagte er oft lächelnd.

Wir reden hier von den Jahren vor der Hofrathschaft. Die angegebenen Nachrichten von ihm widersprachen sich oft. Wer kann sie als authentisch annehmen. Zu vermuthen ist wohl, daß er sich etwas in die Etikette wird geworfen haben, auch zeigt dieß seine nachherige veränderte Denkungsart.

Groß war seine Ehrfurcht gegen das königl. schwedische Haus, dem er das Meiste von dem dankte, was Deutschland an geistiger Cultur seit der Ausführung der Reformation gewann.

An dem Tage, an welchem die Gegenwart des Königs und der Königinn von Schweden Weimar beglückte, sagte er mehrere Mahle zu seinen Kindern: „freuet Euch! Ihr seht heute noch den großen Nachkommen Gustav Adolphs, von dem ich Euch so oft erzählte!“

Schiller wünschte bey jener Gelegenheit nichts mehr, als ein angefangenes Trauerspiel: Attila, beendet zu haben, um es dazumahl auf die Bühne bringen zu können. — „Dem großen Gustav Adolph stifte ich gewiß noch ein Denkmahl auf der Bühne! — Der deutschen Nation muß die Thatkraft ihres

Befreyers anſchaulich gemacht werden!“ ſo ſagte er oft. —

Allem war Schiller gut und gewogen, was Schwediſch war. Deßwegen fanden auch reiſende Schweden, kamen ſie zu ihm, eine ausgezeichnete Aufnahme.

Schiller glaubte, daß die Geſchichte (und war nicht er einer der erſten Geſchichtskundigen, einer der vornehmſten Geſchichtsforſcher?) eines der erſten und vorzüglichſten Studien jedes gebildeten Menſchen, jedes Staatsbürgers ſeyn, und daß ihre Erfahrungen und die aus denſelben fließenden Reſultate das Hauptgeſetzbuch aller cultivirten Nationen werden müſſe. „Den größten Theil meiner Bildung,“ ſagte er, „habe ich allein dem gründlichen Studium der Geſchichte zu danken.“ —

Schiller war im höchſten Grade menſchenfreundlich, leutſelig, zuvorkommend und wohlwollend. Sein Herz fühlte fremdes Elend, wie eigenes. — Abgewieſen und verachtet ging nie der Armuth dürftiger Laſtträger von ſeiner Thür. — „Wenn ich nur alle Menſchen glücklich und mit ihrem Looſe zufrieden wiſſen und ſehen ſollte!!“ ſo ſagte er oft mit dem Ausdrucke der herzlichſten Empfindung, wenn ſein Herz durch den Anblick eines Leidenden, mehr als ſonſt, gerührt

wurde. „Ein Lückenbüßer iſt der Menſch!“ ſetzte er auch zuweilen, wenn ihm ein Elender begegnete, beſonders in den letzten Jahren ſeines Lebens hinzu, als er die Laſten ſeiner körperlichen Leiden zu fühlen anfing.

Schiller war ein liebender, treuer Gatte, ein zärtlicher Vater. Seine liebenswürdige, vortreffliche Gattinn liebte und achtete er mit ungemeiner Zärtlichkeit und Werthſchätzung, ſeine Kinder mit großer Vaterliebe. Man traf ihn oft, neben ſeiner Frau auf dem Sopha ſitzend, die Kleinen auf dem Schooße wiegend, tändelnd und ſchäkernd mit ihnen, — eine herrliche Familiengruppe! — Beſonders liebte Schiller ſeinen älteſten Sohn, der, ob er gleich noch in früher Jugend lebt, doch ſchon, weſſen Geiſtes Kind er ſey, vollkommen verräth.

Schillern ekelte vor allen geräuſchvollen, tobenden Freuden des Lebens. Mit forſchenden Blicken betrachtete er ſie wohl, genoß ſie aber nicht. Das Schauſpielhaus war unter wenig öffentlichen Oertern, die er zu beſuchen pflegte, der einzige, dem er beſondere Aufmerkſamkeit und Sorgfalt widmete. Er beſuchte aber die Komödie nicht ſo wohl, um ſich zu vergnügen, ſondern vielmehr, um den Eindruck, den der Dichter und das Spiel der Künſtler auf das Publicum machen würde, kennen

zu lernen, und zu beurtheilen. Hier saß er denn im niedlichen, geschmackvollen, von ihm und Göthen neu geformten Schauspielhause zu Weimar, in einer für ihn und Göthen eigens erbaueten Loge, ganz nahe am Theater, oder er befand sich nicht weit von der herzoglichen Loge, — immer sich gleich, stets in Gedanken vertieft. Der müßige Schwätzer konnte ihm hier kaum eine gefällige Antwort auf seine neugierige Frage ablocken, der Freund und Vertraute, kam er während dieser Periode zu Schillern, kaum ein freundliches: Willkommen, erhalten; der Große mußte mit einem steifen, sehr kalten Kopfnicken vorlieb nehmen — denn Schiller dachte hier Vieles von dem, was er zu Hause niederschrieb, und womit er in seinen theatralischen Werken das Publicum ergetzte, unterhielt, rührte. — Sein erster Weg, wenn er aus dem Theater zu Hause kam, war dann auch immer der zum Schreibtische. Hier suchte er dann seine neueren theatralischen Manuscripte hervor, versetzte oder veränderte, vertilgte oder erschuf.

„Das weimarische Publicum (so sagte Schiller oft zu Hause und auch während den Zwischenacten in gewissen Schauspielen, die gut oder mittelmäßig, oder empfindlich aufgenommen worden waren) das weimarische Publicum ist sehr gebildet. So unvermischt, so übereinstim-

mend habe ich noch keines in deutſchen Schauſpielhäuſern verſammelt gefunden! Es iſt aber auch ſtrenge in ſeinem Urtheile. Es kann kaum die Mittelmäßigkeit ertragen!

Auch die Concerte beſuchte Schiller fleißig. „Ich liebe die Muſik," ſagte er oft, „beſonders die raſche, belebende Muſik!" — „Adagio's kann ich weniger leiden!" ſo ſagte er auch wohl zuweilen, wenn die Saiten ſanfter, ſchmelzender und rührender erklangen — „es rührt mich zu ſehr!"

Schiller nahm häufig an den Redouten Theil. Hier gab er bloß den ſtillen Beobachter und Zuſchauer ab. „Die doppelte Maskerade intereſſirt mich!" ſagte er zuweilen ſcherzend.

Als Jena noch ſein Wohnort war, beſuchte Schiller fleißig den ſchönen, vortrefflichen, mit den beſten engliſchen Partien verſehenen Garten ſeines biedern Freundes Griesbach. Dieſer Garten iſt durch die Güte ſeines jetzigen Beſitzers einer der erſten öffentliche Spatziergänge um Jena. Sonſt beſuchte er daſelbſt auch am liebſten die Klubs der Profeſſoren, und einiger anderer Honoratioren auf dem akademiſchen Concertſaale, ob er gleich mit einem damahls wahrſcheinlich herrſchend geweſenen anmaßenden To-

ne dieſer Geſellſchaft nicht ganz zufrieden zu ſeyn ſchien.

In Jena war es ſein einſam gelegener Garten, in Weimar der vortreffliche Park, wo man ihn zuweilen allein und in den verborgenſten Gängen luſtwandeln ſehen konnte. Schlich man ihm hier ungeſehen nach, ſo ſahe man ihn, mit einem Manuſcripte, oder auch mit einer Schreibtafel beſchäftiget, langſam einher wandeln, bald ſtehen bleiben, bald ſchneller vorſchreiten, das Letztere aber beſonders dann, wenn er Spaziergänger hinter ſich bemerkte, die ihn immer in andere labyrinthiſche Gänge verſcheuchten. Man hörte ihn auf ſolchen Spaziergängen oft feurig, bald ſchwermüthig declamiren. — Der düſtere Hecken- und Felſengang bey dem unter Göthe's Direction erbaueten und ausmeublirten herzoglichen Luſtſchloſſe, das römiſche Haus genannt, — (ein geſchmackvoller, vortrefflicher Pallaſt, wie ihn nur Göthe — der Römer- und Griechenvertraute — angeben konnte) — war der gewöhnliche Ort, an welchem man ihn an ſchönen Sommertagen luſtwandeln ſehen und belauſchen konnte. — Da ſaß dann Schiller im melancholiſchen Düſter der mit Cypreſſen und Buchen bewachſenen Felſenwand, vor ſich die ſchattigſten und undurchdringlichſten Hecken, nicht fern von dem holden Gemurmel einer über blanke Kieſel hinfließenden Quelle, bey welcher herzerhebende

Verſe des verewigten Herder in einer braunen Steinplatte im Felſen eingegraben zu leſen ſind; da ſah er auf einem der Sopha's in der Haltung des tiefſten Denkers, Schiller, der Lieblingsdichter Deutſchlands, der große, unſterbliche Mann. — Hier ſann er das aus, hier überdachte er das, womit er einſt ſeine Landsleute beluſtigte, womit er die Herzen erhob, womit er ſie rührte; — das, womit er uns antrieb zum echten Leben, ermunterte zur Tugend, erheiterte beym Genuſſe der Freude, tröſtete beym Begegniſſe der Leiden; — ja! das endlich, womit er auf alle gebildeten Nationen, die ihn kennen, kräftig und mächtig wirkte, und ferner wirken wird! —

In Jena wohnte Schiller den größten Theil des Jahres in ſeinem ſchönen Garten. Er lag nicht weit von der Expedition der allgemeinen Jenaiſchen Literaturzeitung, an einem der äußerſten Enden der Stadt, in einem Winkel verborgen an der Leitra. Im Winter aber wohnte Schiller in der Stadt, jedoch auch vom Gewühle der Menſchen abgeſondert, im ſtillen Hauſe des verdienten und würdigen geheimen Kirchenraths Griesbach, hinten hinaus am Stadtwalle.

Schillers Garten in Jena verdiente ganz den Nahmen einer Eremitage. Dieſen hatte ihm auch ſein voriger Beſitzer, der unter den Juriſten bekann-

te Hofrath Schmidt, Klopstocks Schwager, beygelegt. „Ehedem besaß ein Blutsverwandter und jetzt besitzt ein Geistesverwandter Klopstocks diesen Garten!“ so hörte man Schillern einmahl sagen. Der Garten liegt, wie schon gesagt, in einem stillen Winkel, ganz entfernt vom Geräusche des Stadtlebens, und nur von einem einzigen Garten in der Nähe begrenzt, auf einem Berge, welcher eine der schönsten Ansichten in das romantische Saalthal, in die Tannengebirge des nahen Forstes und in die wilden Gegenden des Leitragrundes gewährt. Am Fuße dieses Berges fließt die Leitra vorüber. Dieses Flüßchen ist beym Thauwetter, starkem Regen und bey Gewittern dem reißenden Waldstrome gleich, im trockenen Lenze und Sommer aber der kleinen murmelnden Quelle ähnlich. Auf der Stirn dieses Berges, in diese einsame Einsamkeit erbauete Schiller ein kleines niedliches Häuschen, mit einem einzigen Zimmer. Aus diesem Stübchen hatte er die Aussicht in alle vier Himmelsgegenden, er studierte hier, und es war sein Lieblingsaufenthalt, wenn er im Garten sich befand. „Hier gefalle ich mir,“ so hörte man ihn zuweilen scherzen, „besser, als Diogenes in seiner Tonne!— Dieß ist mein Theater! — hier spiele ich die Hauptrollen!!“

In diesem Häuschen war es auch, worin Schil-

ler die Xenien verfertigen half, und es verdient bemerkt zu werden, daß er bey der nähmlichen Aeußerung obiger Worte einmahl lächelnd hinzu setzte: „und werde ich je einmahl ausgezischt, so geschieht's doch von außen, nicht von innen!“ —

Dem kleinen schmalen Wege, der zwischen Gärten zu Schillers Garten führte, und sehr wenig betreten wurde, gaben zu jener Zeit Spaßvögel unter den Studierenden den Nahmen der Xeniengasse. Diesen Nahmen führt er auch noch heut zu Tage, besonders in dem Zirkel derer, die diesen Garten kennen.

„Das respice finem hätte ich besser bedenken sollen!!“ sagte Schiller einmahl in jener berüchtigten Epoche im vertrauten Zirkel. „Die Wahrheit ist jedoch dabey auch gesagt worden!“ setzte er hinzu. „Unsere Literatur bedarf seiner wohlthätigen Revolution! — Mag sich getroffen finden, wer sich getroffen fühlt!!“

Späterhin äußerte Schiller einige Mahl bey Gelegenheiten, welche die Xenien wieder zur Sprache brachten: „es ist ein Ketzeralmanach geliefert worden!“

So redlich, so ehrlich war Schiller, daß er auch seine Fehler nicht verläugnete. „Die Xe-

nien sind aus der Erinnerung an Bahrdts Ketzeralmanach entstanden," so sagte er mehrere Mahle. „Bahrdt wollte," setzte er hinzu, „in seinem Fache den Staub und Moder fegen; wir wollten dieses gern im Allgemeinen zu bewerkstelligen suchen!" —

Die meisten der Xenien entstanden in einem gewissen freundschaftlichen Zirkel, viele aus dem Stegreife, und wurden dann von einem jungen Gelehrten, der sie bey dieser Gelegenheit im Gedächtnisse behalten, oder niedergeschrieben hatte, wieder producirt, als einstens von der Reform der deutschen Litteratur die Rede war. Man feilte, setzte hinzu, sonderte u. s. w. — Dieß sey genug! —

Friede und Ruhe lag in Schillers Charakter. Auch den Feind konnte er nicht erzürnen. Er war einer der besten Menschen, einer der edelsten Menschenfreunde. „Ich lebe gern im Frieden!" sagte er oft. — „Ich kann niemand beleidigen!" erklärte er immer, wenn er hörte, daß jemand beleidiget und gekränkt worden war. „Ich habe mir einiger Maßen selbst den Krieg erklärt!" erwähnte er in der Epoche der Xenien verschiedene Mahl, „man wird mich verkennen!" — „O! (so setzte er einmahl hinzu) warum duldete ich doch den Anhang der Xe-

nien in meinem Almanache? — Ich mochte ihn doch erst nicht!!" —

„Das sind Werke für den spekulativen Buchhändler!" sagte Schiller mehrere Mahl von den Horen. „Man muß die Abgänge des Geistes sammeln, wie die ökonomische Hausfrau den Kaffehsatz!" setzte er scherzend hinzu. —

Von dem Liede an die Freude hielt Schiller in den Jahren, welche er in Jena verlebte, selbst sehr viel. „In diesem Liede liegt mein Charakter!" sagte er oft im fröhlichen Kreise seiner Freunde — „Diesen Kuß der ganzen Welt!" Dann, wann er mit einem Blicke, der wirklich die größte Menschenliebe ausdrucksvoll mahlte, den mit altem Rheinweine gefüllten Pokal ergriff, und den kleinen, friedlichen Zirkel seiner Freunde zum Genusse der Freude, zum Hochgefühle des Herzens ermunterte. — „Auch die Todten sollen leben!" rief er dann, wann in munterer, freundschaftlicher Mitte ein herzerhebendes, geistvolles Gespräch ihn unter die Manen großer Männer geführt hatte. Da saß Schiller oft, ein tiefsinniger, aber heiterer Denker; — „Rouſſeau's, Leſſings u. s. w., Guſtav Adolphs und Joſephs Manen ſollen leben!!" sprach er, und (so setzte er oft hinzu) „Ernſt von Gotha und unſer biederer Carl Auguſt!" —

Herzerhebend, geiſtberauſchend war die Unterhaltung mit Schillern in einem ſolchen fröhlichen Zirkel. „Die Grillen, die Grübeley hinweg!!“ ſein gewöhnlicher Aufruf, wenn er ſich an die kleine gefällige Tafel zu dem mit den unterhaltenden Geſprächen gewürzten Mahle ſetzte.

An dem Schickſale großer Gelehrten und Künſtler nahm Schiller den innigſten, herzlichſten Antheil. Die Nachricht von Lichtenbergs Tode ſtimmte ihn zur düſterſten Wehmuth herab, und als Herder geſtorben war, ſagte er mit Thränen im Auge: „Sehr viel verlor die Welt! Ich den beßten, herzlichſten meiner Freunde!“ Nach einer kleinen Pauſe ſetzte er lebhafter hinzu: „Ewig wird unter den Menſchen ſein Andenken leben und wirken, und der Denker in Herders Schriften den reichhaltigſten Stoff, ſich gleich mit ihm zu verewigen, finden!“

Als Göthe ſehr krank ward, ſagte er einmahl mit himmliſchem Lächeln: „Nun! den Weg zum ernſten Schlummer wird doch Göthe mir nicht voraugehen wollen?!“ Als er hörte, daß Göthe's Geſundheitsumſtände von Tage zu Tage mißlicher und bedenklicher wurden, ſtand er von ſeinem Sopha auf, und ſagte mit Blicken, welche die gröſte Theilnahme an des Freundes Schickſale verrathen ließen: „Auch du noch ſollſt mich ver-

laſſen! — Dann werd' ich dich bald in's Reich der Schatten begleiten!" — Gegen ſeine Feinde, überhaupt gegen alle, welche ihm Unrecht thaten, und hier und da oft ſeine beſten und redlichſten Abſichten verkannten, war Schiller der geduldige, nicht Haß und Verfolgung rachſüchtig vergeltende, ſondern beyde mit ſtiller Ruhe des Herzens ertragende Biedermann.

Lediglich das wahre Verdienſt liebte Schiller; ihm huldigte er mit wahrem Enthuſiasmus. „Soll ich (ſagte er einſtmahls, als man einem gewiſſen bekannten Schriftſteller zu Ehren ein Feſt veranſtaltet, und ihn auch dazu eingeladen hatte), „ſoll ich dem äußern Glanze des Mannes, oder ſeinem Verdienſte huldigen? Denken und fühlen kann ich bey beyden zu wenig. Ich würde einen ſehr ſtummen und zweydeutigen Theilnehmer abgeben! — Man laſſe mich zu Hauſe!!"

Schiller war, wie ſchon bemerkt worden iſt, ein Feind des äußeren Glanzes, beſonders dann, wenn er übertrieben war, und die Abſicht, glänzen zu wollen, verrieth. Gewiſſen Ständen war er, hauptſächlich in ſeinen früheren Lebenstagen, wenig hold.

„Ich zeige mich ungern der ſogenannten großen Welt" (ſagte er öfters vor den letzten zehn Jahren ſeines Lebens); „es kränkt mich

da dieß und jenes, was ich ſehen und hören muß. Mein Garten und der Zirkel meiner Familie und Freunde iſt mir lieber als alle Aſſembleen der großen Welt, die das Auge beluſtigen, das Herz kränken, den Geiſt erſchlaffen.“

Daß Schiller nicht dem äußern Glanze, nicht dem ohne Pomp des Geiſtes einher ſtolzirenden Pompe des Körpers ſeinen Weihrauch ſtreuete, davon ließen ſich unzählige Beyſpiele anführen. — Jedoch blieb er auch da, wo es ihm gerade darauf ankam, eine gleichſam abgedrungene Aufmerkſamkeit dem Scheinverdienſte ein Mahl für alle Mahl zu verweigern, der beſcheidene, höfliche, gerade Mann. „Jedem das Seine!“ ſagte er zuweilen, „und um wie Vieles größer, wie weit glänzender würde nicht das wahre Verdienſt erſcheinen, — wie weniger würde es hier und da verkannt, verachtet, verfolgt und verwaiſt ſchmachten, wenn alle Menſchen dieſe goldene Lehre befolgten?“ „Wenn ſie nur erſt genau von oben herab beobachtet würde!“ (ſetzte er auch wohl hinzu) „des Scheinverdienſtes würde bald weniger werden!!“

Dem Stolzen, dem Eigendünkler, wie dem

Egoiſten, kam Schiller zuweilen etwas unbeſcheiden vor.

In einem gewiſſen großen Zirkel verſammelten ſich wöchentlich einige Mahl die angeſehenſten Männer der Stadt, aus allen gebildeten, beſonders aber aus den höheren Ständen. Hier fand man Staatsmänner, Bildner des jugendlichen Geiſtes, Gelehrte und Künſtler im ſchönſten, vertrauteſten Vereine bey einander; aber man ſah auch das Scheinverdienſt das wahre Verdienſt überglänzen. In dieſen Zirkel führte Schiller eines Abends einen jungen Doctor der Weltweisheit ein, der ihn von** aus beſucht hatte. Schiller ſchätzte dieſen jungen Mann ſehr, weil derſelbe ſchon zu jener Zeit (es ſind nun neun Jahre) Talente und einen großen Scharfblick des Geiſtes verrieth. Schiller liebte ſeinen Umgang, den jener eifrig ſuchte. Die Folgezeit hat es bewieſen, daß der große Mann nicht ein Scheinverdienſt in dem jungen Doctor verehrte.

Schiller führte dieſen jungen, thätigen Gelehrten freudig und äußerſt munterer Laune in die Geſellſchaft ein. Kaum hatte er ihn ſeinen wichtigſten Freunden und Bekannten vorgeſtellt, als ein Mitglied jenes Zirkels, einer der vorzüglichſten und verdienteſten Gelehrten, zu Schillern hintrat, und ihn (leiſe ſollte es ſeyn, zu laut war es aber immer noch) mit einem gewöhnlichen ſtolzen Anſtande

fragte: „was soll denn der da?!“ — „Der Mann ist unserer Achtung werth!“ antwortete Schiller etwas schnell, und, wie es schien, empfindlich, stellte sich mit dem Doctor an eines der Fenster, und unterhielt sich hier mit ihm eine ganze Stunde allein, bis die Gesellschaft des großen Saales Schillern vermißte. Hier kamen denn Mehrere, und luden ihn zur Theilnahme an der Table d'Hôte ein. Er folgte. Der junge Gelehrte mußte neben ihm sitzen, und Schiller unterhielt sich am meisten mit ihm.

Schiller sprach immer freymüthig, und handelte offen. „Den Hinterhalt der Sprache des Herzens kann ich nicht dulden! Er ist verderbend, wie der Hinterhalt im Kriege, gewinnt er den Ausfluß,“ — sagte er zuweilen.

Oft äußerte er auch: „Der ist der beste Mensch, der beste Bürger im Staate, der frey reden, frey handeln kann! Das die beste Regierung, die beydes duldet. Das der beste Staat, den eine solche Regierung beherrscht. — Wenn man nur erst überall den Werth des Menschen fühlte und achtete!! Ich könnte unmöglich in Staaten leben, wo Sclavensinn herrschte, und Leibeigenschaft geduldet würde!“

Schillern intereſſirte das Wohl und Wehe der Völker ſehr. „Mich freuen die Fortſchritte welche die beſſere Geſetzgebung macht.“ Dieß ſagte er oft. — Filangieri's Syſtem der Geſetzgebung gewährte ihm, im Jahre 1794, die Hauptunterhaltung in den müßigen d. h. ſeinen gewöhnlichen Beſchäftigungen entzogenen Stunden. „Den Montesquieu“ (ſagte er) „habe ich in früheren Zeiten einmahl geleſen; er hat mich nicht ſo oft ergetzt, wie Filangieri! Wär' ich Juſtizminiſter, oder ſonſt ein auf das Ruder der Staaten Einfluß habender Mann, dann ſtudierte ich dieſes Werk mit täglichem und nächtlichem Fleiße, — es käme nie, wie jetzt mein Euripides und Shakespeare von meinem Schreibtiſche.“

„Dahin, wo Macht imponiren will, bringt mich niemand, und ſtänd' auch neben dieſer Macht die Cultur auf der oberſten Stufe!“ — „Ich möchte in keinem militäriſchen Staate leben und wirken!“ ſo urtheilte Schiller öfters.

Im Beginnen der franzöſiſchen Revolution war Schiller ein eifriger Verfechter derſelben. Er hoffte von ihr großes Glück der Menſchheit, wichtige Fortſchritte der Wiſſenſchaften und Kün-

ſie, hellglänzende Aufklärung. Beſonders freuete er ſich, daß bald der Stand der Gelehrten eine wohlthätige Reform erhalten würde. — Doch mit Cüſtine's Gräueln, mit ſo manchen andern Grauſen erregenden Begebenheiten ſing auch Schillers Muth an zu ſinken. „O!“ (ſo rief er oft) „nur verwüſten kann der Menſch, und nur aus Trümmern ſchafft er wieder!“

Wenn Schiller zuweilen den Gang betrachtete, den die franzöſiſche Revolution nahm, ſo äußerte er verſchiedentlich: daß die deutſche Nation, in ähnlichen Situationen, nicht allein menſchlich, ſondern wahrhaft erhaben und groß gehandelt haben, und die cultivirteſte, furchtbareſte und größte Nation geworden ſeyn würde. „Der Deutſche hat einen biedern, edeln und feſten Charakter“ (ſagte er oft); „ich bin ſtolz, ein Deutſcher zu ſeyn!“ — O! edler, großer Schiller! — und wir, deine Landsleute, ſind ſtolz darauf, dich einen Deutſchen nennen zu können. —

„Ich habe,“ ſo ſagte Schiller mehrers Mahl,“ als ich Wallenſteins Lager, die beyden Piccolomini und Wallenſteins Tod ſchrieb, ganz die Gräuel des franzöſiſchen Krieges vor meinen Augen gehabt. Was Max Piccolomini ſeiner Thekla und ſeinem Vater von den Segnun-

gen des Friedens ſagt, was ich ihm in den Mund legte, das habe ich wahrhaft empfunden und gefühlt.“ Während des Ganges der franzöſiſchen Revolution, während der Stürme, welche die Republik auszuhalten hatte, ſagte Schiller häufig: „und über eine Weile wird's wieder das Alte ſeyn!“

„Laßt uns lieber von der franzöſiſchen Mode, nur nicht von der franzöſiſchen Politik tyranniſirt werden!“ Dieſen Wunſch äußerte er ſpäterhin oft, auch dieſes: „Einſt kannte ich den weiland Vater deutſchen Rhein, ich habe ihn die Rebengebirge umfluthen ſehen, ich liebte ihn ſehr; — ſeitdem er ein franzöſiſches Kind geworden iſt, mag ich ihn nicht wieder ſehen!“

Schiller verargte das Klopſtocken ſehr, was er gethan hatte, als ihm die Nationalverſammlung in Paris das Bürgerdiplom zuſendete. „Man kann ja auch,“ ſagte er, „das Geſchenk, was man nicht gern will, auf andere Weiſe ungeſchenkt machen? War es doch immer ein Beweis, daß man ihn auch in Frankreich kannte und achtete; — und was hat der Gelehrte mit der Politik und den Staatshändeln zu thun??“

Als Schiller das französische Bürgerrecht erhielt, schien es, als wenn er eine große Freude deßwegen empfunden hätte. — Späterhin aber äußerte er diese Freude nie wieder. Ein Bekannter wollte einmahl dieses Diplom sehen, und bath ihn, ihm solches zu zeigen. „Ich weiß wirklich nicht, wo es liegt" — sagte er, und brach schnell das Gespräch, welches auf dieses Diplom geführt hatte, ab.

Für Sachsen, besonders für die herzoglich-sächsischen Länder, war Schiller sehr eingenommen. „Sachsen ist ein herrliches Land!" sagte er oft, „um keinen Preis bin ich aus dem Weimarischen zu bringen!" Dieser sein Grundsatz und diese Vorliebe waren die Hauptmotive, warum Schiller so manche und öftere ehrenvolle Anträge und den Ruf fremder Staatsgewalten von sich ablehnte. „Ich kann das schöne, glückliche Land nicht verlassen," sagte er, — „ich bin zu sehr an dasselbe gefesselt!" —

Seine schwächliche Gesundheit schützte Schiller meisten Theils bey dem Ablehnen jener ehrenvollen Anträge vor. „Kränklichkeit," sagte er, „ist zwar, leider! mein Theil; aber auch das Steckenpferd, das ich reite, wenn man mich mit Vocationen heimsucht." — „Ich genieße," setzte er hinzu, „alle Ehre, alle Vorzüge; wer weiß, ob ich beyde

in dem Grabe in andern Staaten erhalten würde, genießen könnte?"

Schiller hätte vielleicht Jena nie verlaſſen, wenn ihm nicht die Aerzte dieſes, wegen ſeiner ſchwächlichen Geſundheit, gerathen hätten. Er ſchien hectiſch zu ſeyn, oder war es vielmehr, wenigſtens klagte er ſchon vor zwölf Jahren über Bruſtbeſchwerden. Für Bruſt- und Lungenkranke aber ſoll Jena nicht zum gewöhnlichen Aufenthalte paſſen. Er verließ dieſe Stadt und ihre entzückenden Gegenden, ſeine daſigen Freunde und Vertrauten ſehr ungern. „Ich werde Jena oft beſuchen!" ſagte er — und er hat auch Wort gehalten.

Die Triesnitz, dieſer ſchöne, genußreiche Ort, eine halbe Meile von Jena gelegen, wurde von Schillern fleißig beſucht. Er kam öfter von Weimar aus mit ſeinen Freunden, Göthe, Herder und Anderen, Sonntags, auch in der Woche zuweilen, dahin. Griesbach, Schütz, Eichſtädt, Fernow, Paulus, Hufeland u. a. waren es, die ihn dann von Jena aus dorthin zuweilen begleiteten. Meiſtens aber ſaß Schiller mit Göthen, auch wohl ganz allein, an einem kleinen Tiſchchen, unter einem ſchattichten Baume im Freyen, und ſahe mit heiterer Stimmung dem Gewühle der Menge zu. „Gäb' es eine Triesnitz in Weimar," ſag-

te

te er oft, „dann würde ich beynahe ihr täglicher Besucher im Sommer seyn.“

Schiller kam auch außer dem zuweilen nach Jena zum Besuche zu seinen Freunden. Göthe, welcher oft ganze Monathe in Jena zubringt, liebt diesen Ort sehr, und Schiller begleitete ihn auch einige Zeit dahin; doch geschah dieses in den letzten Jahren seines Lebens sehr selten.

Schiller widmete die Stunden des Tages keineswegs seinen wichtigsten Arbeiten; den stillen Stunden der Nacht haben wir seine vorzüglichsten Geisteswerke, den Hauptstoff dazu, und die Bearbeitung desselben zu verdanken. So bald die Nacht herein brach und es auf den Straßen stille ward, setzte sich Schiller mit Ernst an sein Büreau, dachte und schrieb. Neben ihm stand dann gewöhnlich eine Portion starken Kaffeh's oder Weinchocolate, öfter aber auch eine Flasche alten Rhein- und Champagnerweines. Alles dessen bediente er sich, um sich munter zu erhalten, und seinem Geiste nicht den Einfluß körperlicher Anforderungen fühlen zu lassen. Die Nachbarn hörten ihn oft in der Stille der Nacht feyerlich declamiren, und wer ihn in dieser Stille belauschen konnte (welches wegen der Enge der Straße, worin er wohnte, aus einen der gegen über befindlichen Häuser, oder in Jena, wegen einer seiner Einsiedeley gegen über befindlichen Anhöhe sehr gut anging), der sah ihn feurig

und glühend bald die Stube, während daß er deklamirte, auf- und abgehen, bald sich wieder in den Sessel werfen. Er trank zuweilen häufiger aus dem neben ihm stehenden Pokale, stützte sein Haupt auf die linke Hand, schrieb, declamirte wieder, stand auf, setzte sich wieder und las. — Im Winter fand man ihn bis frühe um vier, auch wohl bis um fünf Uhr, an seinen Schreibtisch gefesselt, im Sommer bis gegen drey Uhr, dann ging er zu Bette. Außer demselben fand man ihn nur sehr selten vor neun oder zehn Uhr.

Den Vormittag brachte Schiller größten Theils zu Jena in seinen Garten, in Weimar am Fenster und im Zirkel seiner Familie zu. Den Nachmittag las er das flüchtig durch, was er die Nacht vorher gearbeitet hatte. Er präparirte sich, so zu sagen, auf die Arbeit der folgenden Nacht. Der übrige Theil des Tages und der Abend aber war entweder seiner ausgebreiteten Correspondenz, oder indifferenten Geschäften, der Lectüre, dem Theater u. s. w., der Unterhaltung mit seinen Freunden, oder den ihn häufig besuchenden Fremden, vorzüglich aber auch dem Zirkel seiner liebenswürdigen Familie gewidmet.

Die beyden Piccolomini und Wallensteins Tod, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans sind die vorzüglichsten Geistesproducte Schillers, von denen es be-

kannt iſt, daß ſie bey nächtlicher Weile hervorgebracht worden ſind.

Dem Theater widmete Schiller beſonders die größte Aufmerkſamkeit und Thätigkeit. Er und Göthe waren in dieſer Abſicht ſehr oft beyſammen, und beyde wohnten den meiſten Proben ſelbſt bey. Dieſe Leſeproben der neuen aufzuführenden Stücke wurden in Schillers oder Göthe's Hauſe gehalten, ein Umſtand, der gewiß den ſchönſten Einfluß auf die Bildung des Künſtlergenies haben mußte. Oft, ſehr oft lud auch Schiller die Schauſpieler zu ſich, und las ihnen ein neues von ihm verfertigtes Meiſterwerk mit allem Künſtlerſinne und Gefühle vor; bath ſie auch oft zu ſich des Mittags oder des Abends zu Tiſche, und machte ſie in den unterhaltendſten und belehrendſten Geſprächen auf ihre Kunſt, auf ihr Spiel u. ſ. w. aufmerkſam. Beydes that er beſonders vor der erſten Aufführung ſeiner beyden Piccolomini, des Wallenſtein, der Maria Stuart, des Macbeth, der Jungfrau von Orleans, und der Braut von Meſſina, ſo wie Göthe auch bey mehreren Gelegenheiten.

Schiller forderte übrigens von dem Schauſpieler ſehr viel. Er war ſtrenge in ſeinem Urtheile, ſtrenge bey ſeinen Anforderungen an den Künſtler. Hatte er heute laut gelobt, morgen tadelte er deſto lauter.

Die Beyfallsbezeigungen, die ihm hier und da im Theater ertönten, nahm Schiller sehr ungern auf. Schillern, der sein Publicum genau kannte und achtete, mußte es daher sehr auffallen, als ihm vor wenigen Jahren ein ganz junger Doctor bey der Aufführung der Jungfrau von Orleans ein sehr lautes: Bravo Schiller!! vom Balcon zurief. „Der junge Mann kennt sich, uns, und mich nicht!“ sagte Schiller lächelnd, und ziſchte sehr laut. Das Publikum ziſchte mit. Schiller äußerte laut sein Mißfallen über dieses Bravorufen. Dem Hofe gefiel das erstere, das letztere nicht. Er veranstaltete, daß dem jungen Doctor einiger Maßen von Polizey wegen diese unschicklich angebrachte Beyfallsbezeigung verwiesen werden mußte. —

Die Geschichte dieses Bravorufens im Schauspielhause ist in gewisser Rücksicht sehr uninteressant; sie erhält aber dadurch allerdings einiges Gewicht, weil sie einiger Maßen ein Licht auf Schillers Charakter, auf seine Anspruchlosigkeit wirft, und dann auch, was man wohl nicht denken und ahnden sollte, in der neuesten Geschichte der Akademie Jena's Epoche machte. Jenes Bravorufen und seine Folgen bewogen hauptsächlich einen großen, berühmten Mann, was ihm in mancher Hinsicht nicht zu verdenken ist, Jena zu verlassen, und ihm folgte eine bekannte gelehrte Anstalt, die in Jena vieles

Geld in Circulation ſetzte, und zum Rufe der Akademie nicht wenig beytrug. — Des weiteren Urtheiles enthalten wir uns. — Chacun à son goût! —

Muthwillig ſcherzte Schiller oft bey den Kritiken des Spieles des großen Iffland. „Ließ Iffland heute nicht wieder die Hand zierlich vom Stockknopfe fallen?!“ ſcherzte er einſt, als ein gewiſſer bekannter Schriftſteller über Ifflands Spiel mit der Lorgnette wie angenagelt an einem der Pfeiler der Bühne geſtanden, und den großen Künſtler beobachtet hatte. — Dieſer Kritiker hatte nähmlich in einer Geſellſchaft, als Iffland in den Spielern aufgetreten war, ihm das einzige Lob in der von ihm geſpielten Rolle des Herrn von Poſers dieß Mahl beyzulegen gewußt: daß er die Hand habe zierlich vom Stockknopfe fallen laſſen. — —

Dem Leipziger Publicum im Theater zollte Schiller zuweilen kein gutes Lob. „Das ſchöne in der Bildung beynahe in Deutſchland durch alle Stände oben anſtehende Leipzig finde ich nicht im Theater. Sehr roh ſiehts da aus!“ Schiller war aber ſowohl zur Zeit der Meſſe, als auch außer derſelben im Leipziger Theater geweſen. — „Die Schauſpieler in Leipzig ſcheinen ihr Publicum zu kennen!“ ſagte er zuweilen. — Doch

muß man auch das gestehen, was Schillern oft hierauf entgegnete, daß er nicht eigentlich das Leipziger Publicum, sondern die dasigen vielen Fremden, mithin ein sehr gemischtes Publicum sahe, wie man schon aus den Tagen und Zeiten schließen konnte, die Schiller zuweilen in Leipzig zugebracht hatte.

Das Berliner Theater hatte ihm unter allen fremden, die er gesehen, am besten gefallen. Er rühmte sehr das vortreffliche Spiel gewisser bekannten Künstler, meinte aber doch, daß ihm hier und da die Besetzung gewisser Rollen nicht gefallen habe. Einmahl äußerte er auch: „was hilft's, wenn einige Rollen gut, die andern schwach oder mittelmäßig besetzt sind? Das Spiel des Künstlers verdirbt dann der Laie!" War es nun Vorliebe oder Eigensinn, oder etwas anders — kurz: Schiller zog doch die weimarische Bühne, nicht in Hinsicht des Glanzes der Decorationen u. s. w., sondern wegen des harmonischen Spieles der Künstler vor. „Das harmonische eingreifende Spiel, die wahre Darstellung nach dem Leben gibt im Theater Genuß!" sagte er. „Lebte ich in Berlin, und wär' an das Theater gefesselt, mich würde die nachtheilige Zugluft im Schauspielhause einige Jahre früher zum Grabe fördern!" Man fragte ihn, was er von den Bey-

linern im Theater halte: „sehr viel!“ erwiederte er, „nur die Gallerie muß schweigen, und das Parterre reden!“

Als Schiller noch in Jena wohnte, nahm er auch Antheil an einem Privattheater, welches daselbst durch Unterstützung mehrerer angesehener Familien errichtet worden war. Studierende gaben die Schauspieler ab, und es war eine vortreffliche Unterhaltung, welche sie gewährten. — Allein, man sahe höheren Ortes die Unternehmungen der Entrepreneurs dieses Privattheaters nicht gern, weil man glaubte, daß die Studierenden dadurch von ihren eigenen Berufsgeschäften abgezogen werden dürften; — Schiller nahm daher keinen Antheil mehr daran, und das Privattheater wurde geschlossen. — Den Iffländischen Schauspielen war Schiller besonders hold, den Kotzebueschen weniger; hauptsächlich aber erkannte und verehrte er die Verdienste eines Lessing, welchen er gar oft den Restaurator der deutschen Litteratur nannte. „Mit Lessing (sagte er) hatte das böse Fränzeln (Französiren) ein Ende; er machte uns mit den ernsten Britten bekannter!“ Lessing war auch bekanntlich der erste deutsche Gelehrte, welcher seine Landsleute aufmerksamer auf das Studium des Shakespeare machte, und dieses rechnete ihm Schiller besonders als ein sehr großes Verdienst an.

„Ein echtes, wahres deutsches Lustspiel (meinte Schiller) besitzen wir noch nicht.“ Daß diesem wirklich so sey, detaillirte er mehrmahls mit überzeugender Beredtsamkeit. Jene Aeußerung Schillers war die Hauptmotive, warum in den Propyläen und nachher auch in andern Zeitschriften der bekannte Preis für das beste Lustspiel ausgesetzt wurde.

Schiller wünschte überhaupt, daß die deutschen Bühnen nach und nach das Eigenthümliche der alten griechischen Theater erhielten; — den griechischen Geschmack wollte er hergestellt wissen. „Paßt auch unser Zeitalter nicht für das Zeitalter der Griechen; so paßt doch allerdings der griechische Geschmack für unsere gebildeten Zeiten.“ —

„Vos exemplaria Graeca
Nocturna versate manu, versate diurna!“

„Dieser Zuruf gilt allen auf Geistescultur Ansprüche machenden Nationen.“

Dieß müssen wir doch erwähnen, daß Schiller mit Göthe nicht so ganz conform dachte, wenn von Wiederherstellung des griechischen Geschmackes auf der Bühne die Rede war; am allerwenigsten aber war er dann einig mit ihm, wenn Göthe das französi-

ſche Luſt- oder Trauerſpiel auf deutſchen Grund und Boden zu verpflanzen ſuchen wollte.

Keiner hat vielleicht den Shakespeare ſo oft, ſo fleißig geleſen und ſtudiert, als Schiller. Kam man am Tage zu ihm, — er hatte gewiß einen Theil von Shakespeares Werken vor ſich, worin er geleſen hatte. Den Sturm von Shakespeare war Schiller mehrmahls Willens, für die deutſche Bühne zu bearbeiten. — „Ich werde alle Shakespeareſchen Stücke, ſo wie den Macbeth, bearbeiten!“ äußerte er verſchiedentlich. Allein! wahrſcheinlich haben wir auch dieſen Verluſt unſerer deutſchen Litteratur mit ſeinem frühen Tode zu betrauern! —

Schiller war bey der Kritik der aufzuführenden Theaterſtücke äußerſt ſtreng, jedoch harmonirte er auch hier nicht ſo ganz mit ſeinem Freunde Göthe. Dieſer ſtrich ihm zu viele Stellen nicht allein in neuen, ſondern ſogar auch in alten theatraliſchen Stücken. Schiller nannte dieſes oft die ſchlimmſte Laune von Göthen, und rieth zuweilen, wenn ihm ein mit vielen Strichen bezeichnetes Stück zu Geſichte kam, mit der Aufführung desſelben ſo lange zu warten, bis Göthe beſſere Laune haben werde. Es war eine Epoche, wo dieſes Streichen in neuen theatraliſchen Stücken ſo ſehr an der Tagesordnung war, daß ſelbſt Schiller ſich nicht ganz ſo getrauete, mit ſei-

ner Maria Stuart an das Licht zu treten. „Geben Sie Acht," sagte er selbst zu den Schauspielern, denen er das vortreffliche Trauerspiel zuerst vorlas — „geben Sie Acht! die Scene, in welcher Maria das Abendmahl empfängt, wird nicht so bleiben dürfen!" — Diese Vermuthung traf auch wirklich ein, und Schiller war damahls im Ernste ein Wenig aufgebracht. Die ganze Scene, in welcher der Geistliche tröstend mit der Maria Stuart spricht, in welcher diese das Abendmahl empfängt, wurde gestrichen, jedoch Schiller dabey gebethen, diesen Auftritt zu modificiren. — Göthen gebühret übrigens bey diesem kritischen Durchstriche die Ehre, daß er ihn nicht mit eigenem Gefühle, sondern auf Veranlassung eines fremden Gefühles oder vielmehr Geschmackes unternehmen mußte. — Es währte lange, ehe sich Schiller zu der beliebten Abänderung dieser Scene entschließen konnte; — er hatte wirklich im Sinne, die Maria Stuart in Weimar gar nicht aufführen zu lassen, und sie ist auch auf fremden Theatern eher als auf dem weimarischen erschienen. Schiller, der, wenn er auch einmahl zürnte, nie lange zürnen konnte, gab indessen dem vielen Bitten nach, und änderte die gedachte ganze Scene. Maria Stuart ward aufgeführt, und, wie sie es

allerdings verdient, mit Enthusiasmus aufgenommen. — Bey dieser Gelegenheit fragte Schiller einmahl den verewigten Herder: „Sagen Sie, Freund! sollte diese Scene wohl das religiöse Gefühl beleidigen können?“ „Erwecken können? so sollten Sie gefragt haben, und ich würde mit Ja! antworten!“ versetzte Herder.

Es verging so leicht kein Posttag, an welchem nicht Briefe von Buchhändlern aus allen Gegenden Deutschlands an Schillern angekommen wären, welche unter sehr vortheilhaften Bedingungen die Bitte, ein Werk von ihm in Verlag zu bekommen, enthielten. Ein sehr solider und bekannter Buchhändler aus einer nicht weit von Weimar gelegenen Stadt unternahm selbst die Reise zu Schillern, als er davon gehört hatte, daß er den Wallenstein unter der Feder habe, und both für den gedruckten Bogen zwölf Carolin in Golde. Schiller stand aber nicht allein schon wegen des Walleinstein mit Cotta in Tübingen in Unterhandlung, sondern er dachte auch viel zu solide, als daß er sich durch ein höheres Honorar von seinen alten soliden Verlegern hätte abwendig machen lassen sollen. „Cotta handelt solide mit mir und ich mit ihm!“ gab er jenem Buchhändler zur

Antwort, und machte ihm nicht einmahl Hoffnung, je ein anderes Werk von ihm in Verlag zu erhalten. Schiller erhielt für den Bogen seiner meisten Arbeiten sechs, auch acht, mitunter zehn Carolin. — Die erste Auflage von Wallenstein bestand aus drey tausend Exemplaren, und sie waren schon vergriffen, ehe die Messe vorbey war.

Kamen Briefe von den Verlag suchenden Buchhändlern haufenweise bey Schillern an, so kamen jene von den jungen Gelehrten, Almanachs- und Journalfabrikanten vollends in großer, unzählbarer Menge an. „Ich möchte beynahe," sagte Schiller einige Mahl scherzend, „einige Sächelchen in einen der Almanache absenden; denn sonst komme ich nicht wieder zu dem Gelde, was ich bloß an Sechsern dem Briefträger in einem Jahre für solche Briefe geben muß." An gewissen bekannten Almanachen und Journalen nahm jedoch Schiller recht gern Theil, und erfüllte hier und da auch die Bitte eines jungen Gelehrten, wenn er zur Aufhülfe seines verlassenen Kindes seine unterstützende, kraftvolle Hülfe verlangte. Viele der letztern maßten es sich sogar an, Schillern ihre Manuscripte zur respectiven Einsicht und Verbesserung zuzusenden. Darüber lachte dann Schiller immer recht herzlich:

„Ich kann keine Exercitia corrigiren!“ sagte er oft lächelnd. — Die meisten dieser Manuscripte blieben denn auch so lange in Schillers Aufbewahrung, bis sie wieder, da den jungen Autoren wahrscheinlich die Zeit zu lange wurde, abgefordert wurden. Sie folgten dann mit einem höflichen Entschuldigungsschreiben, „daß er unmöglich die Zeit gehabt habe, ihren Wünschen zu entsprechen,“ oft gelesen, noch mehr aber ungelesen zurück. Jedoch sind auch Beyspiele bekannt, daß Schiller sich wirklich jener Durchsicht und Verbesserung mit Wärme und Eifer unterzog. Dieses geschah aber sehr selten.

Das that aber Schiller niemahls, was hier und von da diesem und jenem berühmten Autor geschehen soll, daß er seinen Nahmen einem von ihm nicht herrührenden Werke oder Schriftchen vorsetzen ließ; hierzu wäre er um keinen Preis zu bewegen gewesen. Zwar ist es wahr, daß er bey Werken, worin er Uebersetzungen aus anderen Sprachen lieferte, Gehülfen hatte, welche übersetzten; allein er revidirte jedes Mahl die fremde Uebersetzung genau. Besonders hatte er diese Gehülfen bey dem in Jena bey Mauke herausgekommenen Geschichtswerke. Man kann aber deßwegen dreist behaupten, daß die Uebersetzung von Schillern herrühre, so strenge revidirte er die ihm überlieferten Uebersetzungen, so sehr verglich

er ſolche mit dem Originale, ſo emſig corrigirte er an dem Periodenbaue und dem Style.

„Wenn ich im Meßcataloge (ſo ſagte Schiller oft) nur die Titel der ungeheueren Menge der Romane leſe, mit welcher die geſchäftigen Federn unſerer Autoren Deutſchland überſchwemmen; ſo kann ich darnach den Genius des Zeitalters richtig beurtheilen. „Geben Sie Acht! (ſo ſagte er kurz vor ſeinem Tode zu verſchiedenen Mahlen) es wird bald eine Epoche eintreten, welche Satyriker bilden, ihren Geiſt und ihre Federn beſchäftigen wird. Einen Juvenal haben wir ſo noch nicht, unſere Satyriker ſind bis jetzt elende Züngler," ſetzte er hinzu. „Das Zeitalter, der Genius desſelben, und echte Welt- und Menſchenkenntniß muß den Satyriker bilden!" meinte er.

Schiller meinte, daß zur Bildung des Volkes, zur Erhöhung des Nationalgeſchmackes Romane ſehr viel beytragen können. Er beklagte aber auch öfter, daß viele Romanendichter „Sudler" wären. „Wenn nur der Buchhandel ſich in den Händen der gebildeteſten und gelehrteſten Männer befände!" wünſchte er oft. — Für Klinger hatte er die größte Hochachtung. „Das war ein Mann, der viel genutzt haben würde, hätte ihn nicht der Tod übereilt!" äußerte er.

„Wenn nur Lafontaine weniger ſchriebe!“ urtheilte Schiller oft.

„Jean Pauls Schriften muß ich beym Champagnerrauſche leſen, wenn ich ſie verſtehen ſoll!“

„Der gute Wieland wird wirklich alt! — Die Reviſion ſeiner Werke ſollte er noch vor ſeinem Ende ſtrenge unternehmen. Ich werde dieß mit den meinigen gewiß thun, ehe ich zu alt werde.“

„Wieland macht es beynahe ſo wie Gleim. Dieſer konnte ſeine Leyer auch nicht eher an den Palmbaum hängen, als bis der Tod ſie an die Cypreſſe hing!“

„Wäre Vulpius ſo mit den Griechen und Römern als mit der alten ſchalen Ritterzeit vertraut, er würde einer der vorzüglichſten deutſchen Schriftſteller geworden ſeyn! Ich kannte ſo leicht keinen Mann, der ſo, wie er, Suade, Memorie und Kenntniß der alten deutſchen Geſchichte beſäße.“

„Ich müßte mich triegen — allein ich denke, es wird bald ein Zeitalter kommen, in welchem viele philoſophiſche Romane erſcheinen werden!“

„Ich bedauere es oft, mit der ſpaniſchen Sprache nicht bekannt geworden zu ſeyn! Spanien enthält ſo manchen für Deutſchland noch unbenutzt gebliebenen Schatz. Bertuch wäre ſo ziemlich der Mann, der ihn uns verſchaffen könnte; — allein er iſt ſeit geraumer Zeit bloß ein ſpeculativer Kopf!“ —

„Alles duldet! — nur den franzöſiſchen Geſchmack in der Litteratur duldet nie wieder!“

„Den Dänen wünſche ich alles Glück! Ihre Regierung und Staatsverfaſſung kommt mir als die beſte vor, die ich kenne; — ſie begründet das Völkerglück! — Bald wird Dänemark England gleich ſeyn! Möge nur auch dort die Litteratur kräftig wirken, und das böſe Indigenatrecht aufhören!“ —

„Es iſt ein großer Fehler der Regierungen, wenn ſie die Vernachläſſigung der römiſchen und griechiſchen Sprache auf Schulen und Akademien dulden! Laßt nur noch ein Menſchenalter hingehen, und wir werden wenige Gelehrten beſitzen, die ſo ganz mit Römern und Griechen vertraut ſind.“

„Die Erziehung des Menſchen iſt die wichtigſte und größte Angelegenheit aller polizirten Staaten. — Die Anſtalten dazu ſind aber nicht immer die dem Zwecke entſprechenden Inſtitute. Man ſollte den jungen Menſchen recht frühe vertraut und bekannt mit der Natur, mit der Phyſik machen!“

Dieß ſind die Aeußerungen, von denen man ſich erinnert, ſie mehrmahls aus Schillers Munde gehört zu haben.

„In meiner Jugend bin ich ein komiſcher Menſch geweſen!“ ſagte Schiller oft. „Brauſen und Toben beſtürmte und exaltirte mein Temperament. Ich ſuchte oft einen gewiſſen, beſtimmten Gegenſtand,

den ich ausdauernd verfolgen wollte — allein! meine Entschlüsse waren Geschöpfe von Augenblicken — und Augenblicke vertilgten sie auch wieder.“ — „Schon in meiner frühesten Jugend las ich Gedichte gern, liebte das Schauspiel und das Romantische. — Ich erhielt manchen Verweis meiner Lehrer, wenn ich, anstatt mich auf die künftigen Lectionen vorzubereiten, den Hagedorn, Uz, Gleim, Wieland oder Shakespeare las.“ — — „Die Natur und die belebten Maschinen waren mir ein großes Problem — deßwegen studierte ich, einiger Maßen auch von den Meinigen dazu bestimmt, um mich als künftigen Arzt zu bilden.“ — „Ich habe manche schlimme Verhältnisse in meinen Jünglingsjahren ausstehen müssen! — Mit meinen Studien als Arzt wollte es gar nicht vorwärts; denn ich studierte ganz heterogene Wissenschaften. — Was man sonst bey den Studierenden umsatteln nennt, das that ich zwar nicht; allein es war doch eben so gut, als hätte ich's gethan. — Ich widmete mich ganz den schönen Wissenschaften, und fand bald Begünstiger meiner litterarischen Arbeiten. Ich hatte damahls das, was man sonst einen tollen Kopf nennt; — die ernsthaften Musen haben ihn aber besänftiget!“

„Stürmisch und excentrisch, wie mein ehemahliges Temperament, sind die Räuber!“ meinte Schiller zu verschiedenen Mahlen. „Was haben nicht

Theologen und trockene Moraliſten gegen dieſes Product gewüthet!! — Die Nachwelt ſoll richten! — Ich ändere nichts in den Räubern!" — ſo äußerte er oft.

„Als ich die Räuber verfertigte, war ich eben kein Günſtling der gewöhnlichen und gemeinen Welt! Ich ſtrebte aber auch nie nach der Gunſt derſelben — ein ſtrenger, böſer Egoiſt war ich damahls! — Wenn ich mir nur ſelbſt gefiel, Baſta! Das Urtheil der Welt kümmerte mich nie, und kümmert mich auch jetzt noch nicht!" —

„Es gab eine Zeit," ſagte Schiller einige Mahl, „in welcher Unverträglichkeit mit den Menſchen ein Hauptzug meines Charakters war. Nicht, als wenn ich ihnen dieſe Unverträglichkeit thätlich bewieſen hätte! — Nein! Es war eine ſtille Unverträglichkeit, ein leiſes Mißfallen an allem, was Menſchen unternahmen. — Ich weiß wohl, woher das kam! — Ich fühlte mich zu jener Zeit nicht in dem Wirkungskreiſe, den ich gern ausfüllen mochte. Meine liebe, gute, ſanfte Frau trug aber ſehr viel zu meiner Ausſöhnung bey. — Wäre ich zu jener Zeit nicht mit ihr bekannt und vertraut geworden, ich glaube, daß ich mich in einen Miſanthropen verwandelt haben würde!" —

„Bey Vielen galt ich in meinen früheren Lebenstagen als einer, der den tobenden, wilden Stürmen

des Lebens und ihren Freuden seine Hauptgenüsse zu verdanken hätte. Nicht so ganz hatten die Liebloſen Unrecht! — Mein Temperament wollte Stürme, und im Sturmgeheule des Lebens lernte ich die Welt, die Menſchen und mich ſelbſt kennen.“ —

„Rückſichten mußte ich in früheren Zeiten nie da zu nehmen, wo mir meine Ueberzeugung ſagte, daß ſie nie geltend angebracht werden könnten. Mich ekelten Sterne, Orden, Bänder, Titel und Weltcharakter!“

Dieſes alles hat Schiller noch verſchiedentlich im engen Zirkel ſeiner Vertrauten geäußert.

Als die neue Auflage ſeiner Gedichte in Leipzig erſchienen war, und man darin das vortreffliche Lied an die Freude ſo ganz umgeändert, ſo zu ſagen, caſtrirt fand, fragte ein Vertrauter, dem dieß aufgefallen war, Schillern: „Warum haben Sie aber, lieber Freund! die Freude neuerlich ſo ſehr beſchnitten?“ — „Wie ſo?“ entgegnete der dadurch ſchon verlegen gewordene Schiller. „Die ſchönſten Stellen und Verſe, z. B. — Bettler werden Fürſten, Brüder — und andere mehr, ſind ja ganz ausgelaſſen! Schämten Sie ſich etwa, Ihrem Gefühle in früheren Zeiten den Lauf gelaſſen zu haben?“ — „Das eben nicht — das eben nicht,“ verſetzte der verlegene Dichter haſtig — „allein“ — — — Sein Gegner ließ ihn nicht zum Worte kommen, und erwiederte: „ich lebe jetzt am

Hofe" — ſo wollten Sie ſagen — „ich bin mit den Charaktermasken vertrauter worden? — Nicht wahr?" — „Wie ſie nun gleich denken!" ſagte Schiller hoch verlegener, — „meinen Charakter ändert nichts in der Welt!" ſetzte er feurig hinzu. „Das Publicum wird das nicht glauben!" erwiederte Jener. „Es kann dem Schriftſteller nichts Widrigeres begegnen, als wenn er ſeine Werke bey neuen Auflagen revidiren muß, und mit der Cenſormiene und mit dem Cenſorwillen zur Reviſion ſchreitet; — ich werde künftig nie wieder ſo revidiren und ändern!" — antwortete Schiller, und brach das Geſpräch ab.

„Auffallend iſt es mir immer," ſagte Schiller zuweilen, „wenn man in großen Städten ſo viel und ſo oft erbärmlich über die Kleinſtädterey der kleinen Städte ſchimpfen hört. — Die Leute ſchimpfen ſich ſelbſt!" ſetzte er hinzu, „denn ich habe immer die wahre Kleinſtädterey in großen Städten am häufigſten angetroffen. Jedes Quartier oder Viertel iſt dort eine kleine, ſehr kleine Stadt, ein Thron der erbärmlichſten Kleinſtädterey. Dieß beweiſen auch ſchon die Intelligenzblätter großer Städte; denn auch Intelligenzblätter charakteriſiren den Genius des Zeitalters und den Ton einer Stadt. — Kleinſtädterey ſteht alſo hier al pari mit Großſtädterey; die letztere iſt er-

härmlicher und auffallender als die erstere. — Ueberhaupt sind das sehr gemeine, inhumane und inelegante Vorwürfe.“

„Zeitungen sind die Märkte, wo barer Unsinn, Lüge, Verleumdung und Hetzerey an den Mann gebracht wird. Hier lobt und rühmt sich die Dummheit; die Stupidität erhebt sich; durch Vergrößerungsgläser sieht man das Scheinverdienst an — das Laster wird eine Tugend, der kleine Mensch ein großer Mensch!“

„Unser deutsches Zeitungswesen liegt noch in der Wiege — es ist ein Kind, das allem nachlallt.“

„Gelehrte Zeitungen sind die Tummelplätze einseitiger Ansicht und der Parteylichkeit; sie verderben, oder verhindern oft den Nutzen, den der Schriftsteller stiftete. Jeder Recensent ist ein arroganter Mensch, und jede Recension eine Arroganz.“

Auch dieß waren Schillers öftere Aeußerungen.

An dem Flore der Universität zu Jena nahm Schiller mit Göthen und anderen berühmten Männern, in so fern sie konnten, den thätigsten und innigsten Antheil. Er war es, der oft einen guten Vorschlag ertheilte, und seine geltenden Empfehlungslieder für diesen und jenen Gelehrten und Künstler vorbrachte. Seinem kraftvollen Fürworte hat Jena manchen verdienten Mann zu verdanken, und manches Verdienst, das sonst sich längst einen anderen und vielleicht besseren Wirkungskreis

verschafft und ihn auch gefunden haben würde, erhielt er den weimarischen Staaten. —

Als Paulus, Hufeland, Schütz und Loder Jena verließen, und Schnaubert und Thibaut auch auswärtige Vocationen erhalten hatten, rief Schiller denjenigen, die diesen Verlust beklagten, entgegen: „Bringt es nicht dem Gärtner und seiner Baumschule Ehre, wenn die von ihnen gepflegten und gezogenen Stämme häufig gesucht werden. — Laßt uns neue Stämme ziehen, — wir haben deren genug!“

Sehr beklagte es Schiller indessen, als die Expedition der jetzt zu Halle herauskommenden allgemeinen Litteraturzeitung Jena verließ. „Die Hauptmitarbeiter behalten wir hier!“ sagte er zwar, allein er fürchtete viel. „Die größte Posaune gibt doch auch gar oft Mißtöne!“ sagte er einmahl lächelnd, und versicherte, daß die jenaische allgemeine Litteraturzeitung gewiß fortdauern sollte. Von der Zeit, als er dieses lächelnd gesagt hatte (es geschah im November 1803), nahm Schiller den thätigsten Antheil mit Göthen, Griesbach, Voß, Eichstädt, Wieland, Herder und anderen berühmten Männern an der neuen Litteraturzeitung — und was sie geworden ist — darüber hat schon das Publicum zur Genüge entschieden.

Dieß sind die zerstreueten Züge, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollten. Es bleibt uns noch übrig, die Geschichte seiner letzten Krankheit, die ihn dahin raffte, vorzutragen.

Was Schiller oft befürchtet hatte, daß Bruder Hain in seiner Brust die Residenz aufgeschlagen habe, traf ein. Er hatte seit einiger Zeit mehr als jemahls an einem heftigen Brustkrampfe gelitten. Schillers körperliche Kräfte waren ohnedieß zu schwach, um einer langen Krankheit widerstehen zu können. Den 7. und 8. May 1805 erfolgte Blutspucken, was die an seinem Sterbebette stehenden und trauernden berühmten Aerzte als eine böse Vorbedeutung annahmen. Das Weinen seiner geliebten Kinder rührte in dieser Situation Schillern sehr. „Bringt die lieben Seelen in ein anderes Zimmer!“ sagte er sehr schwach und entkräftet. — Seine Gattinn stand trauernd vor seinem Lager, ihre Hand in die seinige geschlungen. „Ewiger Wechsel und Trennung ist das Loos auf Erden!“ „Beruhige dich!“ sagte er feyerlich. Am Sterbetage, dem neunten May, fantasirte er oft. „Wer löste die Kanonen? Wer commandirt den linken Flügel? Sieh'st du! — Die Kettenkugeln reißen ganze Glieder nieder! — Wie prächtig sieht das Regiment aus

— weiß und blau! — Sind ſie im Lager! Das iſt luſtig!“ — Das waren die bemerkten und verſtandenen Worte, die Schiller in ſeiner Fantaſie ſprach. Auch Lichtenbergs Nahmen hörte man ihn nennen, oder man wollte es wenigſtens ſo verſtanden wiſſen, die anderen Worte aber wollte keiner der Umſtehenden vernommen haben. Es ſchien aber, daß er Leuchtenburg geſagt hatte, und es dieſe fantaſtiſche Erſcheinung kommt um deßwillen wahrſcheinlich vor, weil er die Triesnitz ſehr liebte, die Gegenden der Saale ſehr gern ſahe, und ſich noch vor Eintritt des Frühjahres vorgenommen hatte, eine Luſtreiſe auf das romantiſche Schloß Leuchtenburg, bey Kahla, zu machen. Dort iſt ein großes Zucht- und Irrenhaus; dort ſaßen in tiefen, unterirdiſchen Kerkern merkwürdige, große Verbrecher auf zeitlebens; — dieß alles hatte Schiller genau kennen lernen, Menſchenglück und Menſchenelend prüfen wollen.

Göthe, einer ſeiner vorzüglichſten Freunde und Geſellſchafter, kam kurz vor Schillers Verſcheiden in das Haus, um ſeinen Freund, was er in deſſen Krankheit häufiger als ſonſt gethan hatte, zu beſuchen. Er erkundigte ſich bey einem der Aerzte im Vorzimmer nach Schillers Befinden. „Bald wird er ausgelitten haben!“ erwiederte dieſer. „Sie erſchrecken mich ſehr!“ verſetzte Göthe, ging beſtürzt zurück, und der Arzt ſahe deutlich, daß er ſich Thränen von ſeinen Wangen wiſchte.

Gegen vier Uhr am Nachmittage des neunten Mayes wurde Schiller ruhiger. Die Umstehenden freueten sich darüber, die Aerzte aber zitterten für sein Leben; denn, sagten sie, diese Ruhe ist bey solchen Kranken ein böses Zeichen! — Ihre Kunst hatte sie nicht getriegt — mit heiterer, ruhiger Miene entschlief Schiller zum ernstesten Schlafe, ehe noch die hell tönende Glocke des Schloßthurmes sechs Uhr schlug.

Bey der Section ergab sich, daß eine besondere Desorganisation in seinem Inneren Statt fand. Die Theile der rechten Seite konnten keine Functionen mehr leisten; er hatte nur mit dem linken Lungenflügel geathmet, und dieser begann auch schon anzuwachsen.

Mit der Nation trauern vier unmündige Kinder und eine Witwe — seine vortreffliche Gattinn, an seinem Grabe.

Stille war es in Weimar, als Schillers Tod ruchtbar wurde. — Im Grabe kann es nicht stiller seyn. — Der sonst so häufig besuchte Park war öde — die Lust und die Freude schien verwaist zu seyn — denn Schiller war nicht mehr!

Die den eilften May in Weimar angekündigte Aufführung der Saalnixe fand nicht Statt; das Theater blieb geschlossen, weil die allgemeine Trauer um Schillers Tod jeden Genuß des Vergnügens verstimmte. Die nächste theatralische Vorstellung war

die Jungfrau von Orleans. Sie wurde mit einer Todtenfeyer auf Schillern begleitet! — Rührender wurde gewiß nie eine Todtenfeyer gegeben und angehört, als diese! —

In der Nacht zum zwölften May wurde Schillers Leichnam beerdiget. Es war eine feyerliche, stille Nacht. — Der ganze Himmel war umwölkt und drohete Regen, schaurig durchzog der Sturm die alten Dächer der Grabgewölbe, und die Fahnen ächzeten. Als aber eben der Sarg vor der Gruft niedergestellt wurde, — die Leiche Schillers ruhet in dem Landschaftscassengewölbe — da zerriß der Sturm plötzlich die dunkele Wolkendecke, der Mond trat hervor mit ruhiger Klarheit, und warf seine ersten Strahlen auf den Sarg mit den theuern Ueberresten. Man brachte den Sarg in die Gruft, der Mond trat wieder hinter die Wolken, und der Sturmwind brauste heftiger.

Hunderte der vielen gebildeten Bewohner Weimars harreten gerührt des Augenblickes, in welchem man den Liebling der deutschen Nation zur Ruhestätte tragen würde, um ihn bis dahin zu begleiten. — Schillers Freunde waren untröstlich. — Am Hofe selbst herrschte, anstatt des rosenfarbenen Humors, eine traurige Stille. — Göthe weinte und klagte. — In tiefer Stille traten die Leichenträger aus dem Hause, das Schiller bewohnte. Wehmüthig nahe-

ten ſich jetzt ſechzehn junge Gelehrte und Künſtler, nahmen ihnen die theuere Bürde ab, und trugen ihn — Schillern, — mit Thränen und unter Begleitung einer gerührten Menge Menſchen, zum ſtillen Oertchen der Ruhe. Am folgenden Tage, den 13. May, der ein Sonntag war, wurden in der Kirche die vornehmſten Chöre und Sätze aus Mozarts Requiem aufgeführt, und der Generalſuperintendent, Hofprediger Voigt, hielt eine rührende, des Gegenſtandes würdige Rede. —

Schiller iſt nicht mehr! — Trauere deutſche, biedere Nation! an deines Freundes, an des deutſchen Mannes Grabe! — Sein Andenken wird ewig dauern, keine Zeit wird es vertilgen!! —

Schiller wurde 45 Jahre alt. Im Jahre 1802 ward er, ohne Nachſuchen, vom deutſchen Kaiſer in den Adelſtand erhoben. „Nun heiße ich von Schiller, daß Sie es nur wiſſen!“ ſagte er zu der Zeit, als er das Diplom erhalten hatte, und Herdern ſahe, zu dieſem mit lächelnder Miene. Er ſtarb als herzoglich-ſächſiſch-meiningiſcher Hofrath und Profeſſor Ordinarius zu Jena, in Weimar.

Schiller iſt nicht reich geſtorben. Er war dazu, um Schätze zu ſammeln, weder engherzig noch proſaiſch genug. Jedermann weiß ſein ſchönes Lied: die Theilung der Erde, auswendig. Die

Welt ist weggegeben; sagte Zevs dort zum klagenden Poeten, daher —

„Willst du in meinem Himmel mit mir leben?
So oft du kommst, er soll dir offen seyn.“

Er war ein untadelhafter, seinen Haushalt rechtlich ordnender Hausvater, ein trefflicher Gatte und Vater. Allein selbst der Zustand seiner Gesundheit und seine ganze Lebensweise, die von seiner Schlaflosigkeit und anderen eingewurzelten Uebeln bestimmt wurde, machten einen verhältnißmäßig größeren Aufwand nothwendig, da er übrigens in seinem Aeußeren durchaus die höchste Simplicität beobachtete, und überall keinen erborgten Schimmer dulden konnte. Erst seit vier Jahren bewohnte er in Weimar ein eigenes Haus, das eine fröhliche Aussicht auf eine mitten in der Stadt gelegene Allee und sonst mancherley Bequemlichkeiten hatte. Der Kauf und die elegante Einrichtung dieses Hauses kostete ihm beträchtliche Summen. Erst wenig Jahre vor seinem Tode erhielt er eine etwas beträchtlichere Pension vom Herzoge, wofür er aber auch dem Theater sehr wesentliche Dienste leistete, keines seiner Stücke, die er hier immer zuerst spielen ließ, bezahlt nahm, und überhaupt sehr uneigennützig handelte. Die weimarische Hofschauspielergesellschaft hat an ihm einen recht väterlich sorgenden, theilnehmenden Lehrer und Rathgeber ver-

loren. Mehrere Schauſpieler hatten ſtets freyen Zutritt bey ihm, und durften ſeiner Berathung und Hülfe in allen geiſtigen und leiblichen Angelegenheiten ſicher ſeyn. Zuweilen bath er ſie, nach einer wohl gelungenen Aufführung eines ſeiner neuen Stücke, alle zuſammen zu einem munteren Nachtmahl ins Stadthaus, wobey fröhlich geſungen, mitunter auch wohl improviſirt und allerley heiterer Scherz und Kurzweil getrieben wurde. Da erwachte ſeine alte Jovialität, und da war er ſehr fröhlich mit den Fröhlichen. Sein vertrautes Verhältniß mit Göthe hatte einen ſehr günſtigen Einfluß auf ſeine Erheiterung und freyere Mittheilung.

Er und die Seinigen verdienten es, daß auf den meiſten Bühnen Deutſchlands ihm zur Todtenfeyer eines ſeiner Stücke gegeben, und der Ertrag dieſer Vorſtellung der Witwe und den Kindern des Verewigten gewidmet wurde. Auch das Wiener Theater, wie wohl es uns bis jetzt nur wenige von Schillers Dramen gab, hat dem Dichter dieſelbe Huldigung und Auszeichnung erwieſen.

Wir können dieſen biographiſchen Verſuch nicht würdiger ſchließen, als mit Göthes inhaltsreichen Worten:

„Wir dürfen Schillern wohl glücklich preiſen, daß er von dem Gipfel des menſchlichen Daſeyns zu den Seligen empor geſtiegen, daß ein ſchneller Schmerz

— weiß und blau! — Sind sie im Lager? Das ist lustig!" — Das waren die bemerkten und verstandenen Worte, die Schiller in seiner Fantasie sprach. Auch Lichtenbergs Nahmen hörte man ihn nennen, oder man wollte es wenigstens so verstanden wissen, die anderen Worte aber wollte keiner der Umstehenden vernommen haben. Es schien aber, daß er Leuchtenburg gesagt hatte, und es diese fantastische Erscheinung kommt um deßwillen wahrscheinlich vor, weil er die Triesnitz sehr liebte, die Gegenden der Saale sehr gern sahe, und sich noch vor Eintritt des Frühjahres vorgenommen hatte, eine Lustreise auf das romantische Schloß Leuchtenburg, bey Kahla, zu machen. Dort ist ein großes Zucht- und Irrenhaus; dort saßen in tiefen, unterirdischen Kerkern merkwürdige, große Verbrecher auf zeitlebens; — dieß alles hatte Schiller genau kennen lernen, Menschenglück und Menschenelend prüfen wollen.

Göthe, einer seiner vorzüglichsten Freunde und Gesellschafter, kam kurz vor Schillers Verscheiden in das Haus, um seinen Freund, was er in dessen Krankheit häufiger als sonst gethan hatte, zu besuchen. Er erkundigte sich bey einem der Aerzte im Vorzimmer nach Schillers Befinden. „Bald wird er ausgelitten haben!" erwiederte dieser. „Sie erschrecken mich sehr!" versetzte Göthe, ging bestürzt zurück, und der Arzt sahe deutlich, daß er sich Thränen von seinen Wangen wischte.

Gegen vier Uhr am Nachmittage des neunten Mayes wurde Schiller ruhiger. Die Umstehenden freueten sich darüber, die Aerzte aber zitterten für sein Leben; denn, sagten sie, diese Ruhe ist bey solchen Kranken ein böses Zeichen! — Ihre Kunst hatte sie nicht getriegt — mit heiterer, ruhiger Miene entschlief Schiller zum ernstesten Schlafe, ehe noch die hell tönende Glocke des Schloßthurmes sechs Uhr schlug.

Bey der Section ergab sich, daß eine besondere Desorganisation in seinem Inneren Statt fand. Die Theile der rechten Seite konnten keine Functionen mehr leisten; er hatte nur mit dem linken Lungenflügel geathmet, und dieser begann auch schon anzuwachsen.

Mit der Nation trauern vier unmündige Kinder und eine Witwe — seine vortreffliche Gattinn, an seinem Grabe.

Stille war es in Weimar, als Schillers Tod ruchtbar wurde. — Im Grabe kann es nicht stiller seyn. — Der sonst so häufig besuchte Park war öde — die Lust und die Freude schien verwaist zu seyn — denn Schiller war nicht mehr!

Die den eilften May in Weimar angekündigte Aufführung der Saalnixe fand nicht Statt; das Theater blieb geschlossen, weil die allgemeine Trauer um Schillers Tod jeden Genuß des Vergnügens verstimmte. Die nächste theatralische Vorstellung war

Nur wird er ſehr bekannte hiſtoriſche Charaktere nicht ganz der Geſchichte zuwider zeichnen.

Die wichtige Handlung des Trauerſpieles kann auf ſehr verſchiedene Weiſe von heftigen Leidenſchaften entſchieden werden, ja auch der edelſte Enthuſiasmus für Recht kann die erſchütternde Entſcheidung herbeyführen, wie z. B. im Oedip und im Don Carlos.

Der Zweck des Trauerſpieles, die eigentlich beabſichtete Wirkung des Dichters iſt nach Ariſtoteles und den meiſten Kunſtrichtern bis auf Schiller Mitleid und Furcht, oder die Reinigung der Leidenſchaften. Durch dieſen letzteren Ausdruck wollte man eigentlich eine Mäßigung der Leidenſchaften bezeichnen, welche dadurch bewirkt werden ſollte, daß dem Zuſchauer die Folgen der heftigen und ungebändigten Affecte ſichtbar vor Augen geſtellt wurden. Durch das Unglück Großer und Mächtiger ſollten die Menſchen Reſignation und Unterwerfung gegen das Schickſal lernen; ſie ſollten ſich willig in ihr Schickſal fügen, wenn ſie ſähen, wie ſelbſt die Mächtigſten und Glücklichen auf ein Mahl von ihrer Höhe herabgeſtürzt würden.

Das tragiſche Mitleid ſoll nicht allein in Anſehung des Mitleids die Seele desjenigen reinigen, welcher zu viel Mitleid fühlet, ſondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragiſche Furcht muß nicht allein, in Anſehung der Furcht, die Seele desjenigen reinigen, welcher ganz und gar kein Unglück befürchtet, ſondern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteſte, auch das

ten ſich jetzt ſechzehn junge Gelehrte und Künſtler, nahmen ihnen die theuere Bürde ab, und trugen ihn — Schillern, — mit Thränen und unter Begleitung einer gerührten Menge Menſchen, zum ſtillen Oertchen der Ruhe. Am folgenden Tage, den 13. May, der ein Sonntag war, wurden in der Kirche die vornehmſten Chöre und Sätze aus Mozarts Requiem aufgeführt, und der Generalſuperintendent, Hofprediger Voigt, hielt eine rührende, des Gegenſtandes würdige Rede. —

Schiller iſt nicht mehr! — Trauere deutſche, biedere Nation! an deines Freundes, an des deutſchen Mannes Grabe! — Sein Andenken wird ewig dauern, keine Zeit wird es vertilgen!! —

Schiller wurde 45 Jahre alt. Im Jahre 1802 ward er, ohne Nachſuchen, vom deutſchen Kaiſer in den Adelſtand erhoben. „Nun heiße ich von Schiller, daß Sie es nur wiſſen!“ ſagte er zu der Zeit, als er das Diplom erhalten hatte, und Herdern ſahe, zu dieſem mit lächelnder Miene. Er ſtarb als herzoglich-ſächſiſch-meiningiſcher Hofrath und Profeſſor Ordinarius zu Jena, in Weimar.

Schiller iſt nicht reich geſtorben. Er war dazu, um Schätze zu ſammeln, weder engherzig noch proſaiſch genug. Jedermann weiß ſein ſchönes Lied: die Theilung der Erde, auswendig. Die

Welt ist weggegeben, sagte Zevs dort zum klagenden Poeten, daher —

„Willst du in meinem Himmel mit mir leben?
So oft du kommst, er soll dir offen seyn.“

Er war ein untadelhafter, seinen Haushalt rechtlich ordnender Hausvater, ein trefflicher Gatte und Vater. Allein selbst der Zustand seiner Gesundheit und seine ganze Lebensweise, die von seiner Schlaflosigkeit und anderen eingewurzelten Uebeln bestimmt wurde, machten einen verhältnißmäßig größeren Aufwand nothwendig, da er übrigens in seinem Aeußeren durchaus die höchste Simplicität beobachtete, und überall keinen erborgten Schimmer dulden konnte. Erst seit vier Jahren bewohnte er in Weimar ein eigenes Haus, das eine fröhliche Aussicht auf eine mitten in der Stadt gelegene Allee und sonst mancherley Bequemlichkeiten hatte. Der Kauf und die elegante Einrichtung dieses Hauses kostete ihm beträchtliche Summen. Erst wenig Jahre vor seinem Tode erhielt er eine etwas beträchtlichere Pension vom Herzoge, wofür er aber auch dem Theater sehr wesentliche Dienste leistete, keines seiner Stücke, die er hier immer zuerst spielen ließ, bezahlt nahm, und überhaupt sehr uneigennützig handelte. Die weimarische Hofschauspielergesellschaft hat an ihm einen recht väterlich sorgenden, theilnehmenden Lehrer und Rathgeber ver-

loren. Mehrere Schauspieler hatten stets freyen Zutritt bey ihm, und durften seiner Berathung und Hülfe in allen geistigen und leiblichen Angelegenheiten sicher seyn. Zuweilen bath er sie, nach einer wohl gelungenen Aufführung eines seiner neuen Stücke, alle zusammen zu einem munteren Nachtmahl ins Stadthaus, wobey fröhlich gesungen, mitunter auch wohl improvisirt und allerley heiterer Scherz und Kurzweil getrieben wurde. Da erwachte seine alte Jovialität, und da war er sehr fröhlich mit den Fröhlichen. Sein vertrautes Verhältniß mit Göthe hatte einen sehr günstigen Einfluß auf seine Erheiterung und freyere Mittheilung.

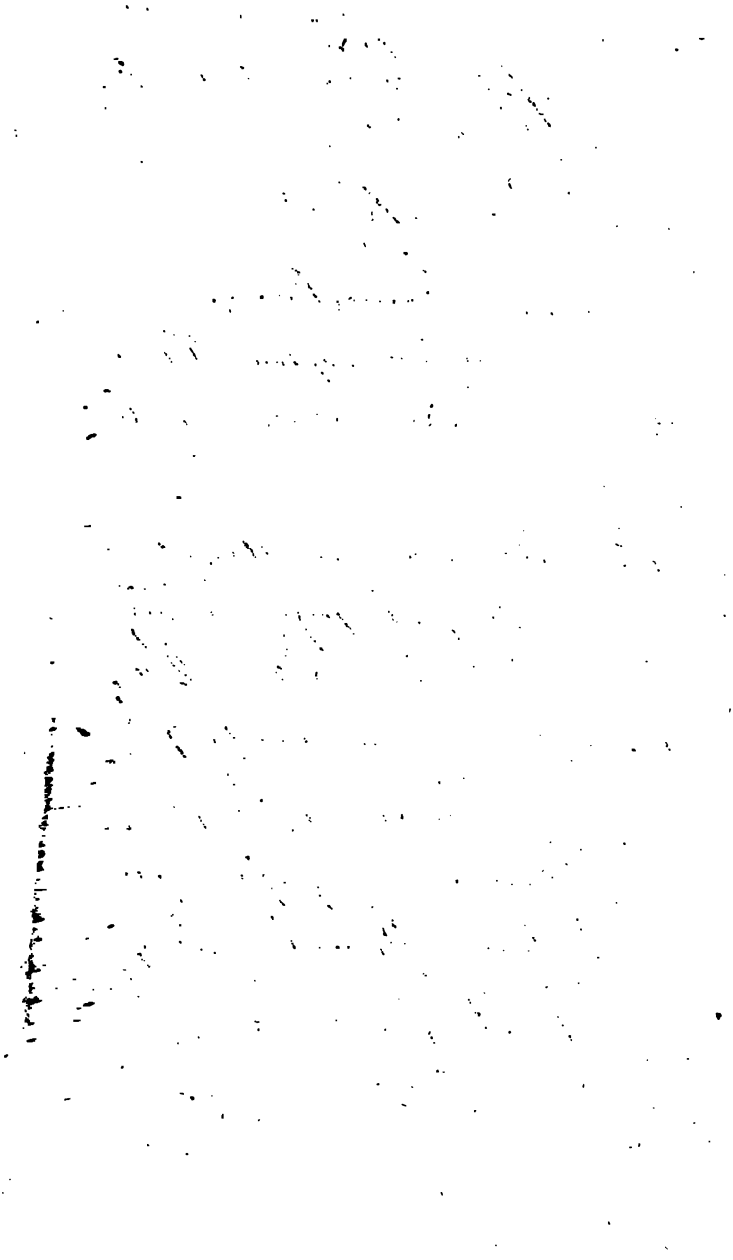
Er und die Seinigen verdienten es, daß auf den meisten Bühnen Deutschlands ihm zur Todtenfeyer eines seiner Stücke gegeben, und der Ertrag dieser Vorstellung der Witwe und den Kindern des Verewigten gewidmet wurde. Auch das Wiener Theater, wie wohl es uns bis jetzt nur wenige von Schillers Dramen gab, hat dem Dichter dieselbe Huldigung und Auszeichnung erwiesen.

Wir können diesen biographischen Versuch nicht würdiger schließen, als mit Göthes inhaltsreichen Worten:

„Wir dürfen Schillern wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseyns zu den Seligen empor gestiegen, daß ein schneller Schmerz

ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden; — er hat als Mann gelebt, und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig! daß er früh hinweg schied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzusetzen.“

unwahrſcheinlichſte in Angſt ſetzet. Die Tragödie, ſagt Batteux, iſt und wird immer ein Gemählde von den Mißgeſchicken und den Trübſalen der Menſchheit ſeyn, das immer durch die Furcht uns lehren wird, klug für uns ſelbſt, und durch das Mitleid — fühlbar und hülfreich gegen Andere zu ſeyn. Immer wird alſo hier eine Uebung der Seele in traurigen Rührungen, eine Art von Schule des Unglückes Statt haben, die uns auf die Ereigniſſe des Lebens vorbereitet, wie man den Soldaten durch Manövres für den Krieg abrichtet. Schiller aber ſetzt in der Theorie den Zweck des Trauerſpieles in die Erweckung des erhabenen Gefühles, welches in uns rege wird, wenn wir ſehen, daß die edleren Kräfte in uns ſich ſo muthig den Leiden widerſetzen, welche das Schickſal auf den Schuldloſen herandrängt, ja ſie zuweilen beſiegen können. Leiden und Widerſtand ſind alſo nothwendig, und erwecken an ihrer Vereinigung das Intereſſe und den tragiſchen Effect. Nach dieſer Theorie hat das griechiſche Trauerſpiel einen weſentlichen Fehler, weil es nur das zermalmende Schickſal, nicht aber den moraliſchen Widerſtand des Helden darſtellt, und Regulus, der ungeachtet aller Neigungen der Selbſterhaltung, der Vater- und Gattenliebe, doch zum gewiſſen Tode nach Carthago zurückkehret, würde alſo der beſte Stoff für ein Trauerſpiel ſeyn. Auch neuere Stücke, denen, ſo wie den griechiſchen, der gereinigte Geſchmack immer einen entſchiedenen Werth beylegte, wie zum Beyſpiele Hamlet, und Othello verſchwänden nach dieſer Theorie aus der Reihe der Meiſterwerke.



II.

Versuch einer Anleitung zur Kritik von Schillers Werken.

Wenn unſere Leſer die folgende Anleitung mit Nutzen durchgehen wollen, ſo rathen wir ihnen, ſich vorher an die Grundſätze der Aeſthetik nach dem Leitfaden desjenigen Buches, aus welchem ſie dieſelben ſchöpften, zu erinnern. Iſt dieß nicht thunlich, ſo empfehlen wir wenigſtens die kurze Theorie, die wir der Kritik voran ſchicken, ihrer Aufmerkſamkeit. Vielleicht leiſtet ſie den beabſichteten Dienſt. Wir können uns aber hier nur anheiſchig machen, die Grundſätze der beſonderen Dichtungsarten, von welchen uns Schiller zum Theil Muſter, zum Theil Beyſpiele hinterließ, anzugeben. So wollen wir hier nur das Nothwendigſte über die Tragödie ſagen.

Wenn wir an Taſſo, Medea, Fiesko, Macbeth und Othello denken, ſo ſcheint den Tragödien dieſes Nahmens eine ſtarke höchſt aufgeregte Leidenſchaft zum Grunde zu liegen. Selbſt im Philoktet des Sophokles und in Collins Regulus finden wir dort Sehnſucht nach dem Vaterlande, hier heiße, bis zum Enthuſiasmus geſteigerte Vaterlandsliebe. Alſo eine wichtige Handlung iſt zum Trauerſpiele nöthig, und ſtarke Leidenſchaften, oder ein Enthuſiasmus, wodurch der Gang der Leidenſchaften beſtimmt wird.

Dieſe Handlung iſt entweder aus der Geſchichte genommen, oder erdichtet. Im erſteren Falle modificirt der Dichter die Handlung nach ſeiner Abſicht.

Nur wird er ſehr bekannte hiſtoriſche Charaktere nicht ganz der Geſchichte zuwider zeichnen.

Die wichtige Handlung des Trauerſpieles kann auf ſehr verſchiedene Weiſe von heftigen Leidenſchaften entſchieden werden, ja auch der edelſte Enthuſiasmus für Recht kann die erſchütternde Entſcheidung herbeyführen, wie z. B. im Oedip und im Don Carlos.

Der Zweck des Trauerſpieles, die eigentlich beabſichtete Wirkung des Dichters iſt nach Ariſtoteles und den meiſten Kunſtrichtern bis auf Schiller Mitleid und Furcht, oder die Reinigung der Leidenſchaften. Durch dieſen letzteren Ausdruck wollte man eigentlich eine Mäßigung der Leidenſchaften bezeichnen, welche dadurch bewirkt werden ſollte, daß dem Zuſchauer die Folgen der heftigen und ungebändigten Affecte ſichtbar vor Augen geſtellt wurden. Durch das Unglück Großer und Mächtiger ſollten die Menſchen Reſignation und Unterwerfung gegen das Schickſal lernen; ſie ſollten ſich willig in ihr Schickſal fügen, wenn ſie ſähen, wie ſelbſt die Mächtigſten und Glücklichen auf ein Mahl von ihrer Höhe herabgeſtürzt würden.

Das tragiſche Mitleid ſoll nicht allein in Anſehung des Mitleids die Seele desjenigen reinigen, welcher zu viel Mitleid fühlet, ſondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragiſche Furcht muß nicht allein, in Anſehung der Furcht, die Seele desjenigen reinigen, welcher ganz und gar kein Unglück befürchtet, ſondern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteſte, auch das

unwahrſcheinlichſte in Angſt ſetzet. Die Tragödie, ſagt Batteux, iſt und wird immer ein Gemählde von den Mißgeſchicken und den Trübſalen der Menſchheit ſeyn, das immer durch die Furcht uns lehren wird, klug für uns ſelbſt, und durch das Mitleid — fühlbar und hülfreich gegen Andere zu ſeyn. Immer wird alſo hier eine Uebung der Seele in traurigen Rührungen, eine Art von Schule des Unglückes Statt haben, die uns auf die Ereigniſſe des Lebens vorbereitet, wie man den Soldaten durch Manöuvres für den Krieg abrichtet. Schiller aber ſetzt in der Theorie den Zweck des Trauerſpieles in die Erweckung des erhabenen Gefühles, welches in uns rege wird, wenn wir ſehen, daß die edleren Kräfte in uns ſich ſo muthig den Leiden widerſetzen, welche das Schickſal auf den Schuldloſen herandrängt, ja ſie zuweilen beſiegen können. Leiden und Widerſtand ſind alſo nothwendig, und erwecken an ihrer Vereinigung das Intereſſe und den tragiſchen Effect. Nach dieſer Theorie hat das griechiſche Trauerſpiel einen weſentlichen Fehler, weil es nur das zermalmende Schickſal, nicht aber den moraliſchen Widerſtand des Helden darſtellt, und Regulus, der ungeachtet aller Neigungen der Selbſterhaltung, der Vater- und Gattenliebe, doch zum gewiſſen Tode nach Carthago zurückkehret, würde alſo der beſte Stoff für ein Trauerſpiel ſeyn. Auch neuere Stücke, denen, ſo wie den griechiſchen, der gereinigte Geſchmack immer einen entſchiedenen Werth beylegte, wie zum Beyſpiele Hamlet, und Othello verſchwänden nach dieſer Theorie aus der Reihe der Meiſterwerke.

Man darf nun wohl die neuere Theorie für jene einer eingeschränkten Art des Trauerspieles halten, welche vielleicht dem gebildeten, sittlicheren Zuschauer mehr zusagen muß, und, wenn alles Uebrige gleich ist, das heißt, wenn dabey im gehörigen Maße Furcht und Mitleid erregt wird, durch die Zugabe des Gefühles der Erhabenheit, den Kreis der ästhetischen Wirkung reicher ausfüllt.

Immer sind im Trauerspiele nur Charaktere von einer gewissen Größe und Bedeutenheit an ihrer Stelle, und die Sprache soll durchaus edel und angemessen seyn. Daß dabey die allgemeinen Forderungen eines Drama und die noch allgemeineren eines pragmatischen Gedichtes erfüllt werden sollen, versteht sich von selbst. Ueber den bey den Alten üblich gewesenen Chor werden wir bey Gelegenheit der Braut von Messina das Nöthige anführen.

Die Räuber.

Mit Lessing begann die Entwickelung der deutschen Bühne; eine lange überlegte, wohl gedachte Charakteristik, ein Plan mit klarem Verstande und kritischem Scharfsinne entworfen, eine ganz ungewöhnlich reine und kräftige Sprache, sehr viele feine Bemerkungen des Welt- und Menschenkenners, und ein vortrefflich abgerundeter und ausgearbeiteter Dialog waren die großen Vorzüge, welche die Deutschen damahls entzückten, und zu unbeschränkten Lo-

beserhebungen begeisterten. Mit aller Kraft seines kritischen Genies stürmte Lessing nebstdem auf die angebetheten französischen Idole, entkleidete manche ihrer täuschenden Schimmer, hielt sie an die Griechen, und zeigte so den Abstand von den natürlichen Dichterfeuer einer jugendlich-blühenden kunstgebildeten Nation, und der polirten Glätte und kalten Zierlichkeit der französischen Hofdichter. Racine und Voltaire sanken in Deutschland von ihren Thronen, um so mehr, als jetzt auch Göthes erwachendes Genie diese regelmäßige Form verwarf, und in seinem Götz von Berlichingen frey und ungebunden dem kühnen Schritte des viel geringer geschätzten Britten folgte. Mit den Franzosen selbst fielen auch ihre Nachahmer; mit geringeren Talenten als ihre Muster von der Natur beschenkt, hatte Weiße nie Crebillons Stärke oder Racines weiche Lieblichkeit zu erreichen vermocht.

In diesem Zeitpuncte war es, wo Schillers Räuber ganz Deutschland elektrisirten, und wie eine fremde und ungeheuere Erscheinung in des Jünglings Zeitgenossen ein freudiges Erstaunen bewirkten. Seine Fantasiekraft ward in diesem kühn-jugendlichen, ungezähmten Werke auf eine auffallende Art sichtbar. Was auch die damahligen Kritiker, in der Schule der Griechen und Franzosen gebildet, dagegen, und vielleicht nicht mit Unrecht, einwenden mochten — dennoch ließ sich die Stärke der Schwinge nicht verbergen, die einen solchen Flug zu wagen im Stande war. Mochte man immer Franzens Charakter unnatürlich finden; mochte man die zu bilderreiche Sprache, das gehäufte Beywortspiel aus der Schule der Engländer, die Nachahmung Shakespeares in allen

gelehrten Zeitschriften aufsuchen und tadeln — Schillers Genie wurde durch ein Zeichen bestätiget, welches in den neuesten Zeiten so oft angefochten, doch vielleicht in Hinsicht auf dramatisches Genie so manchem neueren Kriterium sehr weit vorzuziehen seyn dürfte, durch die allgemeine Wirkung auf seine Zeitgenossen. Denn der große Haufe kann wohl durch etwas Mittelmäßiges oder Schlechtes auf eine Zeit lang in Bewegung gesetzt werden — aber wenn zugleich der gebildete, das ist der verständigere, wissenschaftliche und feiner fühlende Theil des Publicums hingerissen wird, wenn dieser Enthusiasmus sich erhält und verstärkt, dann ist es wohl schwerlich oder nie bloß falscher Schimmer, der so mächtig auf die Menschen wirkt; es ist die Kraft des Genies, die den Zuseher ergreift und begeistert, und ihm das unendliche Vergnügen gewähret, sich in seinem ganzen Selbst erhöhet, jenem schöpferischen Geiste näher zu fühlen. Auch ward dem dramatischen Genie beynahe immer noch die Achtung und Dankbarkeit seiner Zeitgenossen. Von ihren Mitbürgern verherrlichet, genossen Sophokles und Euripides den Lohn ihrer Arbeiten, die Franzosen schätzten und bewunderten ihre Racines und Voltaires, die Engländer ihren Shakespeare, und Lessing wie Göthe, Schiller wie Kotzebue und Iffland, dürfen die Deutschen im Ganzen genommen keiner Undankbarkeit beschuldigen.

Lessings Prophezeyung ging in Erfüllung, diese nähmlich: „Shakespeare würde ganz andere Köpfe unter uns erwecken, als man von den Franzosen zu rühmen wisse. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichtesten

von so einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheint, und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschreckt.“

Mochte Schiller von Lessings Bemühungen selbst nichts wissen, die Folgen derselben waren von dem wichtigsten Einflusse auf sein Leben; denn eben er war eins von jenen Genien, die durch Shakespeare unter uns erweckt wurden. „Als ich — erzählt er selbst — in einem sehr frühen Alter diesen Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth durch einen Narren zu stören, die ihn bald da festhielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz so gern stille gestanden wäre. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze Verehrung, und war mein Studium, ehe ich sein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen.“

Mit andern Worten: Schiller war damahls noch zu lyrisch, um echt dramatisch zu seyn. Je lyrischer, desto verwundbarer in seiner Lage; je verwundbarer, desto drückender eine Nothwendigkeit fühlend, gegen die er vergeblich rang. So erklärt sich die Eigenthümlichkeit seines ersten Dichterproductes nach Inhalt und Form ganz natürlich. Die beyden Veroneser von Shakespeare scheinen ihm zu seinen Räubern die erste Idee gegeben zu haben; aus seinem Herzen schöpfte er den Despotenhaß und die regellose Größe, die enthusiastischen Träume einer hö-

heren Wirksamkeit, die Bitterkeit gegen die wirkliche Welt und jene Fülle von Kraft, die alle Gesetze übersprudelt, welche seinen Carl Moor auszeichnen; und aus seiner lyrischen Stimmung kommt es, daß wir fast durchgehends dem Herzen des Dichters selbst begegnen, und mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand reflectiren müssen.

Schiller war ein neunzehnjähriger Jüngling, als diese erste dramatische Arbeit auf Deutschlands Theatern den entschiedensten Beyfall fand. Darum ist es auch nur die gewaltige Kraft der Fantasie, wodurch sie sich auszeichnet, eine Kraft, die den Dichter mit sich fortriß, die er nicht beherrschen konnte, und die nicht selten zu Uebertreibungen und fehlerhafter Charakteristik führte. Schon der ganze Plan ist nach dieser Anlage unter der Würde der Kunstdarstellung; die schneidenden Dissonanzen des Lebens sollen hier gelöst uns im milden Glanze entgegen tönen, nicht gräßlich gehäuft ins zerrissene Ohr dringen. Wir glauben nicht, daß jede Rührung unter der Würde und außer dem Zwecke der Kunst liege; aber weder das Gräßliche, noch weniger aber das Ekelhafte dürfen in einem Gebiethe weilen, das die Schönheit umgrenzt. Nicht das Unnatürliche in Franzens Charakter ist das Tadelnswertheste in dem Stücke; auch wenn die Natur solche Ungeheuer erzeugte, nie dürften sie doch auf dem heiligen Schauplatze der Kunst erscheinen; denn das Leben selbst erregt und empört, die Poesie soll mildern und besänftigen. Sie mag es der ernsten Seelenlehre überlassen, die Möglichkeit solcher Charaktere, ihr Entstehen und ihre Fortbildung zu beurtheilen, ihr bleibt

das Höchste im Menschen zu schildern übrig. Sehr begreiflich ist es, daß Schiller später nichts mehr an diesem Trauerspiele ändern wollte, das Versehen lag schon in dem Stoffe, in der Anlage, im Ganzen. Schiller bewies den Kennern nur, daß er in der Folge etwas Vorzügliches leisten könnte, weil er so frühe mit etwas Genialem und Außerordentlichem, wenn gleich sehr Unvollendetem begonnen hatte.

Wir verweisen den Leser auf Schillers Selbstbekenntnisse über sein erstes Werk, welche in der Biographie angeführt wurden, und fügen noch Folgendes hinzu:

„Unser Mitleid wird geschwächt, wenn der Urheber eines Unglückes, dessen schuldlose Opfer wir bemitleiden sollen, unsere Seele mit Abscheu erfüllt. Es wird jederzeit der höchsten Vollkommenheit des Werkes Abbruch thun, wenn der tragische Dichter nicht ohne einen Böswicht auskommen kann, und wenn er gezwungen ist, die Größe des Leidens von der Größe der Boßheit abzuleiten. Schakespeares Jago und Lady Macbeth, Cleopatra in der Roxelane, Franz Moor in den Räubern, zeugen für diese Behauptung.“

Gleichwohl kann man sich nicht bergen, daß Franz wenigstens den einen Theil des tragischen Eindruckes, die Furcht erregt, nicht bloß durch sein teufliſches Handeln, sondern auch durch den Anfangs sehr kühnen Verstandeskampf gegen das Gewissen, in welchem er aber nach Vollbringung des Abscheulichsten unterliegt.

Wenn uns die Sprache nicht edel genug dünkt, so müssen wir nicht allein in der Jugend des Verfas-

ſers, ſondern auch in dem unedeln Stoffe den Grund ſuchen. Eine Räuberbande, wenn ſie der Dichter einmahl darſtellte, konnte von ihm eine originelle, kräftige, warme, aber wohl keine edle und erhabene Sprache erhalten.

Nicht bloß die Hauptcharaktere dieſer Tragödie, die beyden Moor, Amalia und der alte Vater ſpringen uns als Individuen in die Augen, auch die ganze Umgebung, die Räuber, der Paſtor, Hermann und Daniel bilden eine Gallerie ausdrucksvoller Geſtalten. Man überſehe ja nicht den ehrlichen treuen Daniel. — Er iſt in ſeiner Art ſo gut getroffen, als dieſer Schuffterle mit ſeiner kaltblütigen, ſcherzenden Unmenſchlichkeit.

Ueber den inneren Geiſt, der aus dieſer Tragödie ſprechen ſollte, gibt der Dichter ſelbſt Beſcheid in folgendem Gedichte.

Monument Moors des Räubers.

Vollendet!
Heil dir, vollendet!
Majeſtätiſcher Sünder,
Deine furchtbare Rolle vollbracht!

Hoher Gefallener!
Deines Geſchlechtes-Beginner und Ender.
Seltner Sohn ihrer ſchrecklichſten Laune,
Erhabner Verſtoß der Mutter Natur!

Durch wolkige Nacht ein prächtiger Blitz!
Hui! hinter ihm ſchlagen die Pforten zuſammen;
Gierig ſchlingt ihn der Rachen der Nacht,

Zucken die Völker
Unter ſeiner verderbenden Pracht!
Aber Heil dir! Vollendet,
Majeſtätiſcher Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht!

Modr'e, verſtirb
In der Wiege des offenen Himmels!
Fürchterlich jedem Sünder zur Schau,
Wo, dem Thron gegen über,
Heißer Ruhmſucht furchtbare Schranke ſteigt!
Zu den Sternen des Ruhms
Klimmſt du auf den Schultern der Schande!
Einſt wird unter dir auch die Schande zerſtieben,
Und dich reicht — die Bewunderung!
Naſſen Auges an deinem ſchauernden Grabe
Männer vorüber —
Freue ſich der Thräne der Männer
Des Gerichteten Geiſt!

Naſſen Auges an deinem ſchauernden Grabe
Ging ein Mädchen vorüber,
Hörte die furchtbare Kunde
Deiner Thaten vom ſteinernen Herold,
Und das Mädchen, — freue dich! freue dich!
Wiſchte die Thräne nicht ab.
Ferne ſtand ich, — ſah die Perle fallen,
Und rief ihr: Amalia!

Jünglinge! Jünglinge!
Mit des Genies gefährlichem Aetherſtrahl

Lernt behuthſamer ſpielen!
Störrig knirrſcht in den Zügel das Sonnenroß;
Wie's am Seile des Meiſters
Erd' und Himmel im ſanfteren Schwunge wiegt,
Flammet's am kindiſchen Zaume
Erd und Himmel in lodernden Brand!
Unterging in den Trümmern
Der muthwillige Phaeton.

Kind des himmliſchen Genius,
Glühendes, thatenlechzendes Herz!
Reitzet dich das Mahl meines Räubers?
War, wie du, glühenden, thatenlechzenden Herzens,
War, wie du, des himmliſchen Genius Kind.

Aber du lächelſt und gehſt,
Dein Blick durchfliegt den Raum der Weltgeſchichte,
Moorn den Räuber findeſt du nicht.
Steh, und lächle nicht, Jüngling!
Seine Sünde lebt, — lebt ſeine Schande,
Räuber Moor nur, ihr Nahme nicht.

Ueber einiges Aeußere, nähmlich Coſtüm und Zeitalter, mit und in welchem dieß Stück ſpielen ſoll, erklärte ſich Schiller in einem Briefe an Herrn von Dalberg, der im 247. Stücke des Morgenblattes 1807 eingerückt iſt.

Nach einer kurzen Ueberſicht dieſes Briefes wollte Herr von Dalberg alſo das Stück in die Zeiten

der Ritter zurückſetzen, für welche Zeiten es Schiller nicht ſchrieb. Daher mag es auch wohl kommen, daß das Stück noch an manchen Orten altdeutſch gegeben wird, weil es wahrſcheinlich und nach dieſem Briefe zu urtheilen, in Manheim ſo gegeben wurde.

Aber daß es Schillers Meinung und Wille nicht war, beweiſet denn dieſer Brief, ſo wie es auch in Leipzig, wo er ſelbſt bey den Vorſtellungen war, allezeit im modernen Coſtüm gegeben wurde.

Deßwegen ſagt er auch ſelbſt in dieſem Briefe: alle ſeine Perſonen ſprächen für die damahligen Zeiten zu modern, zu aufgeklärt. Die Charaktere nimmt er aus dem Schooße des jetzigen Zeitalters, und ſie ſind nicht tauglich für das Maximilianiſche. Er meint, es würde ſeinem Stücke wie einem Holzſchnitte gehen, den er in einer Ausgabe des Virgils gefunden, wo die Trojaner ſchöne Huſarenſtiefeln und Agamemnon ein Paar Piſtolen in ſeinen Halftern gehabt haben.

Er ſagt ferner: Amalie könnte unmöglich ein Ritterfräulein ſeyn, und man würde ihren Charakter ganz übermahlen müſſen, um ſie darein zu verwandeln.

Er iſt ſo fein, dem Herrn von Dalberg einzugeſtehen, daß wenn eine Veränderung vor der Bearbeitung ihm angegeben wäre, es gewiß zu einem vollkommenen Meiſterwerke gediehen wäre, ſo aber nennt er es ſelbſt eine Krähe mit Pfauenfedern.

Auf die Ermordung Amaliens will er auch nichts kommen laſſen; er hält dieſe Ermordung für eine poſitive Schönheit in Moors Charakter. Wie die Veränderung eigentlich in Manheim gemacht war,

können wir nicht sagen; aber man darf vermuthen, daß so mancher Unsinn, den man in den Räubern hin und wieder wahrnimmt, wo sie aufgeführt werden, von daher seinen Ursprung genommen.

Da das Stück noch fürs Spiel, selbst nach einer Abkürzung, zu lang war, so vermuthet Schiller eine zweyte nothwendige Beschneidung, und wünscht dann, wenn ja sein Kind beschnitten werden soll und muß, diese Operation, jedoch nach einer vorher gesehenen Probe, selbst vorzunehmen.

Wenn wir diese Umgestaltung und Abkürzung nicht erlebt haben, so dürfen wir vielleicht eben nicht sehr über Verlust klagen. Da das Beste und Größte in den Räubern gerade das Ungezügelte, Freye und Scharfe ist, Schiller aber in seiner letzten Periode selbst die Freude zu mäßigen und zu — wässern geneigt war, so hätten wir wahrscheinlich etwas schüchterne und — uninteressante Räuber erhalten.

Die Verschwörung des Fiesko zu Genua.

„Die Geschichte dieser Verschwörung," sagt Schiller, „habe ich vorzüglich aus des Cardinals von Rez Conjuration du Comte de Fiesque, der Histoire de Gênes und Robertsons Geschichte Carls V. gezogen. Freyheiten, welche ich mir mit den Begebenheiten herausnahm, wird der hamburgische Dramaturgist entschuldigen, wenn sie mir geglückt sind; sind

ſie das nicht, ſo will ich doch lieber meine Fantaſien, als Facta verdorben haben.“

„Ich habe in meinen Räubern das Opfer einer ausſchweifenden Empfindung zum Vorwurf genommen, hier verſuche ich das Gegentheil, ein Opfer der Kunſt und Cabale. Aber ſo merkwürdig ſich auch das unglückliche Project des Fiesko in der Geſchichte gemacht hat, ſo leicht kann es doch dieſe Wirkung auf dem Schauplatze verfehlen. Wenn es wahr iſt, daß nur Empfindung Empfindung weckt, ſo müßte, däucht mich, der politiſche Held in eben dem Grade kein Sujet für die Bühne ſeyn, in welchem er den Menſchen hinaus ſetzen muß, um der politiſche Held zu ſeyn. Es ſtand daher nicht bey mir, meiner Fabel jene lebendige Gluth einzuhauchen, welche durch das lautere Product der Begeiſterung herrſcht; aber die kalte, unfruchtbare Staatsaction aus dem menſchlichen Herzen heraus zu ſpinnen, und eben dadurch an das menſchliche Herz wieder anzuknüpfen, — den Mann durch den ſtaatsklugen Kopf zu verwickeln — und von der erfinderiſchen Intrigue Situationen für die Menſchheit zu entlehnen — das ſtand bey mir. Mein Verhältniß mit der bürgerlichen Welt machte mich auch mit dem Herzen bekannter als mit dem Cabinette, und vielleicht iſt eben dieſe politiſche Schwäche zu einer poetiſchen Tugend geworden.“

Trotz dieſen Bedenklichkeiten hat Fiesko immer allgemeines Intereſſe erweckt, und zwar mit Recht. In dem feurigen, ſtolzen, ehrgeizigen Grafen von Lavagna hat Schiller Liebenswürdigkeit, Gewandt-

heit, Muth und hohe Geistesgegenwart mit jenem gefährlichen Selbstdünkel vereint, der auf seine Klugheit und das Glück trotzend, so leicht dem sicheren Untergange zuführt. Verrina's starrer und fester Republikanersinn bildet einen schönen Gegensatz mit den übrigen Verschworenen, die durchaus nur ihren Leidenschaften ihre Thätigkeit danken; Bertha's Schande und Unglück hätte es nicht bedurft, Verrina zum Handeln zu bewegen, der nun durch seine Rache doch zum Theil in jenen Reihen eintritt. Vortrefflich gehalten ist der alte Doria. In seiner ruhigen, ernsten Liebe für Volk und Gesetz zeigt sich ein schöner Gegensatz zu Fiesko, dessen Fantasie ihm nur das Angenehme des Herrschers vorspiegelt, und die Lasten und Sorgen des Gebiethers in den Hintergrund stellt. Der Contrast zwischen der sanften, hingebenden, duldenden und verblühenden Leonore zur stolzen, kalten, eiteln gefallsüchtigen Imperiali ist vielleicht zu schneidend, sonst aber sehr gut durchgeführt. Daß Fiesko seine Gattinn ermordet, ist zur Entwickelung des Planes und der Charaktere überflüssig, und schwächt die Theilnahme an seinem tragischen Ende; denn der Mensch, nicht der künftige Herzog ist es, für den wir uns interessiren, und mit Leonorens Mord ist jener schon so unglücklich, daß sein Tod dagegen nicht mehr als ein großes Uebel betrachtet werden kann. Der Mohr ist eine kecke, gelungene Zeichnung des harten, unverbesserlichen Böswichtes, und Gianettino Doria des muthwilligen, groben Wüstlings. Mit weisem Vorbedachte ist der Dichter nicht der Geschichte gefolgt, wo Fiesko durch Zufall ertrinkt, sondern nur durch

ihn

ihn selbst, durch sein Streben und seine Handlungen wird Verrina's Entschluß gestärkt und befestiget, und er selbst zieht das Netz zusammen, in welches er verderbend stürzt.

Man wird indessen doch überrascht, am Ende zu sehen, daß nicht die Befreyung Genua's durch Fiesko, sondern von ihm der letzte Zweck aller der Handlungen sey, die der Dichter unserer Fantasie vorführte. Hätte nicht früher Verrina, wie uns scheint, unvorsichtig und ohne Grund, etwas von seinem Vorhaben merken lassen, würde dieser Ausgang vielleicht gar unangenehm seyn.

Ueber dieß der pragmatischen Weltgeschichte abgeborgte Verfahren verweisen wir den Leser auf die Beurtheilung des Don Carlos. — Hier müssen wir einstweilen den Verrina für das Schicksal ansehen, welches nach geendigten großen Bestrebungen der Menschen auftritt, und durch die Folgen der Thaten zu den Sterblichen sagt: Ihr strebtet, nach was ihr konntet; doch was ich wollte, mußte kommen.

Cabale und Liebe.

Wenn schon dieß Trauerspiel, wie alles von Schiller, Spuren eines großen Talentes zeigt, so verräth es doch in der Composition den unsicheren Gang eines noch richtungslosen, unreifen Geistes, der sich in den Charakteren vergriffen, und in der Ausführung von Schwulst und Ueberspannung nicht frey zu erhalten gewußt hat.

Gleich in der erſten Scene herrſcht ein Ton, welcher zu dem Trauerſpiele nicht ſtimmt, und den unglücklichen Ausgang nicht ahnden läßt. Die Kataſtrophe, wenn gleich nicht ohne Kraft geführt, ruhet auf zu loſen Stützen, um den Tod beyder Liebenden nothwendig zu machen. Wird ſich ein leidenſchaftliches Mädchen an ein Verſprechen gebunden halten, das ihr Menſchen abnöthigen, welche aus ihrer Schurkerey kein Hehl machen? Und geſetzt, Louiſe wäre gewiſſenhaft genug dazu: wird nicht Ferdinands Ungeduld beynahe lächerlich, da er den Kalb nicht anhören will, ob gleich dieſer den beſten Willen zeigt, ihm das ganze Bubenſtück zu entdecken? Der junge Mann übereilt ſich entſetzlich. Warum hielt er es nicht für wahrſcheinlicher, daß Menſchen, die er als Mörder und Böſewichte kannte, eine boßhafte Cabale ſchmieden würden, als daß ein ſechzehnjähriges Mädchen, deren Herz und Bildung ihm Liebe und Bewunderung eingeflößt hatten, mit einem alten widerlichen Gecken zur feilen Dirne herabſinken könnte? Die Leichtgläubigkeit und die etwas alberne Eiferſucht paſſen nicht ſonderlich zu dem Charakter des Schwärmers, und doch bringen ſie allein ihn ums Leben.

So wie die Kataſtrophe auf den Kopf geſtellt iſt, ſo ſtehen und gehen auch die meiſten Charaktere nicht auf ihren natürlichen Füßen. Welch ein ſeltſames moraliſches Ungeheuer iſt Ferdinands Vater, der, aus zärtlicher Liebe zu ſeinem Sohne, ein Mörder wurde, und, bey ſeiner vertrauten Bekanntſchaft mit den niedrigſten Kniffen, unvorſichtig genug iſt, ohne Noth dem ſchwärmeriſch-philoſophiſchen Jünglinge ſein

blutiges Geheimniß anzuvertrauen. Und dieſe Lady Milford, die ſtolz darauf iſt, daß ſie ihr Herz nicht mit in den Kauf gab, als ſie ihre Perſon verhandelte, — hat ſie wohl einen Charakter? Hat ſie nur ein wahres Gefühl? Sie, die ſich mit ſchönen Empfindungen brüſtet, und in demſelben Augenblicke kleinlich ſtolz gegen Louiſen die vornehme Dame ſpielt!

Gleichwohl intereſſirt die Milady den Zuſchauer und Leſer, wenn ſie ſchon in dem Gange der Handlung keinen bedeutenden Einfluß gewinnt; denn ſie nimmt an dem letzten entſcheidenden Bübenſtücke keinen Antheil. Der Kanzler und ſein Secretär ſind gewöhnliche Böſewichter. Die Größe ihrer Niederträchtigkeit iſt für die Dichtung nicht auszeichnend; am beſten iſt noch Louiſe gehalten. In einigen Scenen mit Ferdinand und der Engländerinn ſind wahre, gehaltvolle Schönheiten entwickelt.

Der Vorwurf des Stückes iſt hier freylich viel edler und der Kunſt angemeſſener, die Schilderung des Kampfes nähmlich zwiſchen reiner, glühender und ſchwärmeriſcher Leidenſchaft mit jener conventionellen Erbärmlichkeit, die Ehre, Gewiſſensruhe und alle wirklichen Freuden des Lebens verkennend, ihren unnatürlichen Leidenſchaften jedes Opfer ſchlachtet. Aber wie wir ſchon ſagten, iſt es eigentlich nicht die Cabale, welche den Sieg davon trägt, ſondern der ungeſtüme Affect des Jünglings, welcher hier wirklich über die Grenze getrieben, die „Beſcheidenheit der Natur,“ wie ſie die Engländer höchſt paſſend bezeichnen, oft ſehr auffallend verletzt. Der dramatiſchen und künſtli-

chen Behandlung durchaus unwürdig sind die Scenen zwischen Müller und seiner Frau im ersten Acte, und empörend Ferdinands Benehmen gegen seinen Vater so wohl als seine Geliebte, die er, durch eine höchst abgebrauchte Erfindung hintergangen, aufopferte.

Don Carlos.

Die dramatische Dichtkunst erscheint in diesem Werke in ihrem schönsten Lichte. Die unwiderstehliche Gewalt ihrer unmittelbaren Darstellungen, durch welche sie in Ansehung der Wirkung allen übrigen so weit vorgeht, reißt zur Mitempfindung fort. Oft wird daher die anziehende Schilderung verführerischer, aber verderblicher Leidenschaften gefährlich. Aber dagegen erhebt auch ihre lebendige Darstellung edler Gesinnungen, großer Handlungen den Geist mit Zauberkraft zu ähnlicher Vollkommenheit. Sittlicher Endzweck der Dichtkunst ist keine Chimäre, aber sie erreicht ihn nur durch die dichterische Vortrefflichkeit ihrer Darstellung, und in ihr, wie in allen schönen Künsten, wird der guten Absicht zu Gunsten durchaus nichts von dieser Forderung dichterischer Vortrefflichkeit erlassen, weil die gute Absicht selbst hier nur durch sie erreicht werden kann. In Don Carlos ist alles auf die Erregung der schönsten Empfindungen und Veredelung der Leidenschaften angelegt, und der Endzweck erreicht.

Die Geschichte des unglücklichen Sohnes Philipps II. von Spanien, dem seine Liebe zu der schönen und liebenswürdigen Elisabeth von Valois, die

ſeine Mutter werden mußte, nachdem ſie ſeine Verlobte geweſen war, das Leben koſtete, iſt allgemein, wenigſtens durch St. Reals Novelle bekannt. Der Dichter hat ſehr weislich eine Menge hiſtoriſche Umſtände entfernter Veranlaſſungen und politiſcher Verwickelungen aus der Handlung weggelaſſen, nur hin und wieder einiges Wenige erzählen laſſen, ſo viel nothwendig war, die Leidenſchaften der Perſonen verringert, um das Intereſſe zu concentriren. So hat er den Antheil, den nach St. Real der Prinz von Parma und Don Juan an der Verwickelung nehmen, ganz unterdrückt, und zugleich eine ſchöne Gelegenheit zu einer ſubalternen Liebesgeſchichte von Vertrauten, welche nach alt-franzöſiſchem Zuſchnitte des Trauerſpieles faſt unentbehrlich geweſen wäre. Dagegen wird die Prinzeſſinn von Eboli durch Philipps Neigung zu ihr noch mehr in die Handlung verwebt, und dieß gibt Veranlaſſung zu einigen der ſchönſten Züge. Der Freund der früheſten Jahre des Carlos (mit ihm ſoll die Erzählung des Stückes beginnen, in welcher ſelbſt die heftigſte Leidenſchaft zu einer angebetheten Schönen der Freundſchaft den erſten Platz laſſen muß), der Freund des Carlos, Marquis von Poſa, kommt nach langer Abweſenheit zurück, fordert den edeln Königsſohn auf, der Retter ſeines unglücklichen Vaterlandes (der Niederlande) zu ſeyn, und erfährt das ſchreckliche Geheimniß der Liebe zur Königinn, die den unglücklichen Prinzen aufreibt, — in einer durch die Erinnerung an die frühe Liebe der beyden vortrefflichen Jünglinge und die Entwickelung des traurigen Verhält-

niſſes des Prinzen zu ſeinem Vater ſehr rührenden Scene. Die liebenswürdige Königinn erſcheint, von den Werkzeugen der ſpaniſchen Etikette umgeben. Wenige charakteriſtiſche Worte über unbedeutende Vorfälle im Vorübergehen, noch mehr aber die ſpätere Scene, wo ſie zuerſt mit dem Könige ſelbſt zuſammen kommt, erregen lebhaftes Mitleid mit ihrer Lage. Poſa, der ſie in Frankreich ſchon gekannt, erſcheint bey ihr, erforſcht ihre Empfindungen gegen den Prinzen, und dieſer erhält durch ihn den lange gewünſchten Augenblick, die Königinn allein zu ſehen. Des unglücklichen Carlos in ihrem Anfange in jeder Rückſicht rechtmäßige Leidenſchaft, jetzt im Kampfe mit dem unüberwindlichen Schickſale, bricht heftig aus. Der unruhige Geiſt eines edeln Mannes kann es nicht ertragen, durchaus alles leiden zu müſſen, und nichts zu dürfen. Die Größe einer weiblichen Heldenſeele iſt im Dulden. Die bewegte Königinn, in der erhabenen Faſſung der Unſchuld, läßt ihm die Unmöglichkeit fühlen, die er überwinden will, und fordert ſelbſt von ihm, daß er einem höheren Berufe lebe: dem Vaterlande. Carlos erhält mit Mühe vom Könige eine Unterredung ohne Zeugen, dringt in ihn mit dem Feuer eines Verzweifelten, der dem ſchrecklichen Schickſale, ſeinen Vater haſſen zu müſſen, nur durch dieſen letzten Verſuch auf ſein Herz zu entgehen hofft, und mit der rührenden Beredtſamkeit des unverfälſchten Ausdruckes der Empfindung, den außer ihm niemand dem Könige hören laſſen darf, auch nicht ohne das ewig argwöhniſche aus Grundſätzen felſenharte Herz des Monarchen zu bewegen, bittet aber doch

vergeblich um den Auftrag, die aufrührischen Niederlande zu beruhigen. Den Prinzen reißt ein Brief aus der Verzweifelung, den er durch einen Pagen von der Prinzessinn von Eboli bekommt, und der das Geständniß ihrer Liebe enthält. Durch ein Mißverständniß glaubt er, [illegible] nichts denkt, als die Königinn, er komme von dieser. (Hier kennt er die Hand der Königinn nicht, von der er nie etwas gesehen. In der Folge kommen Briefe vor, die er von ihr erhielt. Es ist kaum der Mühe werth, auf diesen kleinen Fehler aufmerksam zu machen. Der Prinz muß nur nicht sagen, daß er die Hand der Königinn nicht kenne: der Irrthum eines Verliebten, der nur an Eine denkt, und für den die Uebrigen alle sind, als wären sie gar nicht, würde niemand beleidigen.) Er folgt der Einladung. Die Verwirrung des Prinzen, der die Eboli, statt der angebetheten Königinn antrifft, und der Prinzessinn, die in ihm einen unbegreiflichen, unerklärlichen Liebhaber findet, die beyde aus einem Mißverständnisse in das andere nothwendig fallen, veranlassen einen schön ausgeführten Auftritt. Die Prinzessinn wendet alle Künste der schlauesten Verliebten an, sein Herz zu gewinnen, und opfert zuletzt sogar einen Brief des Königs auf, in welchem dieser sich um ihre Gunst bewirbt. Carlos versucht alle Wendungen, durch welche ein edel denkender Mann sich aus einem so schlimmen Handel ziehen kann. Endlich wird die Prinzessinn durch die Entdeckung, daß Carlos eine Andere liebt, und Carlos durch den Brief des Königs aus dem Traume gerissen. Die Prinzessinn gibt aus Rachsucht dem niederträchtigen Beichtvater, durch den der König sie zu

verführen gesucht, den Auftrag, ihre Einwilligung zu überbringen, und vereiniget sich mit ihm und dem Herzoge von Alba, dem Könige Verdacht gegen die Königinn beyzubringen. Carlos eilt in ein Kloster, wo er mit seinem Freunde eine Zusammenkunft veranstaltet hatte. Er entdeckt ihm alles, was vorgegangen, und bittet dringend um eine Unterredung mit der Königinn. Eine der schönsten Stellen des ganzen Gedichts ist, da Posa, der mit Erstaunen alles zuerst erfährt, was mit der Eboli vorgegangen, dem edelmüthigen, aber von Leidenschaften verblendeten und erhitzten Carlos sein eigenes Herz aufdeckt:

— — Carl, — ich lese
In deinen Mienen etwas, — mir ganz neu,
Ganz fremde bis auf diesen Tag — Du wendest
Die Augen von mir? Warum wendest du
Die Augen von mir?
Sprich doch, — was haben
Entweihungen des königlichen Bettes
Mit deiner — d e i n e r Liebe denn zu schaffen?

Carlos unruhige Empfindung löset sich endlich in die Worte auf: „Ich weiß, daß du mich nicht mehr achtest," — die wohl jedem Leser von Empfindung, für die sittliche Schönheit eines Charakters und für den unvergleichbaren Werth der Achtung einer von uns selbst geachteten edeln Seele die Thränen kosten werden, die Carlos unterdrückt. In einem solchen Geiste verschwinden die Verirrungen der Leidenschaft in dem Augenblicke der Selbsterkenntniß. Posa hilft

ihm selbst mit der feinen Schonung wahrer Freundschaft. Der dritte Aufzug beginnt mit dem schrecklichen Gemählde der Verwüstung, welche der durch die Prinzessinn Eboli erregte Verdacht in dem unglücklichen Könige gewirkt. Nach halb durchwachter Nacht sucht er Ruhe im Rathe des Herzogs von Alba und des Beichtvaters Domingo, die mit der Schlauheit vorsichtiger Höflinge und der unerbittlichen Grausamkeit des unbeschränkten Ehrgeizes, der alle menschliche Empfindung mit Füßen tritt, wenn er Nebenbuhler fürchtet, den elenden, gepeinigten Monarchen immer tiefer fallen lassen. Ein schrecklich schöner Zug, wie Philipp endlich, als der Beichtvater ganz sacht den Verdacht des Volkes anbringt, als sey die Infantinn nicht seine wahre Tochter, den Herzog von Alba mit durchdringenden Worten der Verzweifelung herein ruft: Toledo, ihr seyd ein Mann, schützt mich vor diesem Priester! Hier verschwindet der Glanz, die Macht, der berauschende Dunst des Thrones. In diesem schrecklichen Augenblicke, in dem der Gott der Erde da angegriffen wird, wo er Mensch und verwundbar bleibt, in seinen häuslichen Verhältnissen gekränkt, von dem Elende des Menschen gedrückt, da Diener oder Anbether ihm nichts mehr sind, und nur ein Freund ihm helfen könnte, fällt der Monarch, der nie Menschenrecht erkannte, weil er noch nie eines Menschen bedurfte, endlich, von feigem Mißtrauen gegen alles, was ihn umgibt, zur Verzweifelung getrieben, dem Marquis von Posa in die Hände, der durch frühe Heldenthaten die Aufmerksamkeit des Königs

auf ſich gezogen hatte, und jetzt ihm ſehr merkwürdig wird; denn er iſt, wie Philipp ſagt:

Im ganzen Umkreis meiner Staaten
Der einz'ge Menſch, der meiner nicht bedarf!

Poſa ſagt dem Könige nie gehörte Wahrheiten über die Rechte der Menſchheit, über die alles verzehrende, alles verſchlingende Majeſtät der Regenten; er zeigt Philippen den König in ſchrecklicher Wahrheit, und in männlicher, edler, kräftiger und ſchöner Sprache (nur viel zu ſchwer, und wenigſtens beym erſten Hören gewiß nicht zu verſtehen). Er greift dem Könige tief ins Herz, denn er redet zu ſeinem Herzen. Es iſt ſehr ſchön gedacht, daß Poſa den König nicht ſo wohl durch Gründe zu überzeugen ſucht, die auf einer ſehr tiefen philoſophiſchen Ausführung beruhen, und in ein langes und in einem von Vorurtheilen eingenommenen Kopfe vielleicht unendliches Diſputiren führen würden, ſondern daß er vielmehr das Meer von peinlichen Empfindungen und ſchwarzen Vorſtellungen aufruft, die aus den deſpotiſchen Grundſätzen des Unterdrückers entſpringen, ihm die Quelle ſeines eigenen Elendes zeigt, und ihm vergeſſen zu machen ſucht, was er ihm vielleicht nie widerlegen konnte. Philipp biethet ihm alles, aber nach Königs Weiſe, immer nur Gnade für ſeine Perſon an, zuletzt auch Duldung für ihn allein, die Poſa mit den ſchönen Worten verſchmähet:

Und meine
Mitbürger, Sire? — O nicht um mich wars mir
Zu thun, nicht meine Sache wollt' ich führen!

Endlich vertrauet der König ihm, der — „auf seinem Thron ihn ausgefunden," — sein häusliches Leiden, und will von ihm Hülfe in diesem. Die Prinzessinn Eboli entwendet aus der Chatulle der Königinn Briefe des Prinzen und sein Bildniß, überliefert dieß alles dem Könige, dessen Verdacht zur peinlichsten Ueberzeugung wird. Er betrachtet ängstlich das Bild und seine Tochter. Eine vortreffliche Scene, da die Königinn zum Könige kommt, sich über den Raub zu beschweren, und das Bildniß findet. Sehr rührend durch ihren edeln Stolz der Unschuld, Philipps unsichere und verhaltene Wuth, und wenige naive Worte des Kindes, das nicht versteht, wovon die Rede ist. — Bis hierher ist die ganze Anlage sehr schön. Die Situation der Personen und ihre Charaktere entwickeln sich so natürlich in einer ununterbrochenen Handlung, in der kein Umstand, um des Lesers oder Zuschauers willen, gewaltsamer Weise herbey geführt wird. Kein falscher Schritt leitet etwa, um einer Ueberraschung willen, das Interesse irre. Die Handlung beruhet auf den Leidenschaften der Hauptpersonen. Diese reichen vollkommen hin, jene zu erklären. Und deßwegen wäre zu wünschen, daß der Dichter nicht noch mehr bewegende Kräfte angebracht hätte, als nöthig war. Daß Mittelspersonen an einem Hofe gebraucht werden, daß Ehrgeitzige mit einander (vielleicht mit weniger Offenheit,

als hier geſchieht) Verabredungen treffen, wenn ſie einander nicht entbehren können, das ſetzt man voraus. Die Scenen, in denen dieſes mit überflüſſiger Weitläuftigkeit ausgeführt wird, zerſtreuen unſtreitig die Aufmerkſamkeit, und ſie wird verhältnißmäßig länger, als in denjenigen, wo der vom Inhalte begeiſterte Dichter den kürzeſten und treffendſten Gang nimmt. Das Intriguen und Plane Machen iſt überhaupt nicht fürs Trauerſpiel, in welchem die Leidenſchaften der Menſchen handelnd vorgeführt werden ſollen. In der Schilderung künſtlich verwickelter Intriguen hat die Darſtellung vor der Erzählung faſt nichts voraus, und eben deßwegen befriediget ſie den Zuſchauer nicht, der fühlt, daß ihm etwas Anderes und Mehreres hier gegeben werden ſollte. Der Antheil, den Alba und Domingo an der Rache der Prinzeſſinn von Eboli im zweyten Aufzuge haben, würde alſo beſſer ganz weggelaſſen ſeyn, da es vollkommen hinreichend wäre, ihn mit Worten anzugeben, wo es etwa nöthig iſt. Manche einzelne Stellen ſtehen um anderer Nebenzwecke willen da; darunter ſind ſchöne, aber man kann leicht zu viel auf dem Wege mitnehmen wollen.

Von nun an wird die ganze Handlung unerträglich verwickelt. Poſa gebraucht die erlangte Macht über das Herz Philipps, um ſeinen Freund und die Königinn zu retten. Aber wie? Er beſtimmt die Königinn dahin, den Prinzen zu einer Flucht nach Flandern zu bewegen, läßt ſich vom Prinzen ſeine Schreibtafel geben, überliefert ſie dem Könige, leitet aber deſſen Verdacht, der in Abſicht auf ein Liebesgeſtändniß durch das Billet der Prinzeſſinn von Eboli geho-

ben wird, auf politische Absichten; verräth, daß Carlos nach Flandern entfliehen will, läßt sich einen Verhaftungsbefehl geben, unter dem Vorwande, dieses zu verhindern, findet den Prinzen, dem man die unerklärlichen Schritte seines Freundes hinterbracht, und der in der verzweifelndsten Ungewissenheit über alles, was vorgeht, nur dieß einzige Mittel sieht, zu den Füßen der Eboli, um eine Unterredung mit der Königinn zu erhalten. Posa gebraucht den Verhaftsbefehl, um zu verhüthen, daß Carlos sich nicht selbst unvorsichtig in die Hände seiner Feinde liefere, und verräth dem Könige durch einen Brief nach Flandern, den er selbst ihm in die Hände spielt, eine vorgebliche Liebe zur Königinn. — Unterdessen soll diese nach seinem Plane den Prinzen zur Flucht bereden. Eine so verwickelte Intrigue, die, während dem alles geschieht, schlechterdings nicht zu fassen ist, und endlich dann nur einiger Maßen verständlich wird, da Posa sich durch seine Enträthselung bey seinem Freunde (in einer schönen Scene) rechtfertiget, und die selbst mit Fleiß versteckt scheint, um den Zuschauer durch die unbegreifliche Verwirrung im vierten Aufzuge in die größte Bewegung zu setzen, ist schon an sich höchst fehlerhaft im Trauerspiele, das in der Anlage nicht zu einfach seyn kann, wenn es vollkommene Wirkung thun soll. Aber das ist noch das Wenigste. Man erkennt den Marquis gar nicht mehr in diesem verwickelten Plane. Ein Posa, nicht etwa ein Anfänger in den schlauen Künsten der Welt, sondern ein feiner Welt- und Menschenkenner, sagt nicht erst, nachdem

er ein Spiel verloren hat, das er nicht gewinnen konnte:

Wer ist der Mensch, der sich vermessen will,
Des Zufalls schweres Steuer zu regieren,
Und doch nicht der Allwissende zu seyn!

Ein Posa, der so enthusiastisch für die allgemeine Freyheit aller Menschen wirket, bestrickt nicht seinen edeln Freund, um ihn, der Gefahren unbewußt, vorüber zu leiten, sucht nicht, ihn durch seine angelegten Plane zu Handlungen zu treiben, dazu dieser die wahren Bewegungsgründe nicht sieht. Konnte ein Carlos einem solchen Freunde wieder trauen, der ihn, so wie jeder Günstling eines Großen (nur für schlechtere Absichten), durch erkünstelte Mittel, nicht durch Bewegungsgründe zu regieren sucht? Posa verläugnet die einfache Größe seines Charakters, um ein abenteuerlicher Intriguant zu werden. Denn die Absichten sind es nicht so wohl, die die Denkart eines Menschen charakterisiren, als vielmehr die Mittel, die er erwählt, sie zu erreichen. Und was bleibt Freundschaft ohne offenes Vertrauen? Sein Betragen ist um so viel unverzeihlicher, da die schöne Scene im Kloster, im zweyten Aufzuge, vor den Augen des Zuschauers einen so auffallenden Beweis gibt, was Wahrheit und Freundschaft über den Prinzen vermögen. Die ganze verwickelte Geschichte kann die Wirkung, die der Dichter hervor bringen will, endlich nicht hervor bringen, weil der Leser oder Zuschauer mehr als einmahl fragen wird: warum war dieß nothwendig? Denn,

wenn Posa durch die Briefe die Königinn rechtfertigte, so war auch der Prinz gerechtfertiget. Wozu denn sich einer schändlichen Absicht auf die Königinn beschuldigen? Etwa um zu sterben? Denn Posa wird auf Anstiften des Königs erschossen, indem er dem Prinzen im Gefängnisse das Räthsel löset, und man sieht wohl, der Freundschaft sollte auch das letzte Opfer gebracht werden. Es kann wohl nichts Rührenderes gedacht werden, als ein unverschuldeter, gewählter, aber nothwendiger Tod für einen Freund; aber kann wohl der Zuschauer mit einem Märterer sympathisiren, der sich zudrängt, der nicht für seinen Freund, sondern nur des Märtererthums wegen stirbt? Schon das ist widrig, daß Posa die mit der edelsten Schwärmerey verehrte Menschheit beschimpft, da er seinen eigenen Charakter Preis gibt, indem stirbt, nachdem er alles in die schrecklichste Verwirrung gesezt. Wenn aber Carlos nach den Niederlanden auf jeden Fall entfliehen muß, warum geht Posa nicht mit ihm, da er den König doch aufgeben muß, und für die Königinn nichts mehr thun kann, nachdem er sie in Absicht des Verdachtes eines Verständnisses mit dem Prinzen gerechtfertiget. — Nun, um mit wenig Worten den Fortgang der Handlung anzugeben: Alba und seine Partey nützen die Umstände, den neuen Günstling wieder zu vertreiben, versöhnen den König mit dem Prinzen, um jenen zu stürzen. Philipp kommt in das Gefängniß, ihn zu entlassen. Carlos enträthselt dem Könige das ganze Betragen seines vor ihm todt liegenden Freundes. Die Königinn will den Prinzen zuletzt allein sprechen, um ihn zur Flucht zu

bewegen; er geht in Mönchskleidung als der Geist Carls des Fünften, von dem man glaubt, daß er Nachts in der königlichen Burg erscheine, zur Königinn. Die Empfindungen, die Posa im Könige aufgeregt, verwirrten ihn entsetzlich. Es bleibt ihm endlich keine andere Zuflucht, als die Kirche. Ein alter Großinquisitor erscheint, um alle menschliche Empfindung in ihren letzten Regungen zu vertilgen, und das eiserne Joch zu befestigen, unter dem der unumschränkte König selbst erliegen muß, damit er es seinen Völkern auflegen könne. Philipp geht darauf zur Königinn, ergreift daselbst den Prinzen Carlos in dem Augenblicke, da er Abschied nimmt, und überliefert ihn dem Großinquisitor. In diesen letzten Aufzügen, wo die Verwickelung immer größer wird, neue Auftritte über einander zahllos gehäuft werden, so daß sie fast nicht mehr bewegen, sondern betäuben, ist immer viel einzeln Schönes und Rührendes. Der Auftritt, da Posa zum letzten Mahle die Königinn spricht, ist voll Empfindung und vortrefflichen Ausdruckes derselben. Die Scene, da die Unruhe des Prinzen über das unerklärliche Betragen des Posa ausbricht, und diejenige, wo sich dieser rechtfertiget und stirbt, sind erhaben. Die Scene, wo der König von dem begangenen Morde und der Erinnerung alles dessen, was Posa gesagt und gethan, gequält, im wachen Traume erscheint, ist dem Macbeth nachgeahmt. Doch warum sollte man das demjenigen sagen, der diesen nicht kannte? Sie ist schön.

Im letzten Auftritte mit dem Großinquisitor erfährt man, daß der König, den wir bisher handeln

sahen,

ſahen, und in deſſen Charakter und Lage die Haupttriebfeder der ganzen ſchrecklichen Geſchichte zu liegen ſchien, nur ein Werkzeug höherer Macht geweſen, daß eigentlich der tief verborgene Plan der Hierarchie durch ihn ausgeführt ward. Es ſcheint, als ob der Dichter in dieſer Art der Behandlung etwas ſucht. — Auf eine ähnliche Art geht es in ſeinem Fiesko. Das Hauptintereſſe des Stückes beruhet auf dem Fiesko. Aber nach dem Sturze des Hauſes Doria ermordet Verrina auch den Befreyer von Genua, um es nun erſt wahrhaftig zu befreyen, und ſo erfährt man am Ende, daß es nicht eigentlich das größte Intereſſe und die Haupthandlung war, was uns ſo lange beſchäftigte: in der Geſchichte iſt ein ſolcher Aufſchluß, — wenn er anders der wahre iſt, — äußerſt wichtig, um den ganzen Zuſammenhang aufzudecken. Im Trauerſpiele taugt er durchaus nichts. Am Ende einer äußerſt rührenden Handlung lernen wir, daß wir uns fälſchlich für etwas als für die Haupthandlung intereſſirt haben, welches im Grunde nicht die Haupthandlung war, daß wir nur ein Gaukelſpiel ſahen, deſſen wahrer Grund bis jetzt verborgen blieb, ob wohl er offenbar ſchien. Dieſes wirft ein widriges Licht auf alles Vorhergehende, und macht uns mißvergnügt, indem wir zu ſpät erfahren, daß wir getäuſcht wurden. Eine ſolche Idee, an welche der ganze Faden der Geſchichte ſich knüpfen ſoll, muß gleich vom Anfange in die Handlung ſo verwebt werden, daß man ſie nie ganz aus dem Geſichte verliert, damit das Intereſſe ja nicht auf einen falſchen Weg gerathe, von dem der Zuſchauer oder Leſer nicht ohne Unmuth

wieder abgebracht wird. Im Fiesko werden in den früheren Aufzügen einige Winke darüber gegeben, die aber die Sache nicht besser machen; denn sie verwirren nur den Zuschauer, der sie versteht, und stören sein Interesse am Schauspiele, weil sie nicht hinlänglich sind, es zu leiten. Im Carlos können die wenigen Worte, in denen die Entdeckung liegt, leicht weggelassen werden; aber der Dichter würde sie vermuthlich auch deßwegen ungern missen, weil die ganze Scene sehr schön geschrieben ist.

So hat man gleich Anfangs über Don Carlos geurtheilt, so das Ganze des Planes aufgefaßt. Diese Ansichten festhaltend, wird der Leser mit größerem Nutzen Schillers Briefe über Don Carlos lesen und nachsehen, ob der Verfasser sich gegen die Kritik glücklich oder unglücklich vertheidige.

Schiller gesteht indeß selbst, daß er das Stück, welches er mit häufigen Unterbrechungen in einer langen Zeit ausarbeitete, anders ausgebildet haben würde, hätte er es in einem Zuge endigen können. Man darf immerhin annehmen, daß die ganze Heroengröße Posa's, die am Ende unsere Theilnahme so kräftig von Carlos weg und an ihn reißt, jenem weicheren und zu Anfange von dem Dichter mit so offenbarer Liebe ausgemahlten Carlos zu Theil werden sollte. Schillers Zweck, die allumfassendste, allgemeine Menschenliebe im Zusammentreffen mit der Leidenschaft durch eine tragische Handlung zu entwickeln, erlaubte auch diese Ausführung. Dann konnte in Carlos Seele die Rettung der flandrischen Provinzen und die glühende Liebe für Elisabeth jenen Conflict hervorbringen,

der ſich ſo gut zum hohen Trauerſpiele eignet. Schiller wollte es anders, unmerklich verwechſelten ſeine Helden: der Königsſohn, den eine Leidenſchaft hinreißt, ſo ſehr wir auch ſein Unglück fühlen, und an ihm Theil nehmen, verſchwindet doch gegen den Maltheſer, der ſelbſt ſeine Freundſchaft und ſeine edelſten Gefühle nur als Mittel dem Zwecke unterordnet, der ihm ſo glühend im Ideale vorſchwebt; einem Ideale, dem er nicht nur ſein Leben, ſondern auch die höchſten Genüſſe ſeiner ſchwärmeriſchen Seele opfert. Denn Philipp iſt in ſeiner Hand, er gibt ihn auf, nicht aus Freundſchaft für Carlos, ſondern aus Liebe für die kommenden Geſchlechter!

Unter den Charakteren ſind es der Marquis und Philipp, welche im auffallendſten Contraſte bemerkbar werden. Der Maltheſer umfaßt die ganze Menſchheit mit der feurigſten Liebe, alle ſeine Genüſſe ſind verſammelt in hoher Aufopferung, er ſchließt die Welt mit allen kommenden Geſchlechtern in ſeinen Buſen. Philipp hat ſich von allen ſanften, menſchlichen Verhältniſſen losgewunden, um ſich durch das Gefühl ſeiner Hoheit und Kraft eine eigene Welt des Genuſſes zu ſchaffen, die niemand mit ihm theilt. Iſt auch der Zweck unedel, oder unvernünftig, da er die menſchliche Natur auf eine Höhe zu ſpannen drohet, deren ſie nicht fähig und für die ſie nicht geſchaffen iſt, ſo wirkt doch auch hier eine große Kraft, die ſo conſequent auf jenen im Grunde doch auch geiſtigen Zweck hinſtrebt; denn Philipps Beſtreben, ſich in ſeinem traurigen, finſteren Nimbus allein zu erhalten, fordert ſo viele Aufopferungen, als Poſa's

Enthusiasmus. Wenn Philipp aus gedankenloser Wuth, aus dumpfer Beschränktheit, aus bloßer augenblicklicher Verführung so handelte — wir würden ihn verachten; aber er handelt mit Geisteskraft nach einem verfehlten Plane, und unser Haß gegen ihn löset sich in eine Art von Mitleid auf.

Die Ideen, welche Schiller in diesen beyden Gegensätzen so herrlich individualisirte, mögen ungefähr in folgender Stelle seiner philosophischen Briefe liegen: „Aber Egoismus und Liebe scheiden die Menschen in zwey höchst unähnliche Geschlechter, deren Grenzen nie in einander fließen. Egoismus errichtet seinen Mittelpunct in sich selber; Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer in die Achse des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit, Egoismus ist Einsamkeit. Liebe ist die mitherrschende Bürgerinn eines blühenden Freystaates, Egoismus ein Despot in einer verwüsteten Schöpfung. Egoismus säet für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank. Liebe verschenkt, Egoismus leihet — — Einerley vor dem Throne der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuß des nächstfolgenden Augenblickes, oder die Aussicht einer Märtererkrone, einerley, ob die Zinsen in diesem Leben oder im andern fallen.“

Wir müssen es dem Dichter Dank wissen, daß der in der Geschichte unmenschliche König Philipp hier nur ein ernsthafter Mann vom schwarzem Blute und nicht weichem Herzen ist. Als Privatmann wäre er immer liebenswürdig, oder doch vielleicht kein übler Mann, Ordnung und Gerechtigkeit liebend, — als unumschränkter Monarch, in der schreck-

lichen Lage beherrschen zu müssen, was er nicht übersehen kann, sich über Menschen erheben zu müssen, die ihm überlegen sind, und deßwegen verdammt, die Menschheit auszuziehen, um eine Gottheit zu scheinen. — Ein König hat nicht Zeit, verlorne Nächte nachzuholen, „verdammt, auf einem Throne einsam und allein zu seyn," nie die menschliche Empfindung zu genießen, seines Gleichen zu hören, weil ihn unaufhörlich die gegründete Furcht peiniget, Sclave dessen zu werden, den er nicht beherrscht; eben deßwegen verdammt, keine andere Antwort zu hören, als „mein König, König, und wieder König," keine bessere Antwort, als leeren, hohlen Widerhall, statt Wasser für heißen Fieberdurst immer nur glühendes Gold zu empfangen. So ward er auf dem Throne zu einem Tyrannen, der alles um sich her unglücklich macht, dessen erstes Opfer aber er selbst ist.

Man hat vielfach den unbefriedigenden Ausgang dieses Trauerspieles getadelt. War es aber wirklich Schillers Zweck, jene oben erwähnte Liebe zu schildern, und wollte er diesen Zweck besonders durch den Gegensatz in Philipps Charakter herausheben — was wäre dann dem Werke noch hinzu zu setzen gewesen. Alles hat sein Höchstes erreicht; Posa ist vor unseren Augen für seine Liebe gestorben, und der König hat seinen Grundsätzen den einzigen Sohn, den Thronerben geopfert. Die beyden widersprechenden Systeme sind bis an ihre äußerste Grenze fortgeführt. — Freylich ist es eine zum Grunde liegende Idee, welche die Einheit bewirkt, und in dieser Hinsicht könnte man den Don Carlos vielleicht mit eben dem

Rechte, wie Nathan den Weisen, zum Lehrgedichte rechnen.

Sonderbar mag es bey dem Gange der neueren Aesthetik scheinen, daß es Schiller in seinen Briefen nöthig fand, den Maltheser gegen den Vorwurf einer zu weit getriebenen idealischen Behandlung zu schützen, da man doch gerade darin später den einzigen Vorzug der Dichtkunst setzen wollte. Daß der Marquis kein Wesen ohne menschliche Schwächen ist, sieht man schon daraus, daß er zu seinem Zwecke nicht die tauglichsten Mittel wählt: es sind jene, die sein Kraftgefühl auf's Höchste steigern. Selbst die Aufopferung für Carlos, war sie wohl das wahre, war sie das einzige Mittel, den edeln Königssohn zu retten, oder hat nicht vielmehr die Königinn doch zum Theile recht, wenn sie sagt:

Nein! Nein!
Sie stürzten sich in diese That, die Sie
Erhaben nennen. Läugnen Sie nur nicht.
Ich kenne Sie, Sie haben längst darnach
Gedürstet — — —

Mit tiefer Menschenkenntniß ist Don Carlos Charakter gedacht und entworfen, mit feuriger Kraft der Dichterdarstellung ins Leben geführt. Auch er hatte einst mit Posa eine ähnliche Tendenz, aber ihn überfällt eine feurige, verzehrende Leidenschaft, und seine früheren Ideen verschwinden wie leichte Träume. Er ist voll herrlicher Anlagen, edelherzig, großmüthig, offen, feurig, hingebend, der Liebe wie der

Freundſchaft im höchſten Grade fähig, in jedem Betrachte einer der liebenswürdigſten Menſchen; aber was ſeinen milden Gegenſatz mit Poſa ſo ſchön bezeichnet: ihm fehlt jene urſprüngliche Kraft des Gemüthes, die, ohne durch eine Leidenſchaft gehoben zu ſeyn, aus eigener Stärke ſich im Fluge erhält. Einer der herrlichſten Charaktere, die es jemahls für eine Tragödie gegeben hat, wird dadurch noch intereſſanter, daß ihn das Schickſal gerade in Lagen geſetzt hat, wo er kalten Blick und ruhiges Durchgreifen ſo dringend nöthig hatte. Nur dieſem vollen, überſtrömenden und doch zurückgedrängten Herzen war es möglich, von einem Philipp die Verwaltung der Niederlande zu begehren, und Erfüllung ſeiner Wünſche zu hoffen; nur ein ſo reines in ſeine Gefühle verſunkenes Gemüth konnte eine Eboli nach allem Vorgefallenen noch zu ſeiner Vertrauten wählen. Auch die kleineren Charaktere tragen echt genialiſch jeder ſein unterſcheidendes Gepräge, und zeigen in wenigen aber charakteriſtiſchen Zügen ihre beſtimmte Individualität. Wie beſtimmt und lebendig treten der rauhe, grauſame Alba, der ſchleichende Domingo, der biedere Prior hervor!

Doch muß hier eines Auftrittes im vierten Aufzuge Erwähnung geſchehen, in welchem Alba mit dem Beichtvater zur Königinn kommt, um den Poſa gehäſſig zu machen, und ſich ſelbſt wieder bey ihr in Gunſt zu ſetzen. Er verläugnet hier gewiſſer Maßen ſeinen Charakter, indem er den Hofmann ſpielen will. Er ſpielt ihn zwar ſchlecht; allein ein Alba will ihn ſchwerlich auf dieſe Art ſpielen: den alten ſtolzen Krie-

ger könnte wohl das Gefühl, daß er durch wahre Verdienste unentbehrlich geworden, unbiegsam gegen alles außer den König machen.

Die Zeichnung der weiblichen Charaktere ist Schillern eben so gelungen. Mit Recht hat Huber Elisabeth mit einer raphaelischen Zeichnung verglichen. Eben diese hohe, idealische Würde, diese stille Erhabenheit und Seelengröße, und zugleich diese sanfte Milde, welche die Heilige mit dem Menschengeschlechte verbindet. Elisabeth fühlt, aber ihr Gefühl ist so fein als stark, sie ist sanft, aber auch muthig; erst dann bekommt ihre Neigung für den Prinzen Worte, als schon Posa's Tod Carlos Leidenschaft geläutert und verklärt hat. Posa schildert sie auf das Treffendste:

In angeborner stiller Glorie,
Mit sorgenlosem Leichtsinn, mit des Anstands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht;
Mit festem Heldenschritte wandelt sie
Die schmale Mittelbahn des Schicklichen,
Unwissend, daß sie Anbethung erzwungen,
Wo sie von eignem Beyfall nie geträumt.

Die Prinzessinn Eboli hingegen, auch sie ist tugendhaft, so lange sie noch liebt, und Liebe von Carlos erwartet. Aber ihre Tugend entsteht aus Egoismus; sie kann so lange nicht lasterhaft werden, als ihr Glück, das ist die Liebe des Prinzen, an die Tugend gebunden ist. Wenn aber dieser Grund wegfällt, so zeigt sich das Gemüth in seiner wahren Ge-

ſtalt, das nur Eigennutz an edlere Geſinnungen feſſelte; denn

— dieſe Tugend,
Ich fürchte ſehr, ich kenne ſie — Wie wenig
Reicht ſie empor zu jenem Ideale,
Das aus der Seele mütterlichem Boden,
In ſtolzer ſchöner Grazie empfangen,
Freywillig ſproßt, und ohne Gärtners Hülfe
Verſchwenderiſche Blüthen treibt! Es iſt
Ein fremder Zweig, mit nachgeahmtem Süd
In einem rauhen Himmelsſtrich getrieben,
Erziehung, Grundſatz, nenn es wie du willſt,
Erworbne Unſchuld, dem erhitzten Blut
Durch Liſt und ſchwere Kämpfe abgerungen,
Dem Himmel, der ſie fordert und bezahlt,
Gewiſſenhaft, ſorgfältig angeſchrieben.

Verſchiedene Nebenperſonen ſind vortrefflich und manche mit wenigen Worten gezeichnet, ſo die Hofdamen der Königinn.

Die weiblichen Rollen werden in der Aufführung immer Schwierigkeiten haben. Der Dichter hat zwar die Charaktere der Königinn und der Prinzeſſinn Eboli ſehr beſtimmt gezeichnet, aber doch iſt für die Prinzeſſinn etwas zu fürchten. Sie gehört nicht zu dem weitbekannten und allbeliebten Geſchlechte der Orſinen. Die Affectation eines überſpannten Kopfes würde die Eboli ſchlecht kleiden, und die Empfindſamkeit würde ſie gleichfalls ganz verderben. Die Königinn wird leicht kalt ſcheinen, und dadurch dem In-

tereſſe des Stückes ſchaden. Dem ſchönen Charakter gemäß, ſo wie ihn der Dichter ſelbſt angegeben, ſpricht ſie nicht mehr als ſie muß, und iſt wenig in Bewegung; aber in dem Wenigen mahlet ſich die Schönheit ihrer Seele ganz. Die Empfindung, die tief in ihrem Herzen liegt, und nicht in Worte ausbrechen darf, ſcheint in den Mienen, in den wenigen Geberden durch. Die verſtändigſte Schauſpielerinn unternehme es nicht, dieſe Königinn darzuſtellen, wenn ihr die Natur das ſchöne Auge, deſſen ſeelenvoller Blick alle Herzen gewinnt, den entzückenden Ton der Stimme, der allein ſchon unwiderſtehlich Liebe erzwingt, und die Grazie des edelſten Anſtandes in jeder Bewegung verſagt hat.

Dieſes Schauſpiel iſt viel zu lang, als daß es in einem Abende ſollte aufgeführt werden können. Nun läßt es ſich zu dieſem Endzwecke zwar wohl abkürzen, und ſchon das, was oben in Abſicht auf einige Nebenperſonen erinnert worden, gibt Mittel dazu an. Allein es iſt ſehr zu fürchten, daß der mißverſtandene Grundſatz, ſo viel Handlung als möglich auf dem Theater zu behalten, veranlaſſen wird, daß gerade die ſchönſten Stellen, die vortreffliche Entwickelung der Charaktere und Empfindungen enthalten, aufgeopfert werden, um die vollſtändige Handlung beyzubehalten, die ſchon jetzt nur zu verwickelt iſt. Sie wird alsdann noch gedrängter, und dadurch unverſtändlich werden. Die berauſchende Mannigfaltigkeit der Uebergänge wird alsdann die Rührung verhindern, welche durchaus Zeit haben will, und der verwirrte

und geängſtigte Zuſchauer wird ſchwerlich die Charaktere richtig fühlen.

Unter den ſchönen Blüthen des menſchlichen Geiſtes nimmt dieſes Drama einen der erſten Plätze ein. Von neueren deutſchen Theaterſtücken konnte ſich keines einer ſo allgemeinen Wirkung auf das Publicum rühmen. Eben ſo ſchnell und ungeduldig von der Lesewuth der Jugend verſchlungen, als mit Enthuſiasmus von reifen Litteratoren und beſonnenen Männern aufgenommen, ward Don Carlos bald die Lieblingslectüre aller Gebildeten, und ein Band, das alle höheren Geiſter Deutſchlands in Berührung ſezte. Je mehr man dieſes Meiſterſtück kennen lernte, je öfter man ſich mit ſeiner Betrachtung beſchäftigte, deſto mehr wurden auch Schillers Verdienſte gewürdiget, deſto ſtolzer wurde Deutſchland auf den Jüngling, der ſo mächtig und kühn dem Zeitgeiſte vorſchritt, und zu ſeiner Leitung berufen ſchien. Man empfand ſeine Schönheiten, ſelbſt die Ungebildeteren fühlten die Größe und Erhabenheit jener Geſtalten, die ihnen der Dichter in einem ſo blendenden Glanze vor die Augen führte.

Schillers Carlos iſt für die edelſte, ſchönſte, höchſte Menſchheit berechnet; in den Würdigſten jedes Zeitalters wird er ſeine Verehrer finden. In jedem auch nur empfänglichen Gemüthe muß er noch glühendes Entzücken erregen, wenn lange viele der jetzigen und künftigen äſthetiſchen Syſteme ins weite Gebieth der Speculation hinabgeſunken ſeyn, und der Frage nie mehr gedacht werden wird, ob das Ideal und das Leben bey dieſer Kunſtſchöpfung gerungen, und welches von beyden geſiegt habe.

Wallenſteins Lager, die beyden Piccolomini, Wallenſteins Tod.

Nachdem Schiller durch mehr dann zehn Jahre ſich von der dramatiſchen Muſe losgeſagt zu haben ſchien, und der Welt nur Früchte ſeines philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studiums, jene größten Theils in Form von Abhandlungen, aber auch von Lehrgedichten mitgetheilt hatte, gab er ſeinen Leſern zum zweyten Mahle das Vergnügen, einen merkwürdigen Mann einer merkwürdigen Epoche, den er ihnen früher in dem treuen Spiegel der Geſchichte gezeigt hatte, auch in dem mildern und verſchönernden Widerſcheine der Dichtkunſt anzuſchauen. Wie der Verfaſſer des Abfalls der vereinigten Niederlande ſich zu ſeinem Don Carlos begeiſterte, eben ſo erkor ſich der Verfaſſer des dreyßigjährigen Krieges den Helden Wallenſtein. Aehnliche Intereſſen bewegten in beyden Epochen die kämpfenden Mächte. Das erſte Mahl ergriff Schillers Muſe zu ihren Hauptgeſtalten die Verfechter des Proteſtantismus, die er gegen die Triebfedern und Werkzeuge der Tyranney und des Fanatismus ſcharf contraſtiren ließ; das zweyte Mahl erwählte er das Haupt der katholiſchen Armee, das uns aber nicht als ſolches, ſondern durch ſeinen eigenen ſelbſtſtändigen Charakter, durch ſeine perſönlichen Zwecke intereſſirt. Das, wodurch dieſes neue dramatiſche Product auffiel, war ſeine Ausdehnung in drey große Theile, die zuſammen doch nur eine Handlung in eilf Acten ausmachen, und wovon im Grunde Wallenſteins Lager die Expoſition, die

beyden Piccolomini die Schürzung, und Wallensteins Tod die Lösung des Knotens sind. Allerdings läßt sich Manches gegen diese Behandlungsart einwenden, wenn man auf die Aufführung Rücksicht nimmt. Es ward dem Zuschauer oft schon sehr schwer, bey einer Handlung von fünf Acten an einem einzigen Abende alle Faden derselben zusammen zu fassen, und die ganze Zweckmäßigkeit in der Anlage des Planes zu bemerken. Wie viel weniger aber, wenn er durch drey auf einander folgende Tage sich in seiner Aufmerksamkeit erhalten soll! — Wie soll sich da bey ihm der schöne Totaleindruck bilden, den der Dichter erzwecken will, und auch zu fordern berechtigt ist.

Wenn aber auch Wallenstein kein gutes Schauſtück abgibt, so entscheidet dieß nicht den Werth des dramatischen Gedichtes. Die Autorität eines Sophokles hier anzuführen, ist unnütz; denn der dreyfache Oedip besteht auch aus drey Handlungen, welches bey Wallenstein nicht der Fall ist.

Wir begnügen uns, dem Dichter zu danken, daß er einen reichen Stoff in einem großen Gemählde uns darstellen wollte.

Um den Tod einer großen, aber irre geführten Heldenseele zu schildern, konnten fünf Acte hinreichen; aber der Raum ward zu enge, wenn der ganze Zeitgeist der Hintergrund ist, auf den jenes Gemählde aufgetragen werden soll.

Wenn der Geist eines Mannes so mächtig auf seine Umgebungen wirkt, dann sind es gerade diese, in deren Schilderung sich zugleich seine Kraft und seine Größe spiegeln. Bey Wallenstein ist dieß noch noth-

wendiger, da gerade sein verschlossener Charakter, sein stilles Brüten und in sich Wirken eine solche Behandlungsart forderte. Daher tritt auch der Held nur selten handelnd auf, aber alles geschieht durch ihn, und seinetwegen; er ist die Sonne, um die sich alle Planeten bewegen, und der durch sein Licht auch ihren Schimmer bestimmt.

Die Anlage dieses Gedichtes ist äußerst verständig und die Entwickelung der Begebenheit äußerst natürlich. An einem schönen Sommertage ziehen so einzelne kleine Silberwölkchen dahin; zufällig, wie es scheint, nähern sie sich, und bilden so fort eine zusammengefügte Kette, bis sich endlich die schwarzen Gewitterwolken thürmen, alles sich in wilder Gährung in einen schwarzen Punct zusammenzieht, und Tod und Verheerung sprühend der feurige Blitz seinem Schooße enteilet.

Wallensteins Geist und Bedeutung liegt in seinem Heere. Das Heer ist es also auch, welches geschildert werden mußte. Es ist auf eine meisterhafte Art geschehen. Die Plane des Herzogs und Questenbergs Aufträge werden jetzt schon mit leisen Winken angegeben; wir sehen jetzt schon die Gesinnungen der Regimenter gegen den mächtigen Friedländer. Die Stelle in Wallensteins Lager, sechster Auftritt: „Kann's der Soldat wo besser kaufen" — bis „Und nur der Fahne bin ich verpflicht" schließt viel auf. Wir sehen über dieß die vielfältigen Bande des Ehrgeizes, Eigennutzes, Bedürfnisses und der persönlichen Zuneigung, die das Heer so fest an den Feldherrn bindet.

„Denn seine Macht ist's, die sein Herz verführte, sein Lager nur erklärt sein Verbrechen.“ Der Leser oder Zuschauer soll nun den Gebrauch jener Macht kennen lernen. Aber noch eines muß uns klar werden: Wallensteins Verhältniß zum kaiserlichen Hofe. Dieß geschieht durch Questenbergs und Octavio's Gespräche, durch das Benehmen der übrigen Feldherren und durch Wallensteins Unterredung mit seiner Gemahlinn. Jetzt treten auch des Friedländers verrätherische Absichten ein. Was noch von seinen früheren Thaten nachzuholen ist, wird von Questenberg mit anständiger Wohlredenheit vorgetragen. Nun entwickelt sich auch der Plan, die Generale zur Unterschrift des unbedingten Versprechens zu bewegen: sich bloß an die Person des Herzogs zu halten, und alles für ihn aufzuopfern. Der Anschlag gelingt halb; aber schneller muß alles zur Entscheidung eilen, da Wallensteins Unterhändler gefangen wird. Die Zeit des Zauderns ist vorbey, Die aufgesparte Möglichkeit des Verraths führt diesen wirklich herbey. Jetzt erst unterhandelt Wallenstein im Ernste mit den Schweden, und das Verbrechen ist geschehen. Die gehofften Früchte desselben wären vielleicht gereift, wenn nicht Octavio, den der Friedländer so sichtbar auszeichnet, und in den er unbegrenztes Vertrauen setzt, die Regimenter ihrer Pflicht zugeführt, und Buttlers Rache, als deren Opfer der Herzog fällt, angeflammt hätte.

Nicht den Wallenstein der Geschichte sieht der Leser oder Zuseher, nicht jenen kalten finsteren Unmenschen, der nur aus Unentschlossenheit den Verrath

nicht beging, wozu ihn lange das Herz trieb. Weiſe hat Schiller des Fürſten Hang zur Aſtrologie benützt. Er lieſt ſein Schickſal in den Sternen, dieſe beſtimmen den Zeitpunct des Handelns und gründen ſein blindes Vertrauen auf Octavio. Wallenſtein iſt ein außerordentlicher Menſch, er iſt ein großer Mann, wenn die Größe der Kraft den Werth beſtimmen ſoll; er wird klein, wenn man den moraliſchen Maßſtab der Selbſtüberwindung an ihn legt. Sein ungeſtümes Herz folgt der inneren Stimme der Leidenſchaft des Ehrgeitzes, zu deren Befriedigung er alle großen Kräfte ſeines Geiſtes und Charakters aufbiethet. Jenes düſtre, verſchloſſene Schwelgen in ſeinen Ideen und in ſeiner Kraft iſt es, das ſeine ſcheinbare Unthätigkeit veranlaßt, und das hernach im Contraſte mit den drängenden Umſtänden jenen intereſſanten tragiſchen Kampf bildet. Der Dichter gibt ihm eine gewiſſe Rechtlichkeit, ein Gefühl des Moraliſch-Beſſeren, welches aber eben ſo wie die Reue zu ſpät erwacht. Man ſehe die Stelle:

„Die Treue ſag' ich euch u. ſ. w.“ Auch ſeine Liebe zu Max zeugt von ſeinem menſchlichen Gefühle. Nicht, wenn er den jungen Helden bey ſeinen Fahnen feſtzuhalten verſucht, ſondern wenn er an deſſen Tode gefühlvoll Antheil nimmt, überzeugt er uns hiervon.

„Verſchmerzen werd' ich dieſen Schlag u. ſ. w.“

Wallenſteins ganzer Charakter aber offenbart ſich, und zugleich mit ihm die Tendenz des ganzen Gemähl-

mählde in dem Monologe: „Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte u. ſ. w.

Vortrefflich iſt Wallenſteins letzter Auftritt behandelt. Eine höhere Ruhe, die wieder in des Fürſten viel bewegte Seele zurückkehrt, contraſtirt ſehr wirkungsvoll mit dem ſchrecklichen Schlage, der ihn, wie der Zuſchauer weiß, in wenigen Stunden treffen muß:

„Es treibt der ungeſchwächte Muth
„Noch friſch und herrlich auf der Le-
„benswoge' u. ſ. w.

Nach dieſen Bemerkungen iſt in Wallenſteins Charakter alles groß und kräftig. Wirklich erſcheint er allen Umgebenden immer glänzend, gleichwohl erſcheint er ſelbſt, wenn er ſich uns zeigt, oft ſehr dunkel. Sein immerwährendes Zweifeln, ſeine Schülerhaftigkeit bey dem unterhandelnden Geſpräche mit Wrangel, ſeine Ohnmacht, den Pappenheimern zu imponiren, da er ſich ihnen ſelbſt zeigen will, zeigen uns ihn nicht von der glänzendſten Seite. Auch ſein Verhältniß zu Buttler würdigt ihn herab. Es mag unentſchieden bleiben, ob er als Held, ſeiner Scrupel wegen an Größe gewinne. Noch waren die Zeiten der Condottieri, Mansfeld und Weimar nicht ſo fern, daß der Uebergang vom Feldherrn in den Landesfürſten und Länderbeſitzer ſo unnatürlich geſchienen hätte.

Nach Wallenſtein zieht Octavio am meiſten die Aufmerkſamkeit an ſich. Der Dichter hat ihm eine unerſchütterliche Anhänglichkeit an ſeinen rechtmäßigen Herrn gegeben, Liebe zu ſeinem Sohne, Verſtand, Klugheit, Mäßigung und tiefe Menſchenkenntniß.

Nur eines fehlt ihm, ein offenes, gerades Benehmen, und gerade durch dieſen Mangel wird er uns beynahe verhaßt. Er entwaffnet Wallenſteins Verbrechen, aber mit heimtückiſcher Liſt:

„Das war kein Heldenſtück Octavio“ u. ſ. w.

Wenn wir ſchon billigen müſſen, daß ein Patriot Wallenſteins Entwürfe vereitelt, ſo zweifeln wir doch ſelbſt, ob auch nur reine Vaterlandsliebe ſein Verfahren leite, und ob nicht doch Ehrgeitz im Hintergrunde eine Rolle ſpielt; denn der hat, ſagt Illo:

„ſein ganzes Leben lang ſich abgequält, ſein altes Grafenhaus zu fürſten.

Entſchiedener als der Vater zieht uns der Sohn an ſich. Max Piccolomini, wen ließ er ungerührt; wer könnte es ohne Theilnahme betrachten, dieſes Bild jugendlicher Kraft und des Heldenmuthes, glühend für alles, was groß, gut und ſchön iſt; die Geliebte, den verehrten Freund mit gleichem Feuer in die Tiefe ſeiner liebenden Bruſt verſenkend, und doch ſo feſt, ſo unerſchüttert haltend an Pflicht und Recht; blutend ſich losreiſſend von jedem Glücke, jede kaum noch kennen gelernte Seligkeit mit eigener Hand zertrümmernd, um nicht mit dem Gotte in ſeinem Buſen zu zerfallen! In der angeführten Stelle hat ihm Wallenſtein ſelbſt die ſchönſte Lobrede gehalten. Aber ſchon frühe ſpricht ſich ſein reines, zartes Gefühl aus in der Art, wie er die Sternenkunde anſieht. Nur das tiefſte, edelſte Gemüth vermag es, in dem glücklichen Momente begeiſterter Liebe jene Kunſt mit dieſer Anſicht zu betrachten. Man ſehe:

„O nimmer will ich seinen Glauben schelten" —

Und die Vereinigung des zarten Sinnes mit feuriger Heldenkraft, die thätig und entscheidend in das Leben greift: in welchem Rinaldo des Mittelalters, in welchem Achill der Vorzeit wollen wir sie wieder finden? Sie ist die Blüthe der gesteigerten Menschheit; bey höher Gebildeten wird nie eine antike Größe an diese so genannte sentimentale reichen. Vergebens versucht man es, jene Helden des Alterthums dadurch zu heben, daß man ihrer reinen ungetrübten Naturansicht, ihrem kräftig hervortretenden sinnlichen Leben einen so ausgezeichneten Dichterwerth beylegt. Würdiger wird immer das veredelte Gefühl, diese idealischere Ansicht des menschlichen Lebens und Wirkens bleiben.

Aber wahrlich diese Thecla — sie verdient es auch, daß sie so von einem Manne geliebt wird, daß Max dieser Leidenschaft sein Leben aufopfert. Ihre edle Wärme und die zarte Liebe für die Mutter; der leichtbewegte zarte Sinn, das bewahrte Gefühl, welches schnell das Rechte, Würdige findet; die Seelengröße, mit der sie ihre Hoffnungen aufopfert, das Pflichtgefühl ihres Geliebten zu retten, machen sie zu einer der interessantesten weiblichen Zeichnungen. Der Charakter der Prinzessinn entfaltet seine hohe Würde zuerst in der Scene, wo ihr die Gräfinn den Verrath des Fürsten entdeckt. So heiß, so feurig auch ihre Liebe ist, sie tritt in den Hintergrund zurück, als sich ihrem bewegten Gemüthe die Leiden ihrer gu-

ten Mutter darstellen, wenn sie den Schritt ihres Gemahls erfährt.

O, meine Mutter!

ruft sie mit edelm Vergessen ihres eigenen Unglücks, und später wieder:

O jammervolle Mutter! Welcher Streich des Todes
Erwartet dich! — Sie wird's nicht überleben.

Erst später und nur mit einem Seitenblicke denkt sie an ihr eigenes Schicksal:

Gut werden! Was? Wir sind getrennt auf immer.
Ach! davon ist nun gar nicht mehr die Rede.

So entsagt sie auch seinem Besitze mit jener Hoheit der echten Liebe, die nur in dem Geliebten ihr Glück findet, und sich diesem willig aufopfert. Geh, ruft sie ihrem Max zu:

Geh und erfülle deine Pflicht. Ich würde
Dich immer lieben. Was du auch erwählt,
Du würdest edel stets und deiner würdig
Gehandelt haben — aber Reue soll
Nicht deiner Seele schönen Frieden stören.

Thecla wird von dem Dichter am Schlusse des dritten Acts der Piccolomini gleichsam als Chor gebraucht, indem er ihr die Schicksalsworte in den Mund legt:

„Es geht ein finstrer Geist durch unser Haus" u. s. w.

Weniger glücklich bezeichnet ist in der zwölften Scene des vierten Acts von Wallensteins Tod, wo es unnatürlich scheint, daß Thecla, noch warm mit

dem Verluſte ihres Max erfüllt, die Empfindung, welche die Worte enthält:

„Da kommt Schickſal — roh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Geſtalt
Und wirft ihn unter den Hufſchlag ſeiner Pferde —“

mit der ſo allgemeinen Bemerkung ſchließt:

„Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde.“

So anziehend Thecla's Erſcheinung dem Leſer bleibt, ſo haben ſich doch mädchenhafte Freyheit und Gewalt des Geiſtes mit dem zarten Glanze weiblicher Originalität nicht genug verſchmelzen wollen. Sehr trefflich iſt aber jener Zug:

„Trau' ihnen nicht, ſie meinen's falſch.“

Auch die übrigen Charaktere, Queſtenberg, die Herzoginn, Gräfinn, die Generale, beſonders aber der ehrgeizige, ſtrenge und rachſüchtige Buttler, ſind vortrefflich geführt. — Welch eine reiche Schule von Motiven! in der Zuſammenſtellung Buttlers und Gordons, den man einen militäriſchen Kloſterbruder nennen möchte und in den Abſtufungen der übrigen Charaktere.

Zum Beſchluß noch einige Bemerkungen.

Es iſt nicht leicht ein Stück unter Schillers dramatiſchen Werken zu finden, in welchem ein ſo ungleicher Ton herrſchte, als im Wallenſtein. Man nehme weg, was Maxen die Liebe eingibt, die ſparſamen Aeußerungen der Herzoginn, Thecla's Schickſalsworte, und Wallenſteins aſtrologiſche Rede ſammt deſſen Leichenrede auf Max, ſo findet man übrigens einen rauhen, wohl auch holperichten Ton. Der Humor, der

in dem Lager vorherrschend ist, kommt auch selbst in den folgenden Tragödien noch zum Vorscheine. Wallensteins Spott über die Spectakelsucht der Wiener und Isolani's Erzählung seiner Auftritte in der Anticamera sind Beyspiele davon. Psychologisch aber doch zu komisch und gegen die Tendenz des Trauerspiels ist, was Wallenstein in der zweyten Tragödie, erster Act, dritte Scene sagt:

„Seyd ihr nicht wie die Weiber" u. s. w.

Die Scene Buttlers mit Deveroux und Macdonald ist für den Zeitpunct der drängenden Entwickelung zu lang. Siehe Wallensteins Tod, fünfter Aufzug, zweyter Auftritt.

Auf die Frage: wo Thecla eigentlich hingekommen, und was aus ihr geworden sey? hat uns der Dichter als solcher, aber nicht als Kritiker in dem Gedichte geantwortet.

Octavio's Schutzrede für sein kluges, ungerades Betragen (Siehe die Piccolomini fünfter Aufzug, erste Scene) dürfte wohl eine Reminiscenz aus Göthens Iphigenie seyn.

Der Prolog, in welchem eigentlich der Dichter spricht, wurde in Weimar von dem Schauspieler, der den Max darstellte, in dem Costüm dieser Rolle vorgetragen! —

Dem Leser, der an Vergleichungen Geschmack findet, rathen wir, Wallensteins Ende mit jenem des Macbeth zu vergleichen, und die gemeinsame Ermattung der Kräfte, den Ueberdruß des Lebens, die verschiedenen Gestalten der Reue, die verschiedene Art sich empor zu richten, und sein Schicksal mit Hoffnung oder Trotz zu vollenden, zu beachten.

mählbes in dem Monologe: „Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte u. ſ. w.

Vortrefflich iſt Wallenſteins letzter Auftritt behandelt. Eine höhere Ruhe, die wieder in des Fürſten viel bewegte Seele zurückkehrt, contraſtirt ſehr wirkungsvoll mit dem ſchrecklichen Schlage, der ihn, wie der Zuſchauer weiß, in wenigen Stunden treffen muß:

„Es treibt der ungeſchwächte Muth
„Noch friſch und herrlich auf der Lebenswoge" u. ſ. w.

Nach dieſen Bemerkungen iſt in Wallenſteins Charakter alles groß und kräftig. Wirklich erſcheint er allen Umgebenden immer glänzend, gleichwohl erſcheint er ſelbſt, wenn er ſich uns zeigt, oft ſehr dunkel. Sein immerwährendes Zweifeln, ſeine Schülerhaftigkeit bey dem unterhandelnden Geſpräche mit Wrangel, ſeine Ohnmacht, den Pappenheimern zu imponiren, da er ſich ihnen ſelbſt zeigen will, zeigen uns ihn nicht von der glänzendſten Seite. Auch ſein Verhältniß zu Buttler würdigt ihn herab. Es mag unentſchieden bleiben, ob er als Held, ſeiner Scrupel wegen an Größe gewinne. Noch waren die Zeiten der Condottieri, Mansfeld und Weimar nicht ſo fern, daß der Uebergang vom Feldherrn in den Landesfürſten und Länderbeſitzer ſo unnatürlich geſchienen hätte.

Nach Wallenſtein zieht Octavio am meiſten die Aufmerkſamkeit an ſich. Der Dichter hat ihm eine unerſchütterliche Anhänglichkeit an ſeinen rechtmäßigen Herrn gegeben, Liebe zu ſeinem Sohne, Verſtand, Klugheit, Mäßigung und tiefe Menſchenkenntniß.

wendiger, da gerade sein verschlossener Charakter, sein stilles Brüten und in sich Wirken eine solche Behandlungsart forderte. Daher tritt auch der Held nur selten handelnd auf, aber alles geschieht durch ihn, und seinetwegen; er ist die Sonne, um die sich alle Planeten bewegen, und der durch sein Licht auch ihren Schimmer bestimmt.

Die Anlage dieses Gedichtes ist äußerst verständig und die Entwickelung der Begebenheit äußerst natürlich. An einem schönen Sommertage ziehen so einzelne kleine Silberwölkchen dahin; zufällig, wie es scheint, nähern sie sich, und bilden so fort eine zusammengefügte Kette, bis sich endlich die schwarzen Gewitterwolken thürmen, alles sich in wilder Gährung in einen schwarzen Punct zusammenzieht, und Tod und Verheerung sprühend der feurige Blitz seinem Schooße enteilet.

Wallensteins Geist und Bedeutung liegt in seinem Heere. Das Heer ist es also auch, welches geschildert werden mußte. Es ist auf eine meisterhafte Art geschehen. Die Plane des Herzogs und Questenbergs Aufträge werden jetzt schon mit leisen Winken angegeben; wir sehen jetzt schon die Gesinnungen der Regimenter gegen den mächtigen Friedländer. Die Stelle in Wallensteins Lager, sechster Auftritt: „Kann's der Soldat wo besser kaufen" — bis „Und nur der Fahne bin ich verpflicht" schließt viel auf. Wir sehen über dieß die vielfältigen Bande des Ehrgeitzes, Eigennutzes, Bedürfnisses und der persönlichen Zuneigung, die das Heer so fest an den Feldherrn bindet.

„Denn seine Macht ist's, die sein Herz verführte, sein Lager nur erklärt sein Verbrechen.“ Der Leser oder Zuschauer soll nun den Gebrauch jener Macht kennen lernen. Aber noch eines muß uns klar werden: Wallensteins Verhältniß zum kaiserlichen Hofe. Dieß geschieht durch Questenbergs und Octavio's Gespräche, durch das Benehmen der übrigen Feldherren und durch Wallensteins Unterredung mit seiner Gemahlinn. Jetzt treten auch des Friedländers verrätherische Absichten ein. Was noch von seinen früheren Thaten nachzuholen ist, wird von Questenberg mit anständiger Wohlredenheit vorgetragen. Nun entwickelt sich auch der Plan, die Generale zur Unterschrift des unbedingten Versprechens zu bewegen: sich bloß an die Person des Herzogs zu halten, und alles für ihn aufzuopfern. Der Anschlag gelingt halb; aber schneller muß alles zur Entscheidung eilen, da Wallensteins Unterhändler gefangen wird. Die Zeit des Zauderns ist vorbey. Die aufgesparte Möglichkeit des Verraths führt diesen wirklich herbey. Jetzt erst unterhandelt Wallenstein im Ernste mit den Schweden, und das Verbrechen ist geschehen. Die gehofften Früchte desselben wären vielleicht gereift, wenn nicht Octavio, den der Friedländer so sichtbar auszeichnet, und in den er unbegrenztes Vertrauen setzt, die Regimenter ihrer Pflicht zugeführt, und Buttlers Rache, als deren Opfer der Herzog fällt, entflammt hätte.

Nicht den Wallenstein der Geschichte sieht der Leser oder Zuseher, nicht jenen kalten finsteren Unmenschen, der nur aus Unentschlossenheit den Verrath

nicht beging, wozu ihn lange das Herz trieb. Weise hat Schiller des Fürsten Hang zur Astrologie benützt. Er liest sein Schicksal in den Sternen, diese bestimmen den Zeitpunct des Handelns und gründen sein blindes Vertrauen auf Octavio. Wallenstein ist ein außerordentlicher Mensch, er ist ein großer Mann, wenn die Größe der Kraft den Werth bestimmen soll; er wird klein, wenn man den moralischen Maßstab der Selbstüberwindung an ihn legt. Sein ungestümes Herz folgt der inneren Stimme der Leidenschaft des Ehrgeitzes, zu deren Befriedigung er alle großen Kräfte seines Geistes und Charakters aufbiethet. Jenes düstre, verschlossene Schwelgen in seinen Ideen und in seiner Kraft ist es, das seine scheinbare Unthätigkeit veranlaßt, und das hernach im Contraste mit den drängenden Umständen jenen interessanten tragischen Kampf bildet. Der Dichter gibt ihm eine gewisse Rechtlichkeit, ein Gefühl des Moralisch-Besseren, welches aber eben so wie die Reue zu spät erwacht. Man sehe die Stelle:

„Die Treue sag' ich euch u. s. w." Auch seine Liebe zu Max zeugt von seinem menschlichen Gefühle. Nicht, wenn er den jungen Helden bey seinen Fahnen festzuhalten versucht, sondern wenn er an dessen Tode gefühlvoll Antheil nimmt, überzeugt er uns hiervon.

„Verschmerzen werd' ich diesen Schlag u. s. w."

Wallensteins ganzer Charakter aber offenbart sich, und zugleich mit ihm die Tendenz des ganzen Gemähl-

mählbes in dem Monologe: „Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte u. ſ. w.

Vortrefflich iſt Wallenſteins letzter Auftritt behandelt. Eine höhere Ruhe, die wieder in des Fürſten viel bewegte Seele zurückkehrt, contraſtirt ſehr wirkungsvoll mit dem ſchrecklichen Schlage, der ihn, wie der Zuſchauer weiß, in wenigen Stunden treffen muß:

„Es treibt der ungeſchwächte Muth
„Noch friſch und herrlich auf der Lebenswoge" u. ſ. w.

Nach dieſen Bemerkungen iſt in Wallenſteins Charakter alles groß und kräftig. Wirklich erſcheint er allen Umgebenden immer glänzend, gleichwohl erſcheint er ſelbſt, wenn er ſich uns zeigt, oft ſehr dunkel. Sein immerwährendes Zweifeln, ſeine Schülerhaftigkeit bey dem unterhandelnden Geſpräche mit Wrangel, ſeine Ohnmacht, den Pappenheimern zu imponiren, da er ſich ihnen ſelbſt zeigen will, zeigen uns ihn nicht von der glänzendſten Seite. Auch ſein Verhältniß zu Buttler würdigt ihn herab. Es mag unentſchieden bleiben, ob er als Held, ſeiner Scrupel wegen an Größe gewinne. Noch waren die Zeiten der Condottieri, Mansfeld und Weimar nicht ſo fern, daß der Uebergang vom Feldherrn in den Landesfürſten und Länderbeſitzer ſo unnatürlich geſchienen hätte.

Nach Wallenſtein zieht Octavio am meiſten die Aufmerkſamkeit an ſich. Der Dichter hat ihm eine unerſchütterliche Anhänglichkeit an ſeinen rechtmäßigen Herrn gegeben, Liebe zu ſeinem Sohne, Verſtand, Klugheit, Mäßigung und tiefe Menſchenkenntniß.

Nur eines fehlt ihm, ein offenes, gerades Benehmen, und gerade durch dieſen Mangel wird er uns beynahe verhaßt. Er entwaffnet Wallenſteins Verbrechen, aber mit heimtückiſcher Liſt:

„Das war kein Heldenſtück Octavio“ u. ſ. w.

Wenn wir ſchon billigen müſſen, daß ein Patriot Wallenſteins Entwürfe vereitelt, ſo zweifeln wir doch ſelbſt, ob auch nur reine Vaterlandsliebe ſein Verfahren leite, und ob nicht doch Ehrgeitz im Hintergrunde eine Rolle ſpielt; denn der hat, ſagt Illo:

„ſein ganzes Leben lang ſich abgequält, ſein altes Grafenhaus zu fürſten.

Entſchiedener als der Vater zieht uns der Sohn an ſich. Max Piccolomini, wen ließ er ungerührt; wer könnte es ohne Theilnahme betrachten, dieſes Bild jugendlicher Kraft und des Heldenmuthes, glühend für alles, was groß, gut und ſchön iſt; die Geliebte, den verehrten Freund mit gleichem Feuer in die Tiefe ſeiner liebenden Bruſt verſenkend, und doch ſo feſt, ſo unerſchüttert haltend an Pflicht und Recht; blutend ſich losreiſſend von jedem Glücke, jede kaum noch kennen gelernte Seligkeit mit eigener Hand zertrümmernd, um nicht mit dem Gotte in ſeinem Buſen zu zerfallen! In der angeführten Stelle hat ihm Wallenſtein ſelbſt die ſchönſte Lobrede gehalten. Aber ſchon frühe ſpricht ſich ſein reines, zartes Gefühl aus in der Art, wie er die Sternenkunde anſieht. Nur das tiefſte, edelſte Gemüth vermag es, in dem glücklichen Momente begeiſterter Liebe jene Kunſt mit dieſer Anſicht zu betrachten. Man ſehe:

„O nimmer will ich seinen Glauben schelten“ —

Und die Vereinigung des zarten Sinnes mit feuriger Heldenkraft, die thätig und entscheidend in das Leben greift: in welchem Rinaldo des Mittelalters, in welchem Achill der Vorzeit wollen wir sie wieder finden? Sie ist die Blüthe der gesteigerten Menschheit; bey höher Gebildeten wird nie eine antike Größe an diese so genannte sentimentale reichen. Versebens versucht man es, jene Helden des Alterthums dadurch zu heben, daß man ihrer reinen ungetrübten Naturansicht, ihrem kräftig hervortretenden sinnlichen Leben einen so ausgezeichneten Dichterwerth beylegt. Würdiger wird immer das veredelte Gefühl, diese idealischere Ansicht des menschlichen Lebens und Wirkens bleiben.

Aber wahrlich diese Thecla — sie verdient es auch, daß sie so von einem Manne geliebt wird, daß Max dieser Leidenschaft sein Leben aufopfert. Ihre edle Wärme und die zarte Liebe für die Mutter; der leichtbewegte zarte Sinn, das bewahrte Gefühl, welches schnell das Rechte, Würdige findet; die Seelengröße, mit der sie ihre Hoffnungen aufopfert, das Pflichtgefühl ihres Geliebten zu retten, machen sie zu einer der interessantesten weiblichen Zeichnungen. Der Charakter der Prinzessinn entfaltet seine hohe Würde zuerst in der Scene, wo ihr die Gräfinn den Verrath des Fürsten entdeckt. So heiß, so feurig auch ihre Liebe ist, sie tritt in den Hintergrund zurück, als sich ihrem bewegten Gemüthe die Leiden ihrer gu-

in dem Lager vorherrschend ist, kommt auch selbst in den folgenden Tragödien noch zum Vorscheine. Wallensteins Spott über die Spectakelsucht der Wiener und Isolani's Erzählung seiner Auftritte in der Anticamera sind Beyspiele davon. Psychologisch aber doch zu komisch und gegen die Tendenz des Trauerspiels ist, was Wallenstein in der zweyten Tragödie, erster Act, dritte Scene sagt:

„Seyd ihr nicht wie die Weiber" u. s. w.

Die Scene Buttlers mit Deveroux und Macdonald ist für den Zeitpunct der drängenden Entwickelung zu lang. Siehe Wallensteins Tod, fünfter Aufzug, zweyter Auftritt.

Auf die Frage: wo Thecla eigentlich hingekommen, und was aus ihr geworden sey? hat uns der Dichter als solcher, aber nicht als Kritiker in dem Gedichte geantwortet.

Octavio's Schutzrede für sein kluges, ungerades Betragen (Siehe die Piccolomini fünfter Aufzug, erste Scene) dürfte wohl eine Reminiscenz aus Göthens Iphigenie seyn.

Der Prolog, in welchem eigentlich der Dichter spricht, wurde in Weimar von dem Schauspieler, der den Max darstellte, in dem Costüm dieser Rolle vorgetragen! —

Dem Leser, der an Vergleichungen Geschmack findet, rathen wir, Wallensteins Ende mit jenem des Macbeth zu vergleichen, und die gemeinsame Ermattung der Kräfte, den Ueberdruß des Lebens, die verschiedenen Gestalten der Reue, die verschiedene Art sich empor zu richten, und sein Schicksal mit Hoffnung oder Trotz zu vollenden, zu beachten.

Mehrere haben behaupten wollen, daß Wallenſtein eigentlich oft ſtürze, ſo daß ſein letzter Fall, von dem er ſich nicht wieder erhebt, nur ein leiſes, unſcheinbares Verſinken iſt. Man gibt dieſen Umſtand der großen Ausdehnung des Gedichtes Schuld.

Wallenſtein wird, um mit einem poetiſchen Aeſthetiker zu reden, allmählich des Helmes, des Bruſtharniſches, des Schwertes und jeder auch minder ſchützenden Kleidung beraubt, ſo daß er zuletzt nach dem figürlichen wie nach buchſtäblichem Sinne im Schlafrock oder Hemde erſtochen wird.

Wir beſchließen dieſe Bedenklichkeiten, indem wir den Leſer hinwiederum auffordern, wohl zu beachten, welch tiefer Sinn in den letzten Worten dieſes Werkes liege: „Dem Fürſten Piccolomini.“

Maria Stuart.

Wenn die Geſchichte ſelbſt irgendwo zur Tragödie wird, ſo iſt es da, wo ſie uns die Schickſale dieſer merkwürdigen Königinn vor Augen ſtellt. So daß es dem Dichter wohl begegnen könnte, bey der Beſchränkung der gewöhnlichen Form hinter der Geſchichte zurück zu bleiben.

Eben deßwegen ſchien es einem gewiſſen Recenſenten, daß dieſes Sujet wegen ſeiner Außerordentlichkeit auch eine außerordentliche Behandlung erfordert hätte, nähmlich eine tragiſche Darſtellung nach griechiſcher Weiſe mit hinzugefügtem Chore.

„Hätte es dem Dichter gefallen (und ſein rei-

cher Geiſt konnte ohne Zweifel Mittel finden, dieſes auf eine zweckmäßige Art zu thun), hätte es dem Dichter gefallen, einen Chor einzuführen, welcher die Zwiſchenzeiten, in denen der Gang der Handlung ſtille ſteht, mit Geſängen über Maria's Schickſal ausfüllte, über das ſchreckliche Verhängniß, daß ſie, obgleich Mutter, ihr Leben wie eine Kinderloſe vertrauern; daß ſie, obgleich ſo empfänglich für die geſelligen Freuden, ſo viele Jahre in der Einſamkeit ſchmachten ſollte; daß ſie, obgleich höchſt liebenswürdig, ſo ſehr gehaßt wurde; daß ſie, obgleich Königinn, entbehrte, was der letzte ihrer Knechte hatte, Freyheit; daß ſie wegen ihrer Frömmigkeit in der Heimath verwünſcht und nur im Auslande geſegnet wurde; daß ſie in den Verwandten ihres Glaubens Feinde ihres Reiches, in den Unterthanen und den eigenen Söhnen Feinde ihres Glaubens ſähe; daß alle Plane zu ihrer Rettung ſcheitern; daß die Unzähligen, die ſich für ſie aufopferten, ihr Verderben nur beſchleunigen mußten; daß das Zutrauen, mit dem ſie einer Schweſter in die Arme eilte, ſo gräßlich getäuſcht wurde; daß ſie in der Wiege gekrönt und im Sarge enthauptet liegen ſollte." —

„Hätte ſolch ein Chor in ſanften Klagliedern Maria's vielfaches Wehe dem Hörer in das Herz geſungen, dann könnten wir ihr nachempfinden, was ſie empfand, da ſie laut der Geſchichte zu Melvil ſagte: „Dieſe Welt iſt ſo reich an Elend, daß ein Meer von Thränen nicht hinreicht, um es zu beweinen." Und ſähen wir ſie dann, nach ſo unſäglichen Leiden, geſtärkt durch ihren Glauben und ihre Frömmigkeit über das

letzte und schrecklichste triumphiren, über den Tod, der ihr plötzlich die Hoffnung raubte, nach so vielen Bitterkeiten noch ein Mahl des Lebens Süßigkeit zu schmecken, über die Schmach, ihr königliches Haupt, daß einst drey Kronen schmückten, und das noch jetzt in der Blüthe der Schönheit prangte, dem Beile des Henkers Preis zu geben — gewiß, hat je eine Tragödie die Leidenschaften gereiniget, diese hätte es gethan. Fehlt es einer pathetischen Darstellung, sagt Schiller, an einem Ausdrucke der leidenden Natur, so ist sie ohne ästhetische Kraft; fehlt es ihr an einem Ausdrucke der ethischen Anlage, so kann sie bey aller sinnlichen Kraft nicht pathetisch seyn. Aus dem Angeführten scheint diesen Grundsätzen gemäß zu folgen, daß Maria Stuart zwar nicht, weder ohne ästhetische Kraft, noch ohne ethische Würde ist, aber doch ohne die gehörige, ohne die dem Gegenstande angemessene, ohne die erwartete ästhetische Kraft und ethische Würde."

Dieser vorgeschlagene Chor, wenn er überhaupt zulässig ist, schiene hier um so mehr an seinem Platze gewesen zu seyn, als auch die den griechischen Tragikern abgeborgte Idee eines gewaltig ergreifenden, hoch und eisern über den Menschen dahinfahrenden Schicksales in diesem Trauerspiele herrscht. Alle Anstrengungen Maria's und ihrer Freunde werden durch das bittere, hassende Geschick in eben so viele Schlingen verwandelt, die die Unglückliche nur desto mehr umstricken, je mehr sie durch Kraft oder Gewandtheit demselben zu entrinnen versucht.

Wir wollen einen Blick auf die Hauptmomente

des Planes werfen, ohne die Kunst zu berühren, worin in den ersten Scenen dem Zuschauer alles vorgelegt wird, was seinen Antheil in Anspruch nehmen soll, auf die Leichtigkeit, mit der alles das in Handlung verfließt, wollen wir nur aufmerksam machen, auf die Weise, wie die Zusammenkunft der beyden Königinnen eingeleitet wird und sich entscheidet, auf die Wirkung, womit der versuchte Meuchelmord des Schwärmers so furchtbar in Mariens Schicksal eingreift, wie jene unglückliche Stunde noch in dem entscheidendsten Momente ihre schwarzen und giftigen Dünste hauchend die Blüthe Mariens senkt, und selbst auf die Art, wie Maria noch von jedem Antheil an den Mordversuchen gegen Elisabeth freygesprochen wird.

Langer, drückender Kerker hat Mariens Seelenkräfte gelähmt und ihre Blüthe abgerissen, da erhält sie endlich die Erlaubniß, das lange entbehrte Grün, die frische Luft einmahl wieder zu genießen. Die Art, wie sie sich hier benimmt, schildert der Menschenkenner ihrem Charakter gemäß aufs Treffendste. Sie überläßt sich völlig ihrem Entzücken, berauscht und verliert sich darin, sie schließt die ganze Natur an sich, sogar die Wolken sollen ihre Wünsche nach Frankreich bringen. Die ganze Scene gehört zu den allervortrefflichsten, was uns die Dichtkunst aufbewahret.

Der Entzückten, in dieses Meer von Wonne, von neuer ungewohnter Glückseligkeit Versunkenen — tritt jetzt Elisabeth entgegen, ihre ärgste, bitterste Feindinn, die das Zutrauen so schändlich mißbrauchte, mit welchem die Flüchtige sich in ihre Arme warf, die alle

ihre Freuden, ihre Genüsse tödtete, und die ihr jetzt in dem lange entbehrten Augenblicke eines nahen Lebens wie ein böser, menschenfeindlicher Dämon entgegen tritt. Maria fühlt es auch, wie sehr ungelegen diese Zusammenkunft erscheint:

„Ich habe darauf geharret — Jahrelang
Mich darauf bereitet u. s. w.“

Und später:

„Ach mein Verderben hab' ich mir erfleht,
Und mir zum Fluche wird mein Flehn erhört!
Nie hätten wir uns sehen sollen, niemahls!
Daraus kann nimmer, nimmer Gutes kommen!
Eh mögen Feu'r und Wasser sich in Liebe
Begegnen, und das Lamm den Tieger küssen —
Ich bin zu schwer verletzt — sie hat zu schwer
Beleidigt — Nie ist zwischen uns Versöhnung.“

Elisabeth begegnet ihrer Feindinn hier auf eine Art, die ihr unsern vollen Haß zusichert. Mit empörendem beleidigendem Stolze mißhandelt sie die arme Gebeugte. Maria hat sich zu Elisabeths Herzen gewendet, und stolz und strenge setzt ihr diese ihre Macht, ihren Rang entgegen, reißt sie durch unmenschliche Härte, die noch schneidender durch Mariens Demuth und Erniedrigung wird. Weit entfernt, daß jener Flehen sie rühren sollte, wird sie dadurch immer mehr erbittert, und spannt endlich Mariens Geduld auf einen Grad, der ihr Herz, das in wenigen Augenblicken so tiefe und verschiedene Erschüt-

terungen erfuhr, nicht mehr zu ertragen im Stande iſt. Alles hat Maria geduldet, die Vorwürfe Eliſabeths über ihr politiſches und moraliſches Betragen; aber als ſie auch ihre Schönheit, ihre Weiblichkeit angreift, entfeſſelt ſich der lange gehaltene Strom, und ergießt ſich in wilden Wogen. Eitelkeit kann es nicht ſeyn, was in dieſem Augenblicke entſcheidet, wo die ernſte wichtige Stunde Tod oder Leben trägt — aber es iſt der letzte Tropfen zu dem ſchon lange überfüllten Becher. Maria hat ihrem gepreßten Herzen Luft gemacht, und alles iſt verloren.

Nun hat ſich das Schickſal ſchon gewendet, nun iſt ſchon alle Hoffnung verloren, eine Eliſabeth kann ſolche Schmähungen nie verzeihen, kann ſie um ſo weniger vergeben, je tiefer ſie im Innerſten die Wahrheit dieſer Vorwürfe fühlt. Aber daß gerade in dieſem Zeitpuncte ein Raſender einen Mord an der Königinn verſucht, das treibt alles ſchnell ſeinem Ziele zu. Und doch — ſolche Gewalt hat die Stimme der Meinung über ſie — doch will Eliſabeth nicht das Urtheil ſelbſt vollziehen laſſen, doch ſcheint ſie bey dem Federzuge erſchüttert, der auch einer Königinn — wenn gleich ihrer Feindinn, das Leben raubt. Sie trägt, ſo nahe auch die Gefahr ſelbſt ihrem Leben gerückt war — dennoch Bedenken, bis endlich die Erinnerung an jene unglückliche Scene in Fotheringhay den Ausſchlag gibt.

Mit welchem Hohn ſie auf mich niederſah,
Als ſollte mich der Blick zu Boden blitzen.
Ohnmächtige! Ich führe beßre Waffen,
Sie treffen tödtlich, und du biſt nicht mehr!

(Mit raſchem Schritte nach dem Tiſche gehend, und die Feder ergreifend.)

Ein Baſtard bin ich dir? Unglückliche,
Ich bin es nur, ſo lang du lebſt und athmeſt;
Der Zweifel meiner fürſtlichen Geburt
Er iſt getilgt, ſo bald ich dich vertilge.
So bald dem Britten keine Wahl mehr bleibt,
Bin ich im echten Ehebett geboren.

Und ſie unterſchreibt! — —

Nun einiges von den Charakteren. Der Hauptzug in Mariens Charakter iſt reiche, blühende, üppige Sinnlichkeit, hohe Luſt am Leben und Lebensgenuſſe, Leichtſinn, Sorgloſigkeit und Schwäche, aber dabey doch eine mildernde Haltung durch natürliche Grazie, durch Gutmüthigkeit, ſo lange ſie nicht von Leidenſchaften überwältiget wird, und durch eine gewiſſe Würde, die ſie ſelbſt in jener Scene mit Eliſabeth nicht verläßt. Sie iſt eines jener reitzbaren Geſchöpfe, die nur für den Augenblick da ſind, die an dem Leben nur die heitere Seite ſehen, und weil ſie ihre Blicke nie nach der Schattenſeite wenden, keine Unterbrechung oder Störung ihrer Genüſſe erdulden wollen, von der ſie ſich auch im Nothfalle durch ein Verbrechen befreyen, wenn ſie durch Verführung gelockt und durch Leichtſinn geblendet ſind. Aber eben ſo natürlich iſt auch die Reue, welche gerade ſolche Seelen nach der verübten Laſterthat am grimmigſten ergreift. Denn jene furchtbare Kraft, womit der ſtarke Laſterhafte ſein Gewiſſen durch die Conſequenz ſeiner Handlungen betäubt, war nicht ihr

terungen erfuhr, nicht mehr zu ertragen im Stande ist. Alles hat Maria geduldet, die Vorwürfe Elisabeths über ihr politisches und moralisches Betragen; aber als sie auch ihre Schönheit, ihre Weiblichkeit angreift, entfesselt sich der lange gehaltene Strom, und ergießt sich in wilden Wogen. Eitelkeit kann es nicht seyn, was in diesem Augenblicke entscheidet, wo die ernste wichtige Stunde Tod oder Leben trägt — aber es ist der letzte Tropfen zu dem schon lange überfüllten Becher. Maria hat ihrem gepreßten Herzen Luft gemacht, und alles ist verloren.

Nun hat sich das Schicksal schon gewendet, nun ist schon alle Hoffnung verloren, eine Elisabeth kann solche Schmähungen nie verzeihen, kann sie um so weniger vergeben, je tiefer sie im Innersten die Wahrheit dieser Vorwürfe fühlt. Aber daß gerade in diesem Zeitpuncte ein Rasender einen Mord an der Königinn versucht, das treibt alles schnell seinem Ziele zu. Und doch — solche Gewalt hat die Stimme der Meinung über sie — doch will Elisabeth nicht das Urtheil selbst vollziehen lassen, doch scheint sie bey dem Federzuge erschüttert, der auch einer Königinn — wenn gleich ihrer Feindinn, das Leben raubt. Sie trägt, so nahe auch die Gefahr selbst ihrem Leben gerückt war — dennoch Bedenken, bis endlich die Erinnerung an jene unglückliche Scene in Fotheringhay den Ausschlag gibt.

Mit welchem Hohn sie auf mich niedersah,
Als sollte mich der Blick zu Boden blitzen.
Ohnmächtige! Ich führe bessre Waffen,
Sie treffen tödtlich, und du bist nicht mehr!

(Mit raſchem Schritte nach dem Tiſche gehend, und die Feder ergreifend.)

Ein Baſtard bin ich dir? Unglückliche,
Ich bin es nur, ſo lang du lebſt und athmeſt;
Der Zweifel meiner fürſtlichen Geburt
Er iſt getilgt, ſo bald ich dich vertilge.
So bald dem Britten keine Wahl mehr bleibt,
Bin ich im echten Ehebett geboren.

Und ſie unterſchreibt! — —

Nun einiges von den Charakteren. Der Hauptzug in Mariens Charakter iſt reiche, blühende, üppige Sinnlichkeit, hohe Luſt am Leben und Lebensgenuſſe, Leichtſinn, Sorgloſigkeit und Schwäche, aber dabey doch eine mildernde Haltung durch natürliche Grazie, durch Gutmüthigkeit, ſo lange ſie nicht von Leidenſchaften überwältiget wird, und durch eine gewiſſe Würde, die ſie ſelbſt in jener Scene mit Eliſabeth nicht verläßt. Sie iſt eines jener reitzbaren Geſchöpfe, die nur für den Augenblick da ſind, die an dem Leben nur die heitere Seite ſehen, und weil ſie ihre Blicke nie nach der Schattenſeite wenden, keine Unterbrechung oder Störung ihrer Genüſſe erdulden wollen, von der ſie ſich auch im Nothfalle durch ein Verbrechen befreyen, wenn ſie durch Verführung gelockt und durch Leichtſinn geblendet ſind. Aber eben ſo natürlich iſt auch die Reue, welche gerade ſolche Seelen nach der verübten Laſterthat am grimmigſten ergreift. Denn jene furchtbare Kraft, womit der ſtarke Laſterhafte ſein Gewiſſen durch die Conſequenz ſeiner Handlungen betäubt, war nicht ihr

Antheil. Auch iſt Maria, wie wir ſie zuerſt erblicken, ganz von Reue durchdrungen, die Freveltat an ihrem Gemahle liegt ſchwer auf ihrer Seele. Kaum aber iſt Mortimer angelangt, kaum fällt nur ein einziger Strahl von Hoffnung in ihren Kerker, als ſchon ihre leicht bewegliche Fantaſie Rettung und Befreyung ſieht. Ein ſehr edler Zug iſt es, daß ſie deſſenungeachtet Mortimern nicht opfern will, daß ſie alles anwendet, ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen. Nach dem Auftritte im Parke Fotheringbay ſehen wir Maria nicht eher wieder, als vor dem Augenblicke ihres Todes, und hier tritt ſie uns wie ein himmliſches Weſen entgegen. Leiden haben ihre Seele geläutert, die Zuverſicht eines ſeligen Todes, ihre hohe Religioſität, bey einem ſolchen Charakter, eben ſo wahr als natürlich, erhebt ſie über alles Irdiſche, und ſie, die ſo ſehr am Leben hing, geht jetzt als eine erhabene Heldinn dem ſchrecklichſten Tode entgegen.

Wenn der Dichter ihr eine reinere Religioſität gab, als ihr die Geſchichte zugeſteht, und uns dadurch für die Leidende gewinnt, ſo nimmt er ihr von der andern Seite wieder die Würde der Mutter, er ſtellt ſie kinderlos dar, und ſchwächt dadurch das Bild ihrer Leiden.

Schön hat der Dichter Eliſabeth contraſtirt. Maria iſt alles durch ihre Weiblichkeit, mit welcher das Schickſal zufällig eine Königskrone verbunden hat. Eliſabeth entbehrt jener anziehenden Weiblichkeit ganz — bloß ihr Herrſchertalent iſt es, das ihr Intereſſe gibt, immer gibt ſich die erſtere dem Augenblicke hin, die letztere ſieht ſcharf und geſpannt in die

Zukunft, und entscheidet mit unbefangenem, hellsehendem Blicke. Männerliebe war bey Maria Sache des Lebens, aus ihr entspringen alle ihre Verirrungen, selbst ihre Laster; bey Elisabeth ist jene Neigung ihren höheren Leidenschaften des Stolzes und der Herrschsucht dienstbar, sie ist nur Nebensache, nur Zerstreuung, ihre Günstlinge sind ihre Sclaven. Alle sanfteren, zarten, feinen Gefühle, die uns das Weib so reitzend machen, sind der stolzen und kalten Seele fremd, die auch darum nie um ihrer selbst Willen geliebt wird. Marien fehlen, um ein vortreffliches Geschöpf zu seyn, die männlicheren Eigenschaften der Geisteskraft und Willensstärke. Elisabeth besitzt diese Eigenschaften, aber alle anderen mangeln ihr, die den Menschen zum Menschen ziehen. So kommt es, daß wir bey Marien, ungeachtet ihrer Verbrechen, mit liebender Theilnahme weilen, während wir von Elisabeth den entehrten Blick mit Schauder wenden. Maria ist auch schön, und daß sie es ist, und mehr als Elisabeth, dieß kann ihr die letzte nicht vergeben. Diese läßt auch in der Maria Stuart gewisser Maßen die Nebenbuhlerinn, also ein Weib das andere hinrichten. So hat uns der Dichter die Unterzeichnung des Todesurtheiles begreiflich gemacht, indeß die Geschichte den Entschluß der Elisabeth nicht zu erklären weiß, ja wohl sogar der Wahrscheinlichkeit entbehrt, wenn sie uns meldet, das Elisabeth daß Todesurtheil scherzend unterschrieben habe.

Von Mariens Reitzen gibt uns Mortimers Leidenschaft einen kräftigeren Beweis, als die mannigfaltigen Erzählungen und Wirkungen, die wir an an-

deren Stellen davon hören. Ein glühender Schwärmer iſt dieſer Mortimer, ein kräftiger, flammender Menſch; aber ſein Feuer hat ſich nicht dem Edleren zugewendet, immer iſt es die Sinnlichkeit in veränderter Geſtalt, die ihn an ſich reiſſet. So hat er ſich früher gezeigt, ſo auch jetzt, wo er gegen die Königinn in die höchſte, beynahe wüthende Leidenſchaftlichkeit aufbrauſet, die faſt bis zur Mißhandlung übergeht. Er intereſſirt, weil jede ungewöhnliche Kraftäußerung ihn anzieht, und die Gluth ſeiner Empfindung, die Stärke ſeines Willens durch Leiceſters ſchwankenden, häuchleriſchen, unſicheren Charakter noch mehr gehoben wird. Aber Stärke iſt noch nicht Edelmuth, iſt nicht Würde. Mortimer handelt immer muthig, keck, feurig, entſchloſſen; aber er handelt nie edel — immer iſt es die Sinnlichkeit, in deren Dienſte er opfert. Dieſer Leiceſter aber, iſt er nicht beynahe zu verächtlich gezeichnet, als daß ihm Eliſabeths ſo lange dauernde Gunſt zu Theil werden könnte. Allerdings zwar ſind es nicht ſelbſtſtändige, edle Menſchen, geſchloſſene ſtarke Charaktere, welche Regenten, wie Eliſabeth mit ihrer Gunſt beglücken, die gewohnt, in allem Andern nur Mittel zu ihrem Plane zu ſehen, gerade die gefügigen, was nicht ſelten damit zuſammen trifft, leereren und unbedeutenderen lieben; aber daß Eliſabeths ſcharfes Auge nicht länger ſchon den armen Schwächling durchſchauete, daß ſie ſich von ihm auf die nicht ausnehmend feine Art zur Zuſammenkunft mit Marien locken läßt — dieß würde ſehr ſchwer zu erklären ſeyn, wenn man nicht wüßte, das es Fälle mancher Art geben könne, in denen Geiſter viel höherer Art

den

den kleineren zinsbar werden. — — — — Leicester krönt seine Niederträchtigkeit dadurch, daß er Marien noch selbst das Todesurtheil verkündiget. Aber die Rachegöttinn ereilt ihn, der Zuseher sieht ihn noch mit seiner Verzweifelung kämpfen, mit dem knirrschenden, nagenden Bewußtseyn seiner Niedrigkeit und elenden Verächtlichkeit, sieht den Elenden in sich die ewige Strafe seines Verrathes finden.

Burlaigh wird uns von dem Dichter als der leidenschaftliche Feind Mariens vorgestellt; die Gründe dieser Abneigung scheinen aber nicht gehörig motivirt zu seyn. Der Geschichte zu Folge fürchteten die Minister, daß Maria länger als Elisabeth leben werde, welche Meinung allerdings für die Zukunft besorgt machen konnte, da mit Mariens wieder erlangter Herrschaft auch neue Minister und Gewalthaber zu vermuthen waren.

Eben so fragen wir: warum ist Davison so unthätig? Warum läßt er das ihm übergebene Papier tödtlich werden?

Im sechsten Auftritte des vierten Actes, sagen sich Burlaigh und Leicester in Gegenwart der Königinn Grobheiten, welche zwar den Charakteren beyder angemessen scheinen könnten, wenn wir ihnen nicht zumuthen wollen, daß sie in Gegenwart ihrer Königinn sich zu mäßigen für Pflicht halten. Ueberhaupt scheinen solche Reden der Würde der Tragödie zu widersprechen. Die Abendmahlsscene wird im Lesen nicht leicht jemanden irreligiös oder unpoetisch vorkommen; bey der Aufführung könnte sie aber leicht anstößig werden, da eines der allerheiligsten Geheimnisse der Religion von

dem Schauſpieler als Spiel, wiewohl als ein tragiſches und Kunſtſpiel, vorgeſtellet wird.

Wie eine ſchöne Natur von menſchlichen Leidenſchaften ſelbſt bis zum Laſter hinabgedrückt, doch durch ihr inneres beſſeres Selbſt ſo viel mehr unſerem Gemüthe zuſage, als jener menſchenfeindliche Egoismus, der rings um ſich nur alles als Mittel achtend, ſeinen höchſten Zweck in ſich ſuche, und durch kein Band, als jenes des Bedürfniſſes, mit der Menſchheit, zuſammen hängt, das hat Schiller in dieſem Meiſterwerke gezeigt. Es war nicht ſein Zweck, dieſen Satz durch ein Trauerſpiel darzuſtellen, dieſer beſtand in jener Seelenerhebung, die uns immer zu Theil wird, wenn wir in einem Geniuswerke mit der Schönheit des Dargeſtellten zugleich die Schöpferſtärke des Dichters im hohen Entzücken bewundern.

Verwandt mit dieſer Angabe der Haupttendenz unſerer Tragödie iſt die Anſicht, nach welcher Maria Stuart beſtimmt geweſen war, den Kampf des Glaubens und Unglaubens in Maria und Eliſabeth als ihren Repräſentanten anſchaulich zu machen, indem nähmlich ſich in jedem Trauerſpiel Schillers eine Hauptidee verkörpert.

Schön iſt es, den Glauben in einem weiblichem Gemüthe darzuſtellen; aber den Unglauben? Das wußte Schiller; darum will auch Eliſabeth ſich immer als Mann behandelt wiſſen — denn nicht alle Frauenzimmer ſind Weiber. — Mehrere Stellen deuten darauf hin:

„Ich meinte doch, regiert
„Zu haben, wie ein Mann,“
oder:

„Es gibt ſtarke Seelen
„In dem Geſchlecht“
„Was will das Weib mit Stärke“?

Liebe und Freundſchaft (Mortimer und Hanna) umſchweben, wie überall, die Gläubige; doch Mortimer liebt materiel: er fällt als Opfer ſeines materiellen Strebens.

Wankelmuth und Gefühlloſigkeit (Leiceſter und Burlaigh) begleiten die Ungläubige. Sie vernichten ſich ſelbſt. Beſonders merkwürdig iſt das Erſcheinen und Abgehen beyder Königinnen. Maria tritt mit dem Kreuze auf, und verſchwindet wieder damit, geläutert von jedem Erdenſchmerze. „Jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erden,“ ſind ihre letzten Worte: durch dieſe ſteigert ſie ſich zur Heiligen, und vollendet ihre tragiſche Würde. Von allen beweint ſtirbt ſie den Erdentod. Eliſabeth tritt mit einem Treubruche an dem Geliebten auf, und bleibt, von allen verlaſſen, am Ende allein auf der Bühne.

Daß der Unglaube den Sieg davon trägt?

Aeſthetiſch iſt dieß dadurch gerechtfertiget, daß im Trauerſpiele das Große in der Erſcheinung erliegen muß; aber auch davon abgeſehen, iſt Vernichtung ſtets „das Loos des Schönen auf der Erde.“

Die Jungfrau von Orleans.

Johanna trat in der äſthetiſchen Welt auf, wie einſt dort in der geſchichtlichen: eine höchſt überraſchende Erſcheinung, mit welcher man erſt vertrauter werden mußte, ehe man ſich ihr befreundeter, näher fühlen konnte. Ein romantiſches Trauerſpiel hatte Schiller ſein Werk genannt; aber der Begriff der Romantik war noch nicht genug entwickelt und wenig bekannt. Einige Aeſthetiker glaubten das Romantiſche in der Mitwirkung ſolcher überirdiſchen Mächte zu finden, welche die Fantaſie des Dichters ſich frey und ungebunden ſchafft, und deren Daſeyn ſich gleich ſelbſt als erdichtet ankündiget; Feen, Gnomen zum Beyſpiele. Die neueſte Aeſthetik aber ſetzt das Romantiſche dem Antiken ungefähr, wie Schiller das Sentimentale dem Naiven entgegen, und beſtimmt den Charakter des erſteren dahin, daß es ſich als eine unendliche Sehnſucht nach dem Abſoluten und Unendlichen offenbare, während die Kunſt in dem Antiken als das poſitive und realgebildete Unendliche erſcheine, wie etwa in den mythologiſchen Götterdichtungen der Griechen. Allein dieſe Eintheilung kann Schiller wohl ſchwerlich im Auge gehabt haben, weil alle neuere Kunſt jenen Charakter der Romantik haben muß, und folglich auch alle Schilleriſchen Trauerſpiele romantiſche Tragödien heißen könnten.

Mochte Schiller auch das Wort wie immer genommen haben, ſo war doch die Anwendung dieſes Verhältniſſes auf das Trauerſpiel ganz neu und ungewöhnlich. Die griechiſchen Stücke, in denen ir-

gend eine Gottheit einwirkt, können dieſer Gattung nicht zugezählt werden; die ſpaniſchen Tragödien dieſer Art hatte man lange als Muſter des Ungeſchmackes verworfen; die Tendenz der franzöſiſchen Bühne war weit entfernt, eine ſolche Freyheit zu geſtatten, und ſelbſt die wenigen Stücke Shakespeares, in welchen ähnliche Dinge vorkommen, z. B. der Sommernachtstraum, ſtanden in ſehr zweifelhafter Achtung. Von den Deutſchen hatte nun vollends keiner noch jenen Weg betreten.

Nach allem dieſem war es in der That nicht ſo leicht, den rechten Anſichtspunct für die Jungfrau zu finden. Man hatte ein hiſtoriſches Stück erwartet, hatte gehofft, Schiller würde, ohne übernatürliche Hülfe zu brauchen, den Charakter einer Jungfrau, die aus hohem Sinne und glühendem Patriotismus ihr Vaterland rettet, bloß aus den Tiefen der menſchlichen Seele entwickeln, die er in ſeinen früheren Werken ſo glücklich ergründet hatte, — und jetzt fand man eine Gottbegeiſterte, die nur als Werkzeug einer höheren Hand wirkte, die jede Freude des Lebens verliert, ſo bald ſie ihr menſchliches eigenes Wollen jenem mächtig herrſchenden Befehle entgegenſtellt. In wie fern dadurch vielleicht ein höherer Zweck der Dichtkunſt erreicht werde, wenn über ihr das myſtiſche Dunkel verborgener Mächte ruhe, kann hier nicht entſchieden, ja nicht einmahl unterſucht werden. Nur ſcheint es gewiß, daß der Dichter durch eine ſolche Behandlungsart an allgemeiner Wirkung verliere. Mag immer Schiller an dieſem Werke mit beſonderer Vorliebe gehangen haben, mag es die neue Schule auch

noch so emphatisch erheben, dennoch läßt es sich schlechterdings nicht läugnen, daß es in Hinsicht auf ergreifende Wirkung hinter Don Carlos und Maria Stuart weit zurück bleibt. Denn wenn es auch die edelste Stufe des Kunstgenusses wäre, das Dargestellte nur in seiner objectiven Form, abgesondert von allem unseren Persönlichen und Individuellen zu betrachten (eine sehr gefährliche Höhe, welche schon der unbestimmten regen Speculation den freyesten Spielraum läßt); so ist es doch dem bey weitem größten Theile der Menschen natürlicher, sich mit Wärme für das zu interessiren, was wir, wenn gleich in geringerem Grade oder in veränderter Richtung, in dem eigenen Busen fühlen. Und dieses ist es auch, was ewig bleiben muß, weil ewig die Menschennatur in ihren Anlagen und Richtungen unverändert bleibt.

Nun über einige anscheinende Sonderbarkeiten in der Anlage des Planes einige Worte.

Der Prolog, gewöhnlich nur bestimmt, das Historische, Locale und Temporelle darzustellen, indessen die Charaktere in dem Stücke selbst sich zeigen sollen, eröffnet hier die Handlung selbst. Es ist nicht bloß Exposition des Wo und Wann, es ist schon das Eintreten in die Bahn, wenn Johanna sich den Helm zueignet, und „nichts von Verträgen!“ ruft.

Es fällt auf, daß Johanna gleich Anfangs in dem zweifelhaften Lichte erscheint, ob ihre Eingebungen wirklich von der hohen Himmelskönigin herrühren, oder ob nicht doch vielleicht tückische und unterirdische Mächte daran Theil nehmen. Denn nicht jene heilige Kapelle ist es, wohin das Mädchen flüchtet, woher

ihr die Träume, die Eingebungen kommen, es iſt der geheimnißvolle Unglück drohende Druidenbaum, der ihr Verhalten und ihre Schritte beſtimmt. Aber mit weiſer Kunſt hat der Dichter ſchon zu Anfange jene entſcheidende Scene eingeleitet, wo Thibaut ſeine Tochter der Hexerey anklagt. Johanna ſelbſt iſt weit entfernt, dieſer Eiche und ihren Wunderkräften zu mißtrauen; ſie gedenkt ihrer mit Ehrfurcht vor dem Könige:

Und eine heilge Eiche ſteht darneben,
Durch vieler Wunder Segenskraft berühmt,
Und in der Eiche Schatten ſaß ich gern,
Die Herde weidend, denn mich zog das Herz.

Auch war es dieſer Baum, unter welchem die heilige Jungfrau Johannen erſchien. Daß ſie Anfangs ihrem Vater nicht widerſpricht, wie er ſo wohl ſeine Meinung von dem Baume, als über ihr übriges Verhalten vorrückt, läßt ſich nur dadurch erklären, daß Johannens tiefes, in ſich verſunkenes Gemüth auf alles außer ſich nicht achtet, und unverwandten Auges, auf ihre hohen Zwecke gerichtet, an den Irrthümern und Freveln der Sterblichen keinen Antheil nimmt.

Eine Gottbegeiſterte ſcheint in dieſer Eigenſchaft ein unanſchaulicher der poetiſchen Darſtellung nicht fähiger Charakter zu ſeyn; doch hat uns der Dichter dadurch, daß er Johannen des Dauphins geheimes Gebeth eröffnen und Salisburi's Tod verkündigen

läßt, die Heldinn als inspirirt dargestellt, wenn auch ihre Thaten durch Enthusiasmus möglich bleiben.

In so fern in einem Schauspiele das Uebernatürliche angewendet wird, geht es keineswegs in ein Mährchen über; denn im letzteren ist das Uebernatürliche die eigentliche Natur, und bleibt von dem Menschen abhängig, da hingegen im Schauspiele überhaupt und im vorliegenden besonders das Natürliche die Regel und das Uebernatürliche die Ausnahme bildet, der Mensch aber hier in seiner Abhängigkeit von den höheren Mächten erscheint.

Man hat die Scene vielfältig getadelt, wo Johanna zu Rheims auf alle Vorwürfe ihres Vaters nichts antwortet, dem zärtlichen Andringen ihrer Werber widersteht, und stumm und gebeugt das Schrecklichste über sich ergehen läßt, ungeachtet sie jede Betheuerung ihrer Unschuld retten mußte. Aber Johanna fühlt sich in diesem Augenblicke nicht unschuldig, nur daß ein anderes Verbrechen, als das ihr aufgebürdete, ihren belasteten Busen drückt. Sie hat ihren hohen Beruf entheiligt, hat der Männerliebe Raum gegeben, und trägt nun geduldig jene Strafe des Himmels dafür, durch die sie dem tödtenden, zerstörenden Bewußtseyn ihres Fehlers entrissen wird, und die hohe Gemüthsruhe wieder erhält. In der vierten Scene des fünften Acts findet man in Johanna's eigenen Worten die Auflösung dieser Schwierigkeit angedeutet.

Vorzüglich war es die Erscheinung des schwarzen Ritters, welche man allgemein überflüssig und sonderbar fand. Sollte sie wirklich gar nicht in die

Handlung eingreifen? Wie, wenn es nun gerade diese Erscheinung wäre, welche jene entscheidende Scene zwischen Johannen und Lyonel veranlaßte? — Wenn Johanna zuerst durch ein Blendwerk verwirrt, von ihrem hohen Standpuncte herabgezogen, an ihrem Glauben irre gemacht werden mußte, ehe sich ihre Brust irdischen Regungen öffnen konnte? — Der schwarze Ritter erscheint geheimnißvoll, seine Reden sind prophetisch und gebiethend, wie sie sonst aus Johanna's Mund gingen:

Mir
Ist nicht bestimmt von deiner Hand zu fallen.

Seine Warnungen sind so hämisch vermischt mit jenen frohen Bildern, die Johanna's Siege krönen sollen; sein grauenvolles Verschwinden, alles das muß den Muth der Jungfrau lähmen, und so geht sie nur mit halber Seelenkraft mehr dem neuen Kampfe entgegen. Ohne diese Erscheinung würde Lyonels Anblick nicht so gewirkt, wahrscheinlich würde sie auch ihn ihrer Bestimmung geopfert haben.

Klingemann hat in der eleganten Zeitung den schwarzen Ritter als Talbots Geist zu erklären gesucht, und in der That hat diese Hypothese etwas für sich. Erstens Johanna's bedeutende Worte:

Hätt' ich
Den kriegerischen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen sehn, so sagt' ich, du wärst Talbot.

Dann vorzüglich die Betrachtung, wie Talbots Charakter mit den übrigen so ganz von dem Daseyn höherer Wesen überzeugten Personen einen auffallenden Contrast bildet.

Man lese noch im dritten Acte, sechste Scene, Talbots letzte Worte. Daß der Geist eines Mannes, der an seiner Fortdauer zweifelte, erscheine, ist allerdings eine ergreifende Idee, und wohl geeignet das romantische Wesen des Ganzen zu erhöhen. Aber hätte der Dichter in diesem Sinne durch den schwarzen Ritter wirken wollen, so hätte er auch diese Idee anschaulich und bestimmt ausgedrückt, anstatt nur so etwas anzudeuten, was weniger in die Augen springt und wovon, selbst nach allerley Gründen und Schlußfolgen, nicht jedermann überzeugt wird.

Ueberhaupt hat Schiller auf die Charakterisirung in diesem Werke eine auch ihm nicht gewöhnliche Sorgfalt verwendet, und die Tiefe seines bildenden Genies glänzend gezeigt. Johanna ist voll einfacher, bescheidener Hoheit, voll schöner Anspruchslosigkeit und Demuth in allem, was bloß sie betrifft, wo bloß ihre Menschlichkeit ins Spiel tritt. Aber wie ganz anders, wenn sie in ihrem Berufe als die begeisterte Retterinn handelt. Die Scene, wo sie zuerst die Offenbarung ergreift, ist mit unendlicher Würde und Erhabenheit geschrieben; die Jungfrau spricht mit all' jenem Feuer, das dieser entflammten Seele zukommt. Eben so ist auch ihre Rede zum Herolde: dieß Feuer steigt beynahe zur heiligen Wuth in der Scene mit dem jungen Schottländer, die sehr sichtbar an eine ähnliche in der Iliade erinnert, wo ein frischer blü-

fender Jüngling eben so vergeblich von dem rachgierigen Peliden sein Leben erfleht. Und als sie den Herzog von Burgund zur Wiedervereinigung mit Frankreich bewegt, wie kindlich einfach und doch überzeugend ist nicht ihre Rede! Nachdem sie aber ihr Gelübde verletzt hat, als sie sich nicht mehr schuldlos weiß, da sinkt sie auch zum Weibe herab, da wirft sie sich in Sorels Arme, da wünscht sie mit Sehnsuchtsthränen ihre Jugend und ihre friedliche Hütte zurück.

Schiller hat in allen reiferen Werken, seines hohen Genius würdig, schneidende Gegensätze verschmäht. Mild ist auch hier die edle, gutmüthige, hingebende Agnes mit der heroischen Jungfrau contrastirt. — Dieses liebende Gemüth, das so fest, so innig an ihrem Carl hängt, das jedes Glück, jede Wonne nur in ihrem Geliebten findet — wirklich es bedurfte eines Schiller, uns Johanna's verklärte und überirdische Größe so interessant zu machen, wenn sie neben Sorels menschlicher Liebenswürdigkeit nicht in Schatten zurücktreten sollte!

Auch der siebente Carl, der gutmüthige, leichtsinnige, schwache, aber doch edelherzige und zartfühlende Dauphin, vortrefflich ist er mit allen diesen Eigenschaften ins Leben gerufen. Ein sehr glücklicher Gedanke des Dichters war es, Johannen bei ihrem ersten Gespräche mit dem Könige des letzteren einsame Gebethe in den prophetischen Mund zu legen. Ein König, der Gott bittet, ihn für sein Volk zum Opfer zu erwählen, der sich nur drey Güter von dem Herrn des Lebens erbittet:

Die zufried'ne Bruſt,
Des Freundes Herz und ſeiner Agnes Liebe,
der verdient es allerdings, daß göttliche Mächte an ſeiner Errettung unmittelbaren Antheil nehmen. Auch Burgund, der ſchwankend Unentſchloſſene, die boßhafte Königinn, der kühne, wilde Hohn ſprechende aber tapfere und hochherzige Talbot, der ſchöne Lyonel ſogar, alle treten friſch und keck ins Leben hervor, und regſam greifen ſie in die wohl gefügte Handlung. Johanna's Vater, der redliche, nur zu ſorgſame Thibaut, iſt charakteriſtiſch mit wenigen Zügen entworfen. Und der edle Baſtard, der tapfere und beſcheidene Lahire — alle ſind mit gleicher Individualität bekleidet, wie durch einen Zauberruf ſcheint ſie des Dichters Genie aus dem Schlummer vergangener Jahrhunderte wieder ins Daſeyn zurückgebannt zu haben.

Noch müſſen wir einer Scene gedenken, welche nur durch eine andere als die dramatiſche Vollkommenheit, nähmlich durch die epiſche, gefallen kann. Es iſt die Scene zwiſchen Johanna und Montgomery. Sie erinnert faſt zu buchſtäblich an Homer, ja ſie ſcheint früher, ohne Bezug auf die Stelle, die ſie hier einnimmt, geſchrieben worden zu ſeyn. Denn iſt es wohl Stätigkeit, wenn Johanna ſchon geſagt hat:

Nicht mein Geſchlecht beſchwöre! Nenne mich nicht Weib.
Gleichwie die körperloſen Geiſter, die nicht freyn
Auf ird'ſche Weiſe, ſchließ ich mich an kein Geſchlecht

Der Menſchen an, und dieſer Panzer deckt kein Herz —

Daß dann Montgomery erſt ſeinen Spruch recht anfängt mit den Worten:

O bey der Liebe heilig waltenden Geſetz,
Dem alle Herzen huldigen, beſchwör' ich dich.
Daheim gelaſſen hab' ich eine holde Braut,
Schön, wie du ſelbſt biſt, blühend in der Jugend-Reitz.
Sie harret weinend des Geliebten Wiederkunft,
O wenn du ſelber je zu lieben hoffſt, und hoffſt
Beglückt zu ſeyn durch Liebe! Trenne grauſam nicht
Zwey Herzen, die der Liebe heilig Bündniß knüpft.

Eben ſo epiſch, und wenn man will, Homeriſch, iſt im Prolog die Beſchreibung der Anſtalten zur Belagerung von Orleans, und die Aufzählung der Völker, welche mit dem Burgund vorbeygezogen kamen. Man ſehe den Prolog, dritte Scene.

In der nähmlichen Scene ſetzt ſich Johanna den Helm auf, während ſie mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf Bertrands Worte horcht. Da dieſes Aufſetzen des Helms die kriegeriſchen Abſichten Johanna's ausdrückt, ſo wäre es ſchicklicher geweſen, wenn dieß erſt bey den Worten geſchähe:

Nichts von Verträgen, nichts von Uebergabe.

Es können ſich zu einem Schauſpiele mehrere

Künſte dynamiſch vereinigen, wie dieſes auch in der großen Oper am meiſten geſchieht, wo Inſtrumental- und Vocalmuſik, Tanz und Mahlerey ein dahinreiſſendes Ganzes bilden. In der Jungfrau von Orleans zeigt der vierte Act eine ſehr glückliche Benutzung der Muſik. Man höre den langen Monolog unter einer von dem Dichter angedeuteten und vorausgeſetzten Muſik declamiren, und man wird fühlen, daß hier Poeſie und Muſik eine die andere trage und hebe. Zwiſchen der fünften und ſechsten Scene des dritten Acts iſt zwar die Muſik auch an ihrem Platze, aber ſie iſt mit dem Schauſpiele nur mechaniſch vereinigt, und wirkt nur als Zwiſchenſymphonie.

Die Behandlung des Metrums in dieſer Tragödie verdient alle Aufmerkſamkeit. Wir finden hier erſtens Verſe, die der Proſa gleich ſind; z. B. wenn die Soldaten rufen!

Das Mädchen! mitten im Lager?
Nicht möglich, nimmer mehr! Wie kam ſie in das Lager?
Durch die Luft! der Teufel hilft ihr!
Flieht! flieht! wir ſind alle des Todes.

Zweytens finden wir Jamben, welche ſtellenweiſe in Reime übergehen. Drittens ganze, größere Partien, die in beſtimmten, gereimten Versmaſſen abgefaßt ſind. Dieſe drey Grade des Rhithmus geben eine bezaubernde Mannigfaltigkeit und Angemeſſenheit der Sprache zum Gegenſtande, und erleichtern den Uebergang in der Schilderung der Seelenzuſtände. Siehe

z. B. den Prolog, dritte Scene. Das Ende, wo aus den reimlosen Jamben der Uebergang auf Johanna's herrliche Abschiedsstanzen durch die Worte Thibauts und durch die erste Stanze selbst allmählich vor sich geht.

Bey Gelegenheit dieser Tragödie hat ein Kunstrichter eine Bemerkung über den Reim gemacht, nach welcher dieser nicht durch die Aehnlichkeit des Schalles, sondern durch einen leisen Parallelismus der Gedanken und Bilder gefällt. In den Beyspielen, die er anführt, findet sich nur die Parallele der Aehnlichkeit, mit welcher man aber zur Erklärung der guten Wirkung glücklich allein nicht auslangt, wenn man nicht auch eine Parallele des Gegensatzes annehmen will.

Die Jungfrau von Orleans ist so reich an trefflich gereimten Stellen, die allerdings zur Bestätigung dieser Theorie dienen, und deren Vortrefflichkeit durch letzere erst recht erkannt werden kann, daß wir eine kleine Nachweisung nicht unterlassen können.

Wir nehmen z. B. die zweyte Strophe von Johanna's Abschiedsrede:

Ihr Plätze aller meiner stillen Freuden
Euch laß' ich hinter mir auf immerdar!
Zerstreuet euch ihr Lämmer auf der Heiden,
Ihr seyd jetzt eine hirtenlose Schar.
Denn eine and're Herde muß ich weiden
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
So ist des Geistes Ruf an mich ergangen;
Mich treibt nicht eitles irdisches Verlangen.

Man leſe jetzt langſam bloß die Reime herab, als: Freuden, immerdar, Heiden, Schar, weiden, Gefahr, ergangen, Verlangen, und frage ſich, ob Heiden nicht auf die Freuden erinnere und ſie erkläre? Daß Weiden die Heide zurück rufe, iſt für ſich klar. Von Schar iſt die Beziehung auf immerdar ſehr unbeſtimmt, und alſo weniger gerathen. Hingegen bildet Gefahr mit der oben hirtenloſen Schar ein lebendiges Ganzes; Ergangen, als etwas Leidendes in Johanna hängt mit Verlangen, durch den Contraſt zuſammen.

Oder betrachten wir die vierte Strophe:

In rauhes Erz ſollſt du die Glieder ſchnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Bruſt,
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit ſünd'gen Flammen eitler Erdenluſt;
Nie wird der Brautkranz deine Locke zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Bruſt,
Doch werd' ich dich mit kriegeriſchen Ehren,
Vor allen Erdenfrauen dich verklären.

Man mache wieder die nähmliche Probe, und man wird ſehen, wie hier ein Vers den andern durch den Reim anreget, und dadurch ſelbſt an poetiſcher Fülle gewinnt. Es wird dem Leſer leicht ſeyn, dieſe Reflexionen fortzuſetzen. Nun nur einige Proben mißlungener Reime aus dem Monolog des vierten Actes. In der letzten Strophe leſen wir:

Kümmert mich das Loos der Schlachten,

Mich

Mich der Zwist der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des stillen Berges Höh'!

Wem gefällt wohl hier der Reim. Könige, Höh'! Die Sylbe ge, als lang gebraucht, ist hier für sich unangenehm, und Höh', das in einer Sylbe seinen Stammlaut sowohl als seine Beugung einschließt, kann nur eine müßige Ausgangssylbe dem Ohre anklingen machen. Die Länge und Betontheit der Beugungssylben ist es auch, was die Griechen und Römer in ihrer Sprache zu reimen abgehalten hat, und was die italiänischen Dichter veranlaßte, in den Reimen gewisse kürzere Formen der Participien vorzuziehen.

Den nähmlichen Vorwurf müssen wir bey der ersten Strophe dieser Elegie anbringen:

Wär'st du nimmer mir erschienen
Hohe Himmelskönigin!
Nimm, ich kann sie nicht verdienen,
Deine Krone, nimm sie hin.

In dem früher angeführten Abschiedsliede (dritte Strophe) ist unter den Reimen das Wort: Isai's, der Genitiv eines eigenen Nahmens, mit dem man nie reimen kann, ohne einen leeren oder komischen Reim zu machen.

Doch mag wohl hier Isai uns mehr als ein Gattungsnahme aller Väter erscheinen; denn wie klingt es nicht, wenn wir im Wallenstein lesen:

Ey, Potz Blitz!
Das ist ja die Gustl von Blasowitz.
Eben so leer ist der Reim:

Wohl taugt ihr mit dem Schwerte drein zu schlagen,
Der Franke nur weiß Zierliches zu sagen.

Wir erinnern noch, daß, wenn das Wohlgefallen an dem Reime auf der Aehnlichkeit des Klanges beruhete, dieses desto größer seyn müßte, je größer diese Aehnlichkeit wäre, und am größten bey der Wiederholung des nähmlichen Wortes. Und doch kann man nur ein Wort mit sich selbst reimen, wenn die Bedeutung desselben sich ändert, z. B. aus dem Hauptwort zum Zeitworte wird.

Dem Lobspruche der Kritiker, daß Schillers Muse, die nach und nach aus dem Leben zur Gestalt überging, diese beyden Tendenzen in der Jungfrau von Orleans in das schönste Gleichgewicht setze, fügen wir nur noch Schillers eigenes Urtheil darüber bey:

Doch, wie du selbst aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferinn wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu,
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben;
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

Die Braut von Meſſina.

Schiller hat dieſer Tragödie eine Vorrede über den Gebrauch des Chors in der Tragödie vorausgeſchickt, die für die Philoſophie der Kunſt eine vielleicht noch größere Merkwürdigkeit iſt, als die Braut von Meſſina ſelbſt für die tragiſche Poeſie, und die hier um ſo weniger übergangen werden kann, weil die darin aufgeſtellte Theorie dem Kunſtwerke zur Erklärung und Begründung dient, in ihrem erſten Keime vielleicht dieſes Kunſtwerk ſelbſt hervorgebracht hat, und wohl nachher zur Rechtfertigung desſelben erſt völlig, wie wir ſie hier vor uns haben, entwickelt und ausgebildet worden iſt.

Der ſummariſche Inhalt dieſer Vorrede iſt dieſer: Um dem Chore ſein Recht zu thun, muß man ſich von der wirklichen Bühne auf eine mögliche verſetzen. Dieß verſteht ſich aber ohnehin von ſelbſt; denn der Dichter ſtrebt einem Ideale nach. Wahre Kunſt ſoll den höchſten Genuß verſchaffen; der höchſte Genuß aber iſt die Freyheit des Gemüthes in dem lebendigen Spiele aller ſeiner Kräfte. Es iſt ihr nicht um momentane Täuſchung und kurze Entfeſſelung von den Schranken der Wirklichkeit zu thun; ſie will den Menſchen in der That frey machen, indem ſie eine Kraft in ihm weckt, die Sinnenwelt, die ſonſt als blinde Macht auf ihn drückt, in eine objective Ferne zu rücken, und das Materielle durch Ideen zu beherrſchen. Sie ſtrebt alſo nicht nach Wahrſcheinlichkeit, die ſich an die gemeine Erfahrung hält, ſondern nach Wahrheit ſelbſt, die den Geiſt der Natur, welche

überhaupt nie ſichtbar werden kann, zwar unter der Decke der Erſcheinungen liegt, aber nicht ſelbſt Erſcheinung iſt, ergreift, und das Innere der Menſchheit zwar nicht den Sinnen, wohl aber der Einbildungskraft darlegt. Sie muß alſo in allen ihren Elementen ſelbſt ideell ſeyn, und kann dazu überall nichts in der Wirklichkeit, wie ſie es findet, brauchen. So die Kunſt überhaupt, ſo insbeſondere die tragiſche. Mit der Illuſion, die man hier fordert, läuft es, auch wenn ſie weit beſſer zu leiſten wäre, doch auf nichts als auf Gauklerbetrug hinaus, da keine theatraliſche Vorſtellung mehr als Symbol der Wirklichkeit iſt. Durch die metriſche Sprache iſt der erſte Schritt geſchehen, die Tragödie poetiſch zu machen, und dem Ziele des Idealen näher zu bringen. Der letzte und entſcheidende wird noch von der Einführung des Chors in der Tragödie erwartet. Die griechiſchen Dichter fanden ihn; den von ihnen dargeſtellten Handlungen war er natürlich; der neuere Dichter muß ihn erſt erſchaffen, indem er mit ſeiner Fabel eine ſolche Veränderung vornimmt, wodurch er ſie in die kindliche Vorzeit und auf die einfache Form des Lebens zurück führt. Ihm iſt der Chor von noch größerem Nutzen, als dem alten, indem er die Tragödie von der gemeinen Wirklichkeit völlig abſondert, und ihr ihren idealen Boden ſichert, indem er ihm alles, was der Poeſie widerſtrebt, unbrauchbar macht, und ihn auf die urſprünglichſten, einfachſten, naivſten Motiven hinauftreibt. Wie der plaſtiſche Künſtler die Gewänder wegwirft, um uns reine menſchliche Formen zu zeigen, ſo ſoll uns der tragiſche Dichter

nur das Unmittelbare des Menſchen, das Innere ſeines Gemüths und Charakters darſtellen. Wie aber jener ſeine Formen mit faltigen Gewändern umgibt, um ſie ſtätig zu verbinden, ſo umgibt dieſer ſeine ſtrenge abgemeſſene Handlung und die feſten Umriſſe ſeiner handelnden Perſonen mit einem lyriſchen Prachtgewebe, dem Chore, worin die letzten ſich frey und edel mit hoher Ruhe und Würde bewegen. Ihm, dem Chor, als mächtig den Sinnen imponirender Maſſe, durch Muſik und Tanz unterſtützt, iſt es vorbehalten, die Reflexion von der Handlung zu ſondern, und die großen Lehren der Weisheit, die aus dieſer hervorgehen, in lyriſch erhabener Sprache auszuſprechen. Er rechtfertigt die poetiſche Sprache auch der handelnden Perſonen, die außerdem herabgeſtimmt werden, oder geſchraubt erſcheinen müßten, und nöthigt den Dichter, alle ſeine Perſonen auf den Cothurn zu ſtellen. Wie er aber Leben in die Sprache bringt, ſo bringt er Ruhe in die Handlung, Ruhe, deren das Gemüth des Beſchauenden mitten unter allem Drange des Affects bedarf, deren ſelbſt die handelnden Perſonen bedürfen, um ſich zu ſammeln, und mit Beſonnenheit zu handeln, da ſie nicht wirkliche Weſen, die der Gewalt des Moments gehorchen, und bloß Individuen darſtellen, ſondern Repräſentanten ihrer Gattung ſind, welche das Tiefe der Menſchheit ausſprechen ſollen. — Zuletzt noch die nicht unbekannte Bemerkung, daß der Chor der alten Tragödie, als eine ideale Perſon, nicht mit den hier und da vorkommenden Opern, Chören und Aufzügen in neueren Trauerſpielen verwechſelt werden dürfe.

Uns scheint es fürs Erste, als ob gegen manche von des Verfassers Prämissen noch verschiedene, nicht ganz geringe Bedenklichkeiten Statt fänden, dann aber noch weit mehr, daß man ihm von diesen Prämissen viele zugeben könne, ohne ihm in den meisten und wesentlichen seiner Resultate beyzupflichten. Recht gut, daß sich der tragische Dichter, wie der Künstler überhaupt, von der wirklichen Bühne auf eine mögliche versetzt, d. h. daß er sich durch das, was auf die Bühne bereits wirklich zur Ausführung gebracht worden, nicht darum allein, als durch das einzig Ausführbare, in seinen Schöpfungen binden läßt, — — nur daß er, wenn das von ihm als (logisch) möglich Gedachte zur Ausführung gebracht werden soll, zuzusehen hat, ob es auch realmöglich, d. h. ausführbar sey. — Recht gut und ganz unbezweifelt richtig, daß er sich das Höchste zum Ziele setzt, und einem Ideale nachstrebt, aber er will und soll ja das Ideale realisiren, und das ist etwas weit Anderes, als sich bloß in Gedanken mit der Composition davon beschäftigen. Hier kann er alle das Gemüth ergetzende Genüsse zur Erreichung des höchsten gedenkbaren Effects in Verbindung setzen, und von dem, was diesen Effect eben vermöge einer solchen Verbindung selbst in der Wirklichkeit stört, abstrahiren: dort werden ihn die Bedingungen der Ausführbarkeit vielfältig beschränken, und zu manchen nicht abzuweisenden Rücksicht nöthigen.

Es ist sehr wahr, daß „die rechte Kunst nur die ist, welche den höchsten Genuß verschafft," aber ganz falsch, was unmittelbar folgt: „der höchste

Genuß iſt die Freyheit des Gemüthes in dem lebendigen Spiele aller ſeiner Kräfte.“ Falſch wird dieſer Satz durch die Auslaſſung eines einzigen, aber höchſt wichtigen Prädicats. Richtiger und vielleicht etwas verſtändlicher möchte er ſo lauten: der höchſte Genuß beſteht in dem freyen, (willkürlichen und ſelbſtthätigen) lebendigen und harmoniſchen Spiele der Kräfte unſeres Gemüthes. Gewiß nicht darauf, daß alle dieſe Kräfte in einem Kunſtproducte durch jede Gattung ſpecifiſch wirkender Mittel ins Spiel geſetzt werden, beruhet der höchſte Genuß und das ihm nachſtrebende Ideale in der Kunſt. Es könnte wohl ſeyn, daß von allen in Bewegung geſetzten Kräften und dazu aufgebothenen Mitteln einige im Verhältniſſe gegen andere geradezu negativ wirkten, woraus denn ſtatt des intendirten höchſten Genuſſes höchſtes Mißbehagen reſultiren dürfte. Schiller gibt zu (worin wir ihm nicht beyſtimmen können), daß, ſo lange dem Chore die ſinnlich mächtige Begleitung der Muſik und des Tanzes fehle, er in der Oekonomie des Trauerſpieles als ein fremdartiger Körper erſcheinen müſſe. Wie wird ihm dieſe Begleitung zu Theil werden? So daß den geſprochenen Partien des Chors Muſik und Tanz zur Seite geht? Schiller hat aber doch ſelbſt ſeine Br. v. M. als Tragödie, die geſprochen werden ſoll, auf die Bühne gebracht. Vom Tanze in dieſer Verbindung ſchweigen wir ganz. Der Chor des vorliegenden Stückes müßte ſich, damit verbunden, ganz eigen ausnehmen. Oder ſollen beyde, geſprochene Poeſie des Chors, und Muſik und Tanz, ſucceſſiv verbunden werden? Das möchte, wie

in unſeren ehemahligen Melodramen, einen getheilten, unſtäten Effect geben, und zu nichts, geſchweige zum echten Idealen führen. Oder ſoll der Chor eigentlich ſingend in dieſer Begleitung einher gehen? Dawider iſt durchaus nichts zu erinnern, nur daß der Stätigkeit halber die Partieen der eigentlich handelnden Perſonen nicht füglich werden declamirt, ſondern muſikaliſch recitirt, oder, nach Befinden, als mehr melodiſcher Geſang müſſen behandelt werden, wozu ſich unter andern der Monolog Beatricens in achtzeiligen Stanzen trefflich eignen müßte. Da würden wir denn vielleicht in naher Uebereinſtimmung mit der griechiſchen Tragödie ein der Oper ähnliches, nur conſequenteres und geiſtvolleres Kunſtwerk erhalten, das in ſeiner Art den höchſten Forderungen des Schönen entſprechen könnte. Ob aber damit unſerer bisherigen neuen Tragödie (wie ſie ſich in den beſten engliſchen und deutſchen Producten zeigt), worin uns die tragiſche Handlung mit ihrer Kataſtrophe und das Intereſſe daran Hauptſache iſt, der Stab gebrochen, ob ſie aus der Reihe der äſthetiſchen Möglichkeit, aus dem Gebiethe des Idealen verwieſen wäre, dürfte billig zu bezweifeln ſeyn.

Wenn übrigens präliminariſch ſelbſt für die äſthetiſche Möglichkeit des Chors in der eigentlich geſprochenen Tragödie noch wenig gewonnen, oder eine μεταβασις εις αλλο γενος dadurch unvermeidlich ſeyn möchte; ſo ſcheint es mit der Nothwendigkeit desſelben noch weniger im Reinen zu ſeyn. Es liegt gewiß wahrer und tiefer Sinn in dem Gedanken: „daß es der echten Kunſt nicht genügen darf, uns in

einen kurzen Traum von Freyheit zu verſetzen, daß es ihr Ernſt damit iſt, uns wirklich frey zu machen, d. h. eine Kraft in uns zu wecken, zu üben und auszubilden, vermöge der wir die ſinnliche Welt, die ſonſt nur als ein roher Stoff auf uns laſtet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objective Ferne rücken, in ein freyes Werk unſeres Geiſtes verwandeln, und das Materielle durch Ideen beherrſchen."

So wohl der echt äſthetiſche Genuß als die ſchöpferiſche Erzeugung des Schönen bringt es mit ſich, daß unſer Gemüth in Freyheit geſetzt werde, daß der Sinneneindruck nicht uns beherrſche, ſondern von uns beherrſcht werde, daß uns die Sinnenwelt in eine objective Ferne gerückt, d. h. daß ſie für uns Object der Beſchauung (nicht bloß Stoff blinder Anſchauung und Empfindung) werde, und daß wir uns — beydes ſind Correlata — als ſelbſtthätiges Subject von dem dargeſtellten Objecte im Bewußtſeyn zwar nicht mit logiſcher Deutlichkeit, doch practiſch unterſcheiden. Dieß iſt der Fall ſchon bey Werken plaſtiſcher Schönheit im Raume, möge ſie uns nun die Kunſt oder Natur ſelbſt darſtellen; unſere Fantaſie muß ſie ſelbſtthätig ergreifen, und ihre Elemente ſich in ſolche Verhältniſſe geordnet vorſtellen, daß daraus das Gefühl und das Urtheil entſtehe, hier ſey den in unſerm Gemüthe liegenden Geſetzen des Schönen entſprochen. Dieß iſt noch einleuchtender bey pragmatiſchen Kunſtwerken der Fall. Hier verfährt das Gemüth noch fühlbarer mit productiver oder willkürlich reproductiver Selbſtthätigkeit, abſtrahirt, wo nicht von der gegebenen Wirklichkeit ſelbſt, doch von allen individuel-

len, ihm dermahlen hinderlichen Schranken derſelben, hält ſich bloß an die allgemeinen Bedingungen dieſer Wirklichkeit, an die allgemeinen Geſetze des Raumes, der Zeit und der Cauſalität, und reihet ſich die Begebenheiten, die übrigens ohne Ausnahme alle in der Wirklichkeit gegeben ſeyn können, ſo zuſammen, wie ſie ſich zunächſt auf einander beziehen, um ein Ganzes vor ſich zu haben, das nach den Ideen des allgemein Wohlgefallenden, des Harmoniſchen und in ſich Congruenten, der Zweckmäßigkeit ohne Zweck conſtruirt iſt, und in welchen genügende Cohärenz und Richtigkeit der Motive, vollkommene pſychologiſche und moraliſche Nothwendigkeit (die letzte für befriedigende Relation auf die moraliſche Weltordnung genommen) herrſcht. Dieß iſt nicht nur die Praxis des Dichters, ſondern eben ſo gewiß auch deſſen, der ſein Kunſtwerk genießt, und dabey unſtreitig an der Schöpfung desſelben nach und unter den nähmlichen Ideen Theil nimmt, woraus dann eben, je beſſer es gelungen iſt, und jenen Ideen entſpricht, bey uns die Einbildung zu erklären iſt, wir würden es auch ſo gemacht haben, — in uns das Bewußtſeyn deſto lebendiger wird, daß wir hier ein Object nicht der unwillkürlichen Anſchauung, ſondern der willkürlichen Beſchauung vor uns haben, und allerdings die Sinnenwelt in ein freyes Werk unſers Geiſtes verwandelt, das Materielle von uns durch Ideen beherrſcht wird. So gewiß dieſer Gemüthszuſtand (der jedoch von Schiller mit den obigen Worten nicht beſtimmt und ſpecifiſch genug bezeichnet ſeyn dürfte; denn durch

jede auch rein logiſche oder bloß moraliſche Geiſtesthätigkeit, durch Erkenntniß des Wahren und Uebung des Guten, wie durch Contemplation des Schönen wird uns dieſe Freyheit, dieſe Sonderung unſers Subjects von den Objecten, dieſe Beherrſchung des Materiellen durch Ideen verſchafft: aber die Gattung von Objecten, die Art der Ideen, von welcher die Rede iſt, macht den ſpecifiſchen Unterſchied aus) — ſo gewiß alſo dieſer Gemüthszuſtand die Folge jedes individuellen äſthetiſchen Genuſſes oder Schöpfungsactes iſt, ſo gewiß wird durch öftere Wiederholung beyder dem Gemüthe eine Fertigkeit darin zu Theil, oder, welches daſſelbe iſt, erhält unſere Fantaſie und unſer Gefühl dadurch höheren Schwung, wird unſer Schönheitsſinn dadurch geſchärft, berichtigt und veredelt, was denn mit gutem Fuge auch als Zweck der Kunſt überhaupt, und, wie weit der Effect davon uns dieſem Zwecke näher bringen hilft, als Maßſtab von der Güte des einzelnen Kunſtwerkes betrachtet werden kann. Von einem beſtimmten hierauf gerichteten Zwecke des Künſtlers, indem er ſein Werk hervorbringt, kann übrigens nicht die Rede ſeyn, indem hierbey, außer der realiſirten Idee dieſes Werkes ſelbſt an keinen fremden Zweck zu denken iſt. — Eingeräumt, was ſehr treffend von der doppelten Einſeitigkeit des Künſtlertalentes erinnert wird, deren einem bey treuem Auffaſſen zufälliger Naturerſcheinungen, die ſchöpferiſche Dichtkraft, dem andern bey reger Fantaſie Gemüth und Charakter verſagt iſt — zugeſtanden endlich, daß die Natur (in äſthetiſcher, ſo gut wie in phyſiſcher und moraliſcher

wohl als innere Harmonie und Congruenz ist das erste, wenigstens negative Gesetz des idealen Kunstwerkes, und die Beobachtung dieser äußeren Congruenz, ohne die es auch um gebührende Haltung der inneren, der höheren, eigenthümlichen und universalen Wahrheit des Kunstwerkes, um Beachtung aller wahrhaft motivirenden Motiven mißlich aussehen möchte, sie und nichts mehr ist es, die sich jeder liberalere Kunstfreund unter Illusion denkt, dem es sehr gleich viel ist, ob der Schauspieler, der den Othello spielt, schwarze Augen, eine platte Nase und aufgeworfene Lippen hat, aber zur Erklärung der Katastrophe nicht gleich viel, ob er ein Mohr ist oder nicht, und der die Ueberzeugung nicht aufgeben kann, daß die Natur, eben weil sie, ohne selbst Erscheinung zu seyn, doch unter der Hülle der Erscheinungen liegt, auch nicht anders, als durch Erscheinungen, die sich nach allgemeinen Bedingungen der Wirklichkeit nicht selbst unter einander zerstören, in körperliche Form gebunden und zur Perception der Fantasie gebracht werden kann. Sehr willkürlich und auf die Verwechselung der Begriffe nicht ohne nachtheiligen Einfluß ist der Gebrauch, den Schiller von den Worten Symbol und symbolisch macht, wo er die dramatische Darstellung auf unserer Bühne charakterisirt. Symbol oder Sinnbild einer meistens gar nicht unter eine sinnliche Totalvorstellung zu bringenden Sache ist etwas an sich von dieser Sache ganz Heterogenes, was aber durch gewisse Analogien die Erinnerung an jene Sache erweckt, und gewisse Eigenthümlichkeiten derselben anschaulich macht, wie z.

B. der Thron für das Symbol von der bürgerlichen Obergewalt und Erhabenheit des Fürſten gelten kann. Wer hat aber noch je das Bild einer Perſon ihr Symbol genannt? und Bild, ſucceſſiv dargeſtelltes Bild einer als wirklich gedachten, oder wirklich geſchehenen Handlung iſt es, was uns die Bühne zeigt, der in Architektur wohl eine perſpectiviſche, aber keine ſymboliſche heißen kann. Was alſo in dieſem Bilde dem Abgebildeten nicht entſpricht, und uns eine in ſich zuſammenhängende Vorſtellung davon zu machen hindert, muß billig von der Darſtellung ausgeſchloſſen bleiben; eine Forderung, von der ſich das Symbol hier und da wohl füglich diſpenſiren könnte. Daß übrigens Schiller die Illuſion und die Rückſicht auf Wahrſcheinlichkeit nicht für ſo entbehrlich hält, als man nach ſeinen wegwerfenden Aeußerungen vermuthen ſollte, gibt er damit zu erkennen, indem er geſteht, daß der Chor der Tragödie der Alten natürlich geweſen ſey, und daß wir ihn, um ihn in die unſrige wieder einzuführen, natürlich machen, nähmlich die Fabeln unſerer Tragödien in die kindliche Vorzeit und in die einfache Form des Lebens zurück verſetzen müſſen, indem er auch ſeinen Chor in der Braut von Meſſina ſich an nicht wenigen Stellen ſelbſt rhythmiſch zu der dem Volke natürlichen Sprache herabſtimmen läßt. Aber wie? liegt denn das echt Tragiſche, zu Idealen ſich Eignende, nicht ſo wohl in der Handlung ſelbſt, und den handelnden Perſonen als in ihren Umgebungen, die nie einfach und beſchränkt, die immer nur von weitem prachtvollen Umfange ſeyn ſollten? Kann es keinen andern wahrhaft tragiſchen Stoff

geben, als der uns nöthigte oder erlaubte, „die Paläste der Könige wieder aufzuthun, die Gerichte unter freyen Himmel heraus zu führen, die Götter wieder aufzustellen, und die Fabel vor dem Volke spielen zu lassen? Läßt sich das Unmittelbare des Menschen auch selbst in jener einfachen Form des Lebens nicht anders als in solcher Publicität zeigen? Ist aus unserer heutigen Welt das echt Humane so ganz gewichen, daß es uns in seiner schlichtesten Form, frey gehalten von beleidigenden modernen Umgebungen, nicht auch ansprechen, um so mehr, weil es uns näher liegt, ansprechen, und das Tiefe der Menschheit sich für uns darin aussprechen, — daß das Ideale davon ausgeschlossen seyn, und uns dadurch nicht der edelste, ästhetische Genuß sollte können gewährt werden? Das Ideale, ursprünglich Humane ist weder an irgend ein Zeitalter noch an Königs Paläste und Volksversammlungen, und an den Kothurn und die lyrische Sprache, die dort an ihrer Stelle sind, gebunden; das tragische Kunstwerk ist allen seinen Theilen nach ideell, in welchem alle diese Theile sich zu einem Ganzen, das als Ganzes vollendet ist, und durch sie vollendet wird, vereinigen, in welchem ein rein menschlicher, echt pathetischer Stoff aufgestellt, eine wahrhaft interessante Handlung in richtiger Fortschreitung, unter angemessenen Vorbereitungen und bündigen Motiven zum Ziele gebracht wird, in welchem die Personen, so wie es ihren rein menschlichen und menschlich interessanten Charakteren und den Verhältnissen des Ganzen und aller ihrer Umgebungen angemessen ist, damit der Effect sich nicht selbst zerstöre,

handeln

handeln und sprechen, allen dem Geiste des Ganzen entgegenstrebenden ästhetischen Putz verschmähend sprechen. Nichts schließt dem zu Folge die Möglichkeit der innerhalb der Schranken des häuslichen Lebens spielenden Tragödie aus, wie eine Emilia Galotti u. a., in denen nicht nur der Chor undenkbar, sondern, da insbesondere unsere Prosa sich so sehr vervollkommnet hat, und so vieler die Sprache der verschiedensten Stände und Bildungsstufen bezeichnenden Nüancen fähig geworden ist, die rhythmische Sprache selbst außer ihrer Stelle seyn möchte. Wohl aber dürfte die Theorie kein ungegründetes Vorurtheil gegen sich haben, der eine solche Einseitigkeit zur Last fällt, und vermöge deren uns Kunstwerke, die uns bisher den erquickendsten Genuß gewährten, und die das Verdienst hatten, mit einem weit einfacheren Apparat, und einer weit anspruchloseren, minder durchscheinenden Machinerie den höchsten Effect zu erreichen, ins Reich der ästhetischen Undinge verwiesen werden.

Was nun die Rechtfertigung des Chors durch Vergleichung mit den faltigen, die Gruppen stätig verbindenden Gewändern plastischer Kunstwerke anlangt; so ist davon nicht viel zu sprechen, weil dadurch für Bestimmtheit der Begriffe wenig gewonnen wird, und um so weniger, indem bald von Gewändern des Bildhauers, bald von Farbenmischung des Mahlers gesprochen wird, weil die Aehnlichkeit, eben wo es einen Hauptpunct gilt, viel zu entfernt und unvollkommen ist, indem plastische Kunstwerke einen permanenten, dramatische einen durch Fortschreitung

der Handlung hervorgebrachten Effect gewähren, und weil endlich dieſe Aehnlichkeit bey der zur Vergleichung gebrauchten Sache auf nichts Nothwendigem beruhet, alſo oft völlig wegfällt, oder gegen den Verfaſſer zeugt; denn es gibt ja treffliche Werke der Bildhauerey und Mahlerey — ohne Gewänder.

Befremdend und läſtig iſt die auf einmahl eintretende Verwechſelung der Begriffe, indem hier das Ideelle, das bisher dem Reellen, gemein Natürlichen, entgegengeſetzt worden war, dem Sinnlichen gegen über geſtellt, und für den Antheil der Reflexion an dem Stoffe der Darſtellung genommen wird, als ob ſelbſt nach den Forderungen des Verfaſſers das Sinnliche und das die Sinnlichkeit in Anſpruch Nehmende der dramatiſchen Darſtellung nicht allen ſeinen Theilen nach ideell ſeyn ſollte, als ob die Aeußerungen des über die Handlung ſich in Reflexion verbreitenden Verſtandes an und für ſich, und wenn ſie nicht durch den Künſtler den gebührenden Schwung und die gehörige Form erhalten, äſthetiſch ideell ſeyn müßten. Was aber nun dieſen Antheil der Reflexion an dem äſthetiſchen Genuſſe anlangt, ſo iſt er gewiß nicht abzuläugnen, nur wohl eben nicht (wenn der Indifferenzpunct des Ideellen und Sinnlichen, oder vielmehr des die Reflexion und die Sinnlichkeit in Anſpruch Nehmenden, die Idee des Schönen ergeben ſoll) durch Sonderung der Reflexion von der Handlung, durch Schwankung der beyden Wagſchalen, die nur ein widerwärtiges Hin- und Herzerren des Gemüthes zur Folge hat, zu bewirken, ſondern durch die Beſchaffenheit, den Gang, die Motiven und

die Entwickelung der Handlung, in der ſich die großen Reſultate des Lebens, ohne uns durch Threnodien vorgeſprochen zu werden, von ſelbſt ausſprechen, insbeſondere durch die der Tragödie weſentliche, die Kataſtrophe herbeyführende und die Theilnehmung ſchwebend erhaltende ἁμαρτια zu erzeugen. — Ruhe ſoll nicht in die Handlung, ſondern in das Gemüth des Beſchauenden durch die Art ihrer Fortleitung, durch die darein weislich vertheilten Epiſoden, durch die ganze äſthetiſch gefällige, das Gräßliche vermeidende Darſtellungsweiſe gebracht werden, die das Gemüth nicht, wie etwa von einem Guelfo und Grimaldi geſchieht, im Sturme des Affects fortreißt, oder in Schwermuth auflöſt, ſondern der Freyheit der Beſchauung überläßt. Schon Ariſtoteles ſah auf dieſen Zweck hin, da er nicht Furcht und Mitleid zu erregen, ſondern zu reinigen, als Zweck der Tragödie angibt. Warum doch durch etwas Aeußeres einem Zwecke nachſtreben, dem die ganze innere Beſchaffenheit des Kunſtwerkes, wenn der Künſtler ſich das Ideale zum Ziele ſetzt, entſprechen muß? Gewiß bedürfen auch die handelnden Perſonen nicht gerade des Chors, um ſich zu einer ſolchen Handlungsweiſe, welche nicht die Grenzen des äſthetiſch humanen überſchreitet, zu ſammeln, ſondern können noch durch viele andere Motive in Schranken gehalten werden. — Sonderbar, daß der gräßlichſte gedenkbare Effect der Leidenſchaft, der Mord u. dgl. uns unmittelbar gezeigt, dagegen aber das an ſich kaum noch ſo ſchreckliche Getriebe der Leidenſchaft, das dieſen Effect herbeygeführt, unſerer Anſchauung vorenthalten, oder zu

ſo einer Mäßigung herabgeſtimmt werden ſoll, wodurch jener Effect unmöglich werden müßte. — Wo übrigens einmahl durch die Beſchaffenheit der Handlung und ihrer Umgebungen der Kothurn gerechtfertiget iſt, da wird die Sprache auch ohne Chor nicht als geſchraubt erſcheinen; wir fürchten, daß ſie ſich in mancher neueren Tragödie mit und ohne Chor nur allzu ſehr ſo darſtellt, und würden zur Rechtfertigung hiervon nicht auf Shakespeare provocirt haben, können auf keine Weiſe die Behauptung, weder daß ſeine Tragödie dadurch erſt ihre wahre Bedeutung erhalte, noch daß er den Stücken der Franzoſen ſo ganz fremd ſeyn ſollte, unterſchreiben.

Wo der Chor ſich ungezwungen an die Handlung anſchließt, ſie begleiten und fortführen hilft, und in ihren Umgebungen gegründet iſt, da mag er in ſolchen Repräſentanten, die dazu ein ſchickliches Organ abgeben können, die Perſon des Volkes darſtellen, die allgemeine Volksmeinung auch mit höherem Schwunge ausſprechen (vox populi, vox dei), nur dieß in der übrigens geſprochenen Tragödie, auch bloß ſprechend, ohne Muſik und Tanz thun. Sollen letztere ihm zur Begleitung dienen, ſo muß das Ganze, wenn es nicht beſonders eingeflochtene Aufzüge, von denen Schiller nichts wiſſen will, ſeyn ſollen, vielleicht mit gewiſſen Modificationen, muſikaliſch recitirt und begleitet, kurz eine Art Oper werden. Der Chor an ſich wird wenig vermögen, den Dichter auf die einfachſten, urſprünglichſten und naivſten Motive hinauf zu treiben: vielmehr iſt dieſem von dem größten und wichtigſten ſeiner Geſchäfte und Ver-

dienste, die Handlung durch angemessene Motive fort zu leiten, nicht das Mindeste damit erspart. Ob aber nicht mancher Dichter um der Dithyramben seines Chors willen sich die Aufmerksamkeit darauf ersparen dürfte, ist eine andere Frage. Auch ohne dieses Gerüst, geschweige denn ohne gewaltsame Hintansetzung des Wirklichen, kann es treffliche, echt ideelle Kunstwerke geben. Das Ideale besteht seinem Wesen nach in der Composition, in der Form des Ganzen und in der angemessenen Relation der Theile zu diesem Ganzen, das dadurch in seiner Art den höchsten möglichen Effect des Wohlgefallens hervorbringt, nicht in dem öffentlichen Schmucke dieser einzelnen Theile für sich, wenn dadurch ihre bezielte Angemessenheit zum Ganzen verfehlt werden sollte. Es kann Tragödien ohne Chor, selbst mit prosaischem Dialoge geben.

Die Anwendung, welche Schiller in seiner Tragödie, um nun auf diese zu kommen, von dem Chore gemacht hat, ist von der Praxis der alten Dichter in einigen Puncten verschieden. I. Bey den Griechen war der Chor ein Bestandtheil der Tragödie, nicht weil diese aus jenem entsprang, sondern in so fern sie Darstellung von Nationalbegebenheiten war, an welchen das Volk verfassungsmäßig Antheil genommen hatte, dem daher auch in der Copie der Platz gebührte, den es im Urbilde einnahm; in so fern die Vorstellungen in eigentlichem Sinne Volksfeste waren, zugleich bestimmt, das Volk zu leiten und ihm zu schmeicheln, wobey es folglich auch als Dargestelltes concurriren mußte. Denn wahrscheinlich hat man der Eitelkeit des souverainen Volks, welches durch den

Chor repräſentirt wurde, die Beybehaltung des Chores zum Theile zuzuſchreiben. Das Alles fällt nicht nur größten Theils jetzt hinweg, ſondern der Chor in der Br. v. M. iſt nicht einmahl Repräſentant des Volks, wozu die Aelteſten zu wählen geweſen ſeyn würden, ſondern es ſind Parteyen und Diener der Hauptperſonen. Die Handlung iſt keine Nationalbegebenheit, die vor Zeugen vorgehen mußte, ſondern es bleibt eine Privathandlung, die nur den Anſtrich einer öffentlichen hat, weil die Handelnden Fürſten ſind; der Chor iſt ihr angepaßt, aber nicht davon unzertrennlich. II. Bey den Griechen war der Chor der unparteyiſche, wahrheitliebende Berather. In ſeiner Denkweiſe herrſcht Einheit; denn er war eine einzige ſtäte Perſon. Hier hingegen iſt er getheilt, den ſtreitenden Parteyen ergeben, und deßhalb von entgegengeſetztem Intereſſe. Statt Vereinigung und Ruhe wirkt und befördert er Trennung und Kampf, nicht allein durch ſeinen Stand, ſondern auch durch ſeine Geſinnung. Iſabella warnt ſelbſt ihre Söhne öfter vor ihm. Zuweilen zwar ſpricht er zur Sühne; aber eben dieſer doppelte Charakter raubt ihm die Beſtimmtheit, und wenn der Chor eine ideale Perſon ſeyn ſoll, ſo darf er nicht ein anderes Mahl (und dieß geſchieht viel häufiger) als blinde Menge handeln, dafern er ſich nicht ſelbſt widerſprechen will. Bey den Griechen iſt er als handelnde Perſon und als Chor immer eine und derſelbe. Es iſt ferner an ſich ganz richtig, wenn Schiller dem Chor ein doppeltes Amt, der Einwirkung auf die handelnden Perſonen und auf die Zuſchauer zuſchreibt. Nur finden wir nicht,

daß er in jenen „die erſten Ausbrüche der Leidenſchaften bändige,“ vielmehr reizt er ſie durch Streitfertigkeit und Parteygeiſt, und läßt vor ſeinen Augen den Brudermord ungeſtört vollziehen. Und dem Zuſchauer — was kann er ihm ſagen, das die Handlung nicht ſelbſt ausſpräche? Die Veredelung, die Ruhe, welche der Dichter bezielt, wird, wie geſagt, wirkſamer und dauernder, als durch Sentenzen und Philoſopheme, in dem beſonnenen Zuhörer entſtehen, wenn er am Schluſſe ſein eigenes Reſultat aus dem Geſchehenen zieht. Das Ganze wird ihm den richtigen Geſichtspunct anweiſen, und Euripides hatte ganz Recht, das athenienſiſche Publicum, das ſich bey der Vorſtellung eines ſeiner Stücke in Maſſe drohend gegen einige Verſe erhob, zu bitten, ſie möchten nur das Ende erwarten. III. Der griechiſche Chor begleitete und verband durch ſeine ununterbrochene Gegenwart die ganze Handlung. Dieſer Vortheil wurde nicht ohne die Beſchwerde erreicht, die Fabel nach demſelben einzurichten. Hier aber hat der Dichter den Chor ſeinem Bedürfniſſe angepaßt; er läßt ihn kommen und gehen, und darüber geht die Continuität der Handlung und ſelbſt ein Theil des Charakters des Chors verloren. Denn nun kann er ſein Amt nicht verwalten, kann nicht beurtheilen und rathen, weil er nicht ſtets gegenwärtig iſt. War er Z. B. beym Berichte Diego's von der Flucht Beatricens und der Erzählung der Mutter, in welches Kloſter jene verborgen worden, zugegen, ſo würde der erſte Chor, dem Manuel ſeine Entführung eröffnet hatte, in der geraubten Schwe-

Chor repräſentirt wurde, die Beybehaltung des Chores zum Theile zuzuſchreiben. Das Alles fällt nicht nur größten Theils jetzt hinweg, ſondern der Chor in der Br. v. M. iſt nicht einmahl Repräſentant des Volks, wozu die Aelteſten zu wählen geweſen ſeyn würden, ſondern es ſind Parteyen und Diener der Hauptperſonen. Die Handlung iſt keine Nationalbegebenheit, die vor Zeugen vorgehen mußte, ſondern es bleibt eine Privathandlung, die nur den Anſtrich einer öffentlichen hat, weil die Handelnden Fürſten ſind; der Chor iſt ihr angepaßt, aber nicht davon unzertrennlich. II. Bey den Griechen war der Chor der unparteyiſche, wahrheitliebende Berather. In ſeiner Denkweiſe herrſcht Einheit; denn er war eine einzige ſtäte Perſon. Hier hingegen iſt er getheilt, den ſtreitenden Parteyen ergeben, und deßhalb von entgegengeſetztem Intereſſe. Statt Vereinigung und Ruhe wirkt und befördert er Trennung und Kampf, nicht allein durch ſeinen Stand, ſondern auch durch ſeine Geſinnung. Iſabella warnt ſelbſt ihre Söhne öfter vor ihm. Zuweilen zwar ſpricht er zur Sühne; aber eben dieſer doppelte Charakter raubt ihm die Beſtimmtheit, und wenn der Chor eine ideale Perſon ſeyn ſoll, ſo darf er nicht ein anderes Mahl (und dieß geſchieht viel häufiger) als blinde Menge handeln, dafern er ſich nicht ſelbſt widerſprechen will. Bey den Griechen iſt er als handelnde Perſon und als Chor immer eine und derſelbe. Es iſt ferner an ſich ganz richtig, wenn Schiller dem Chor ein doppeltes Amt, der Einwirkung auf die handelnden Perſonen und auf die Zuſchauer zuſchreibt. Nur finden wir nicht,

daß er in jenen „die ersten Ausbrüche der Leidenschaften bändige," vielmehr reizt er sie durch Streitfertigkeit und Parteygeist, und läßt vor seinen Augen den Brudermord ungestört vollziehen. Und dem Zuschauer — was kann er ihm sagen, das die Handlung nicht selbst ausspräche? Die Veredelung, die Ruhe, welche der Dichter bezielt, wird, wie gesagt, wirksamer und dauernder, als durch Sentenzen und Philosopheme, in dem besonnenen Zuhörer entstehen, wenn er am Schlusse sein eigenes Resultat aus dem Geschehenen zieht. Das Ganze wird ihm den richtigen Gesichtspunct anweisen, und Euripides hatte ganz Recht, das athenienſische Publicum, das sich bey der Vorstellung eines seiner Stücke in Masse drohend gegen einige Verse erhob, zu bitten, sie möchten nur das Ende erwarten. III. Der griechische Chor begleitete und verband durch seine ununterbrochene Gegenwart die ganze Handlung. Dieser Vortheil wurde nicht ohne die Beschwerde erreicht, die Fabel nach demselben einzurichten. Hier aber hat der Dichter den Chor seinem Bedürfnisse angepaßt; er läßt ihn kommen und gehen, und darüber geht die Continuität der Handlung und selbst ein Theil des Charakters des Chors verloren. Denn nun kann er sein Amt nicht verwalten, kann nicht beurtheilen und rathen, weil er nicht stets gegenwärtig ist. War er Z. B. beym Berichte Diego's von der Flucht Beatricens und der Erzählung der Mutter, in welches Kloster jene verborgen worden, zugegen, so würde der erste Chor, dem Manuel seine Entführung eröffnet hatte, in der geraubten Schwe-

ſter leicht Manuels Geliebte erkannt haben, und ſo die Entdeckung früher und die Kataſtrophe anders erfolgt ſeyn. Auch durch andere Umſtände geht die Continuität verloren. Die Pauſen, bey der gewöhnlichen Aufführung dieſes Stücks ſind doch nichts anderes als Aufzüge, und auch ohne dieſe entſteht ja die Unterbrechung ſchon durch die mehrmahlige Veränderung der Scene. Zwar beruft ſich Schiller dieſer Freyheit, und des Abgehens und Kommens des Chors halber auf Aeſchylus und Sophokles, indeſſen kommen dieſe Ausnahmen, wenn wir uns recht erinnern, nur in den Eumeniden und dem Ajax, und nur einmal, nur als Ausnahmen vor, und werden von ganz andern Umſtänden begleitet.

So viel mag für unſern Zweck hinreichen, um ſich nicht von Lehre und Beyſpiel eines großen Mannes zu Irrthümern hinreiſſen zu laſſen; Schiller ſelbſt hat die Bahn des Chors wieder verlaſſen, alſo die Entbehrlichkeit desſelben erkannt. Auch ſcheint es, als ob die neuere Bühne wegen ihrer veränderten Tendenz des aufrichtenden, erhebenden Chors nicht ſo bedürfe, als die Schickſals-Tragödie der Alten. Denn aufgehoben hat eine hellere Philoſophie und Religion die Idee jener unwiderſtehlich eiſernen zermalmenden Macht, und nur die Umgebungen und Umſtände können unſer Schickſal bilden, in deren Wirkungskreis auch der freye Entſchluß des Menſchen greift. Schiller wollte aber eine neuere Begebenheit nach griechiſcher Art bearbeiten, und ſo mußte er nicht allein das antike Schickſal ſondern auch den griechiſchen Chor annehmen. Er gewann dabey den Vortheil, daß er über ſeine dramatiſche Darſtellung

auch das reiche Prachtgewebe ſeiner lyriſchen Dichtung werfen konnte. Den Handelnden ſelbſt hat der Dichter nur einen geringen Spielraum gegeben; ſie alle drückt die zerſtörende Macht des Verhängniſſes zu Boden, die durch den Fluch des Großvaters über das unglückliche Geſchlecht geleitet worden iſt.

Niemand entfloh dem verhängten Geſchick,

Und wer ſich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es ſelber erbauend vollenden.

So iſts auch hier. Auf dem Meſſiniſchen Fürſtenhauſe laſtet der Fluch des Großvaters, dem der Sohn ſeine Braut entriß, die er, wie es ſcheint, gewaltſam zur Vermählung zwang. Die Wirkung des Fluches äußert ſich in zwey Söhnen, die von Jugend an gegen einander haſſend entglühen. Nun wird noch eine Tochter geboren: wunderbare drohende Träume, ſchreckliche Orakel veranlaſſen des Vaters Befehl, ſie zu tödten. Hier wird man lebhaft an Oedip und Jon erinnert. Aber die Mutter, ebenfalls von Träumen und Orakeln getröſtet, rettet das Leben ihres Kindes, das heimlich erzogen wird. Sie handelt gut, ſie handelt weiſe, aber das tückiſche Geſchick duldet keinen Widerſtand; gerade die Rettungsverſuche führen das gräßliche Ende herbey. Denn wo liegt der hochherzigen, weiſen und doch ſo tieffühlenden Iſabella Schuld? Iſt es nicht ſelbſt der verhängte, unabwendbare Fluch, der die Gemüther der Brüder ſo feindſelig wendet, und die unſchuldige Beatrice in des Hauſes allgemeinen Untergang verflicht?

Durch den Gebrauch des Fatums werden freylich mancherley Fragen mit einem Mahl abgewieſen, die ſonſt eine Beantwortung erfordert hätten, beſonders wie dieſe ſo gezeichneten Brüder in ſolchen Zorn gegen einander auflodern konnten, daß ihre Fehde alle Bande der Natur löſete, und beyder Schuld unabtragbar ungeheuer ward, und wiederum, da es einmal dahin gekommen war, wie es der Mutter, die ſo oft vergebens eine Vereinigung zu ſtiften geſucht, nun ohne ſonderliche Schwierigkeit gelang, ſie zu verſöhnen und ſie zu gegenſeitigen Lobſprüchen und Liebkoſungen zu führen; man müßte dieſe völlige Umwandlung aus ihrer ſo ſchnell und mächtig auflodernden Liebe erklären wollen. Die griechiſchen Dichter knüpften an das dunkele Motiv des Verhängniſſes meiſtens menſchliche Leidenſchaften an, wie, um nur zwey und wegen des ähnlichen Stoffes paſſende Beyſpiele anzuführen, die Fabeln der Pelopiden und der Söhne des Oedipus lehren.

Auch können uns manche Bedenklichkeiten aufſtoßen, ob man die Handlung dieſer Tragödie ſtrenge abgemeſſen und die Umriſſe der handelnden Perſonen feſt gezeichnet nennen könne. Bey Iſabella's Eröffnung, daß ſie noch eine Tochter habe, und auf Cäſars Frage, warum ſie dieſe, da der Vater ſchon drey Monath todt ſey, ſo ſpät ans Licht ziehe, antwortet jene: ihres Streites und Haſſes wegen, dem ſie die Tochter, des Friedens theueres Pfand, nicht hätte bloß ſtellen können. Wenn aber nach dem Orakelſpruche die Tochter die Söhne in Liebesgluth vereinigen ſoll-

te, ſo hatte die Fürſtinn, ſo bald ſie Beatricen ihre Tochter nennen durfte, nichts Dringenderes, als die Wahrheit des Orakels zu erproben. Sie geſteht dieß auch ſelbſt, und Diego's Antwort hierauf iſt eine Schmeicheley. — Auf Diego's Bericht, die Tochter ſey geraubt, ermuntert Iſabella ihre Söhne, ſie zu ſuchen. Cäſar eilt fort, Manuel bleibt; der Nahme Beatrice flößt ihm geheime Ahndung ein. Diego berichtet, er habe Beatricen vergönnt, der Beerdigungsfeyer des Fürſten beyzuwohnen, zwar verhüllt in den Ernſt der Trauertracht, doch könne eines Räubers Auge ſie ausgeſpähet haben; „denn ihrer Schönheit Glanz birgt keine Hülle.“ „Glückſeliges Wort, ruft Manuel aus, das gleicht ihr nicht, dieß Zeichen trifft nicht zu.“ Welches nicht? doch nicht ihre Schönheit? oder daß ſie bey der Feyer nicht zugegen geweſen? aber ſie hatte ihm ja den Wunſch darnach ſelbſt geſtanden. Manuel fragt nun nach ihrem vorigen Aufenthalte; aber die Fürſtinn, ohne ihn hören zu wollen, treibt ihn mit Ungeſtüm fort, und erwiedert ſeine Frage: in welcher Gegend hieltſt du ſie verborgen? nur mit: verborgener nicht war ſie im Schooß der Erde. So ungewiß wird er entlaſſen; Cäſar kommt zurück, um dieſelbe Frage zu thun: wie find' ich ihre Spuren, eh' ich weiß, aus welchem Ort die Räuber ſie geriſſen? und ihn belehrt nun Iſabella darüber. Eine gleiche Gefälligkeit gegen Manuel würde das Stück ſogleich, und vermuthlich, zu keinem tragiſchen Ende gebracht haben.

Auf dieſen Verdacht hatte Manuel nichts Dringenderes zu thun, als Beatricens Herkunft zu erforſchen. Es liegt in der Natur der ungewiſſen Furcht, ſich ſchnell in Gewißheit zu ſetzen. Statt deſſen umgeht er vielmehr eine Erklärung, bis Cäſar ihn und Beatricen in einer Umarmung findet. Schnell erſticht nun Cäſar ſeinen Bruder, gibt ſeine That für ein gerechtes Strafurtheil des Himmels aus, und überläßt ſeine ohnmächtig gewordene Geliebte den Rittern, um ſeine geraubte Schweſter aufzuſuchen.

Dieſer ſchnelle, überraſchende Mord Don Manuels durch ſeinen Bruder, erſcheint faſt allein als eine freye Handlung. Aber auch hier, wie mächtig wird nicht ſein empörtes, raſches Gemüth dazu hingeriſſen! Seine feurige Seele im Gegenſatze ſeines mehr beſonnenen Bruders wird ſchon früher geſchildert, und die Wirkung der Attitude, in welcher er ſeine Geliebte findet, iſt ſchon in jener fürchtenden Ahndung der Mutter angedeutet:

Die Liebe
Wird leicht zur Wuth in heftigen Naturen,
Wenn in dem aufgehäuften Feuerzunder
Des alten Haſſes auch noch dieſer Blitz,
Der Eiferſucht feindſel'ge Flamme ſchlug —
Mir ſchaudert es zu denken — Ihr Gefühl
Das niemahls einig war, gerade
Zum erſten Mahl unſelig ſich begegnet.

Iſabella iſt ein hohes Ideal weiblicher Würde; die beſonnene, verſtändige Herrſcherinn iſt mit der

höchſten, leidenſchaftlichſten Mutterliebe im ſchönſten Vereine geſchildert:

Ja es iſt etwas Großes, ich muß es verehren,
Um einer Herrſcherinn fürſtlichen Sinn,
Ueber der Menſchen Thun und Verkehren
Blickt ſie mit ruhiger Klarheit hin.
Und doch wie rührend klagt ſie nicht wieder:
Bis auf dieſen Tag mußt' ich gewaltſam
Des Herzens fröhliche Ergießung theilen,
Vergeſſen ganz mußt' ich den einen Sohn,
Wenn ich der Nähe mich des andern freute.
O meine Mutterliebe iſt nur Eine
Und meine Söhne waren ewig zwey!

Die ganze Scene, wo ſie die Verſöhnung der Brüder vorbereitet, iſt voll des kräftigſten Lebens, der ſchönſten, neueſten Bilder und Anſichten. Eben ſo ſchön iſt auch die Scene, wo ſich die Brüder wirklich verſöhnen, dann Beatricens Selbſtgeſpräch im Garten, wo ſie ihren Gelichten erwartet, und die letzten Scenen, wo Cäſar ſeinen Tod beſchließt.

Nur die vielen Träume und Orakel könnten etwas ſonderbar auffallen. Ein Traum und ein Orakel beſtimmt den Entſchluß des Vaters, ſeine Tochter zu ermorden, ein Traum und Orakel kommt der Mutterliebe zu Hülfe, Beatricen zu retten. Sollte Iſabella's Zärtlichkeit einer ſolchen Hülfe bedurft haben? Und der letzte Ausſpruch des Eremiten, welcher ſeine Hütte anzündend den neunzigjährigen Wohnſitz verläßt; wozu ſoll er dienen, da ſich auch ohne ihm das traurige Geheimniß enthüllen muß?

Der hervorragendste, auszeichnendste Theil dieſes Schillerſchen Meiſterwerkes ſind unſtreitig die Chöre. Es gibt gewiß mehr als einen Leſer, der über den Untergang der Fabel ziemlich gleichgültig bleiben, den Verluſt der Chöre aber ſchwer ertragen würde. Welchet Unterſchied auch zwiſchen dem Guſſe einer Glocke und zwiſchen einer demüthigenden und unwillkürlichen Vollſtreckung grauſamer Orakel ſey, ſo haben doch die Ausſprüche dieſer Chöre mit den Reflexionen jenes weiſen Glockengießers das Gemeinſchaftliche, daß ſie von dem veranlaſſenden Gegenſtande ziemlich weit abgehen, aber immer die ewigen und höchſten Angelegenheiten der Menſchheit berühren. Man erinnere ſich an die ſchönen Stellen vom Frieden, Krieg, von der Reue, von den Vergnügungen und Beſchäftigungen der Jagd, der Schifffahrt, von der Würde der Mutter u. ſ. w.

Mit allen dieſen ſo glänzenden Vorzügen, welche dieſes Trauerſpiel neben die vorzüglichſten alten Tragödien ſtellt, verlaſſen wir das Gedicht doch mit einem gedrückten, zerriſſenen Gemüthe. Es verwundet uns tief, daß die edle, vorwurfsfreye Iſabella ſo tief zerſchmettert zur Verzweifelung gebracht wird; wir fühlen das zermalmende Schickſal, ohne wieder aufgerichtet zu werden. Zu weit iſt unſere Cultur, unſere Philoſophie vorgerückt, als daß es uns nicht empören ſollte, wieder unter die Macht des blinden Fatums zu geben, was wir wenigſtens zum Theil als freyes Eigenthum errungen haben.

Anmerkungen.

1. Dem Leſer, der mit den griechiſchen Tragikern nicht bekannt iſt, rathen wir wenigſtens, den Oedipus des Sophokles zu leſen, und ihn mit der Braut von Meſſina zu vergleichen. Er wird finden, daß die Fabel der letzteren nach dem Muſter des erſteren ausgeſonnen ſey, und daß die Aehnlichkeit beyder ſelbſt in einzelnen Stellen nicht zu überſehen iſt.

2. Die Erfahrung ſcheint zu lehren, daß der Chor, wenn die Perſonen zwar zugleich, aber doch mit ziemlich gleich richtiger Declamation ſprechen, allerdings einen ernſten und eigenen Effect hervor bringe. Sollte dieß nicht auf den Gedanken leiten, die Worte des Chores muſikaliſch aber ernſt und all' unisono zu ſetzen? — Man denke an die Wirkung des Chorals und an griechiſche Muſik.

Wilhelm Tell.

Mit geſpannter Erwartung ſahe das Publicum dieſem Meiſterwerke entgegen. Ein Theil desſelben gewiß auch darum, weil er in dieſer Erſcheinung eine Fortſetzung der mit der Braut von Meſſina begonnenen neueſten, oder vielmehr echt antiken Tragödie, zu finden hoffte. Wie ſehr mußte dieſe eine Partey nicht betroffen, eine andere ihr entgegengeſetzte nicht erfreuet ſeyn, zu ſehen, daß der Verfaſſer von dem in der Vorrede zur Braut von Meſſina aufgeſtellten Grundſatze: der Chor leiſte dem neueren Tragiker noch

weit wesentlichere Dienste, als dem alten Dichter, nicht nöthig gefunden hat, Gebrauch zu machen, und daß er recht gut diese vermeinten wesentlichen Dienste entbehren konnte.

Mögen immer einige, der Theorie zu Ehren, behaupten, daß die Menge der Nebenpersonen im Tell einen versteckten Chor bilde. Soll dieß so viel bedeuten, daß Nebenpersonen, die nicht selbst durch Leidenschaften bewegt sind, oft füglich Lehren der Weisheit in den Mund gelegt werden können; so ist dieß von den meisten Tragikern bey allen Nationen stets geschehen. Bey Shakespeares Nebenpersonen findet sich das nicht selten, und doch ist ihm noch nie die Ehre beygelegt worden, einen versteckten Chor auf die Bühne gebracht zu haben. Selbst Schiller sagt ja in jener Vorrede, daß der Chor Shakespeares Tragödien ohne Zweifel erst ihre wahre Bedeutung geben würde. Es muß aber ein großer Unterschied zwischen dem von dem Verfasser in der Braut von Messina gebrauchten Chor und dem so genannten versteckten, schon der Theorie nach, vorhanden seyn. In der Wirklichkeit ist es eben so. In der Braut von Messina hält der allgemeine Begriff, der Chor, lange Reden. Dieß thun keine Nebenpersonen im Tell. Hier sind sie mehr und minder in die Handlung verflochten. Haben gleich aus der Menge viele keine bestimmte Individualität, so ist dieses das gewöhnliche Schicksal der Nebenpersonen, von denen nur in den Werken einiger Dichter, nach der Natur ihres Geistes und des Stoffes, den sie bearbeiteten,

Aus-

Ausnahmen vorkommen, deren wir in der Folge gedenken wollen.

Tell gehört ganz entschieden zu der Gattung historischer Schauspiele, einer Gattung, die an sich nicht die vollkommenste ist, weil der menschliche Geist in einem dramatischen Kunstwerke hoher Art eine beschränkte Handlung umfassen will, das Leben und der Tod eines Mannes, oder eine ausgedehnte politische Begebenheit aber keine dramatische Einheit der Handlung gewährt. Dem ungeachtet kann das Genie eines großen tragischen Dichters so viele einzelne große Schönheiten in ein historisches Schauspiel legen, durch welche der Eindruck eines Kunstwerks von minder vollkommener Art selbst jenen eines guten Products besserer Gattung weit übersteigen kann. Es ist nicht immer das Fehlerfreye, was uns entzückt und dahin reißt. Die unbedeutende Wohlgestalt gefällt dem seelenvollen Beobachter nicht im gemeinen Leben, und in der dichterischen Welt, vorzüglich der höheren Regionen genügen uns so wenig, als in der politischen negative Vollkommenheiten. Genau genommen müßte das Schauspiel die Befreyung der Schweizer, nicht Wilhelm Tell heißen, wenn gleich Tell der hervorstechendste und der einzige recht hervorstechende Charakter ist.

Durchaus erscheint er stark, muthig, entschlossen, feurig zur That, karg in Worten, ja selbst bedächtig in seinen Entschlüssen. Nie spricht er lange; aber seine sparsamen Worte sind immer gewichtig und inhaltsvoll. So gleich in der ersten Scene, wo er Baumgarten rettet:

Der See kann ſich, der Landvogt nicht erbarmen,

Und dann

Mit eitler Rede wird hier nichts geſchafft,
Die Stunde dringt, dem Mann muß Hülfe werden.

Welche Größe der Seele liegt nicht in den einfachen Worten:

Tröſtet ihr
Mein Weib, wenn mir was Menſchliches begegnet,
Ich hab' gethan, was ich nicht laſſen konnte.

Er iſt einer der Charaktere, die in unbeſtimmter Sehnſucht nach Thaten, nach dem Ungewöhnlichen ſich forttreiben, die nur im Streben, im Ringen Genuß finden. Für ſolche Seelen gilt durchaus kein gemeiner Maßſtab des Lebens, den ſo oft die Gewöhnlichkeit an ſie zu legen verſucht; ſie müſſen ihre eigenen Wege wandern. Kommen ſie jemahls dazu, glücklich zu werden (ſelten fällt ihnen dieß Loos), ſo müſſen ſie's auf die eigene Weiſe. Vergeblich iſt jede fremde Mühe, ſie in einen beſſeren Zuſtand zu verſetzen; ihrem Selbſtgefühle kann nur das Selbſtgeſchäffene werth ſeyn. Nicht der Zweck iſt ihr Höchſtes, ſondern die kräftige Anſtrengung, das Ringen nach etwas Unbekanntem, Unendlichem, das hier nirgends zu erreichen iſt. Hat das Geſchick einem Menſchen dieſer Art keinen großen Spielraum gegeben, ſo wirft er ſeine unüberwindliche Thätigkeit auf das Ge-

schäft oder Spiel, welches ihm am meisten zusagt, und das sein Kraftgefühl am höchsten steigert. In einer andern Lage würde Tell ein Held geworden seyn, in den friedlichen Schweizerthälern wird er ein leidenschaftlicher Jäger, der sich mit frohem Muthe in Gefahren stürzt. So schildert er sich auch selbst:

Zum Hirten hat Natur mich nicht gebildet,
Rastlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen,
Dann erst genieß ich meines Lebens Recht,
Wenn ich mir's jeden Tag auf's neu erbeute.

Und dann:

Wer frisch umher späht mit gesunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Noth,
Den schreckt der Berg nicht, der darauf geboren.

Und so muß auch der Mann seyn, der den Apfel vom Haupte seines geliebten Kindes zu schießen im Stande ist. Dieser Charakter ist trefflich mit der größten Einfachheit und derjenigen Würde, die diese Einfachheit verträgt, gezeichnet. Es ist ein edler, herrlicher Charakter; aber diese Einfachheit, die in dem Sujet und in der Art, wie es der Verfasser behandeln wollte, lag, hat eine Gattung von Simplicität, die mit einer gigantischen Größe oder leidenschaftlichen Stärke, welche wir von dem ersten Helden eines Trauerspieles fordern, nicht ganz vereinbarlich ist. Tells Sohn ist unübertrefflich gezeichnet,

und Tells Frau ſehr gut. Beyde ſind aber, der erſte, wie es ſich von ſelbſt verſteht, nicht häufig vorkommende Perſonen. Unter den vielen Landleuten, welche auftreten, war es nach dem einfachen Bilde von Hirtenvölkern, was ſich der Verfaſſer nach Anleitung der Geſchichte entlehnte, wohl nicht möglich, etwas beſonders Hervorſtehendes zu liefern. Der alte Stauffacher und der junge Melchthal ſind die bedeutendſten Perſonen. Im Götz, in welchem im Allgemeinen die bewundernswürdigſte Charakteriſirung der Nebenperſonen herrſcht, ſtehen den Rittern und Knappen die bambergiſchen Hofleute gegen über. Im Tell ſind Geßler, der alte ſterbende Attinghauſen, der junge Rudenz, diejenigen, durch welche der etwas einförmige Ton der Landleute unterbrochen wird; aber nach unſerem Urtheile gehört keiner von dieſen zu den vorzüglichſten Arbeiten des großen Dichters, wenn gleich ein jeder Alter, der ſo glücklich iſt, mit Schillers Diction im Munde zu ſterben, der Hervorbringung eines gewiſſen Effects verſichert ſeyn kann. Wir haben ſchon geſagt, daß dieß Stück, die Befreyung der Schweizer, nicht Wilhelm Tell, heißen müßte, und es iſt nicht des Nahmens wegen, an welchem uns ſehr wenig liegt, daß wir darauf zurückkommen. Im vierten Acte wird Geßler erſchoſſen; die Haupthandlung des Haupthelden iſt alſo vollbracht. Dieſe zieht bey einer dramatiſchen Darſtellung das größte Intereſſe der Handlung auf ſich. Die Löſung einer verwickelten politiſchen Begebenheit kann uns, zumahl nach vollbrachter dramatiſchen Haupthandlung, gar nicht anziehen. Die erſte Hälfte des fünften Ac-

tes gibt einen Beweis, wie abfallend uninteressant eine weitere Entwickelung einer politischen Begebenheit nach vollbrachter Haupthandlung ist. In der zweyten Hälfte erscheint Johann von Schwaben, der Mörder Kaisers Albrecht. Die Scene zwischen Tell und seiner Familie ist an sich meisterhaft; Tells Gesinnungen und Charakter, Johann's Angst, sind bewundernswürdig schön gezeichnet; allein so wie die Scene da steht, am Ende des Stückes, hat sie auf uns keine sehr große Wirkung hervorgebracht, und dieß aus zwey Gründen; einmahl, weil der menschliche Geist in einem dramatischen Kunstwerke ein immer an Interesse steigendes Ganzes verlangt. Mag immerhin das Stück die Befreyung der Schweizer darstellen sollen, die Haupthandlung bleibt Geßlers unmenschliches Verfahren gegen Tell und Tells Bestrafung dieses Verfahrens, mit welchem sich der vierte Act endiget, und ein noch so schönes hors d'oeuvre im fünften Aufzuge verliert den größten Theil seiner Wirkung; 2) ist es an sich schon bedenklich, eine Person, welche Interesse erregen soll, erst im fünften Act auftreten zu lassen. Es geht darin auf dem Theater, wie in der Welt zu; wir müssen mit den Menschen bekannt seyn, wenn wir uns für sie interessiren sollen. Die sehr späte Erscheinung einer wichtigen Person mag hingehen, wenn wir lange auf diese Erscheinung vorbereitet sind; allein wenn gleich Johanns Nahme und That genannt waren, so geschah das doch nur beyläufig. Seine persönliche Erscheinung war weder vorbereitet, noch nothwendig.

Schiller fühlte es indeß wahrscheinlich selbst, daß

Tells That an dem Landvogte, so natürlich sie auch in dieser Lage ist, so leicht sie auch entschuldiget werden kann, doch nicht in das Gebieth jenes Erhabenen gehöre, welches durch moralische Kraft die Leidenschaft, oder nach Schillers Ausdruck, durch Freyheit die Natur besiegt; er suchte also, wiewohl vergeblich, durch die Parallele von Johanns Morde die That des Schweizers zu einer größeren Höhe zu steigern. Wichtigere Motive zur Rache können diese leichter entschuldigen, aber nie zur freyen Edelthat aus Pflichtgefühl erheben.

Mit Unrecht, scheint uns, hat man Tells Selbstgespräche als zu lang und mit fremden Dingen überfüllt, getadelt. Gerade in seiner gespannten Stimmung ist es natürlich, daß sich die Ideen drängen, welche mit tiefer Psychologie aus der ganzen Empfindungsart des gereitzten Vaters hervorquellen. Voll des Entschlusses kommt er den engen Paß her —

Mach deine Rechnung mit dem Himmel Vogt,
Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen.

In dem nähmlichen Augenblicke drängt sich ihm doch das dunkele Gefühl auf, eine solche Rache sey doch grausam, sey Unrecht, und er fängt an sich bey sich selbst zu entschuldigen.

Ich lebte still und harmlos — — —
Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Geschreckt, in gährend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt.

Die Erinnerung an die ungeheuere That, zu der man ihn zwang, reitzt ſeine Rache und ſeinen Schmerz noch mehr; er fühlt noch den Nachklang jener Qual, die bey dem Schuſſe ſeinen Buſen durchwühlte. Nun kommt die ſchöne Anrede Tells an ſeinen Bogen:

Komm du hervor, du Bringer bitt'rer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchſter Schatz —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch Dir ſoll es nicht widerſtehn — Und Du
Vertraute Bogenſehne, die ſo oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernſt.
Nur jetzt noch halte feſt du treuer Strang,
Der mir ſo oft den herben Pfeil beflügelt —
Entränn er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich hätte keinen zweyten zu verſenden.

Das Folgende, wo Tell ſich auf die Bank zum Ausruhen ſetzt, und die vorüberziehenden Wanderer ſchildert, iſt vielleicht mit Tells Hauptempfindung in zu geringer Beziehung, und die Betrachtungen darüber etwas kalt. Sehr natürlich iſt aber der Uebergang zu der Abſicht, die ihn ſonſt auf das Gebirge führte, im Contraſte mit dem Mordanſchlage, der jetzt düſter in ſeiner Seele wüthet. Durch die Mißhandlung des armen Weibes aufs äußerſte geſpannt, ſchleudert Tell endlich den mordenden Pfeil in des Ungeheuers Bruſt.

Dadurch, daß im Tell kein Weib von erheblicher

Bedeutung vorkommt, hat ſelbſt der Verfaſſer den Kreis der Leſer, die ein recht lebhaftes Intereſſe an dem Stücke nehmen würden, nicht unbeträchtlich beſchränkt. Die im Hintergrunde gehaltene Liebesepiſode, zwiſchen Bertha und Rudenz, iſt gar nicht bedeutend; und weil ſie dieſes nicht iſt, ſo hätten wir ſie doch lieber weggewünſcht, da wir nicht umhin können, den Voltaireſchen Grundſatz anzunehmen, daß, wenn die Liebe (mit der ehelichen Zärtlichkeit iſt es etwas anderes) im Tragiſchen nicht von beträchtlicher Wirkung iſt, ſie dem Effecte eher ſchadet. In dem hiſtoriſchen Schauſpiele pflegt bekanntlich viel Leben und Bewegung zu herrſchen, was vorzüglich in der Expoſition ein großer Gewinn iſt, hernach aber auch wohl dem ernſten Gange, welcher der Tragödie angemeſſen bleibt, hinderlich ſeyn kann. Der erſte Act des Tells ſetzt uns gleich in ein lebhaftes Intereſſe. Dieſer und der dritte Act, unter allen Scenen, die des Apfels, ſind, nach unſerm Urtheile, die ſchönſten. So ſehr die metriſche Sprache dazu geeignet iſt, dem Trauerſpiele den feyerlichen, ihm gebührenden Ton zu geben; ſo hat doch in einem hiſtoriſchen Schauſpiele die Anwendung dieſer Sprache durch das ganze Stück einige erhebliche Nachtheile. Es kommen nähmlich gewöhnlich in den Schauſpielen der letzten Art ſo viele Perſonen vor, die nur wenige Worte ſagen, und es bleibt immer ein Gewinn, in dieſe wenigen Worte, wo möglich, den Charakter von Individualität oder von Gattungen zu legen. Die metriſche Sprache bey allen Abwechſelungen, die ihr der erſte Meiſter in der Kunſt geben

kann, und wer ist in dieser Kunst größer als Schiller? behält doch etwas Einförmiges, dem zu entgehen wäre, wenn man die Nebenpersonen aus dem Volke, wie es Shakespeare oft that, in Prosa reden ließe. Daß die meisterhaften Volksscenen im Egmont, und einige im Götz, so viel Bedeutung erhielten, dazu ist die Prosa wohl mit behülflich gewesen. Die zwey Söldner von Geisler gehören zu den gut charakterisirten Nebenpersonen, und zeigen schon allein, wie Schiller die Schwierigkeiten der metrischen Sprache in solchen Rollen überwinden kann. Ueberhaupt kann der Behandlung der Sprache und der Versification des Tell kein zu großes Lob ertheilet werden. Von dieser Seite ist das Stück im Ganzen das vollkommenste, was der erste Gewalthaber der Sprache in dieser Gattung je lieferte. Auch die bewundernswürdige Enthaltsamkeit des Dichters, dem man sonst wohl eine Vorliebe für das Sententiöse vorwarf, darf nicht ungerühmt bleiben. Es sind äußerst wenige Denksprüche im Tell. Alle stehen am rechten Orte, nirgends ist Ueberladung. Fast ein Gleiches kann über Declamationen gesagt werden. Ein minder großer Dichter würde in der Scene in Rütli, die für uns nicht zu den anziehendsten gehört, wahrscheinlich große Declamationen über Freyheit angebracht haben. Nur die Tirade Melchthals über das Licht, wie er die Nachricht von der Blendung seines Vaters erhält, möchte etwas zu gesucht dichterisch seyn, und die poetische Beschreibung des zweyten Sturms, die an Lear erinnert, in dem Munde des Fischers, vielleicht zu einigen Einwendungen Anlaß

geben. An Charakteren, die ein lebhaftes Interesse erregen, ist Tell der einzige, der im Stücke vorkommt. Das Interesse der Handlung ist nicht fortschreitend, sondern nimmt mit dem Schlusse des viertes Actes ab. An einzelnen, ganz ausgezeichnet schönen leidenschaftlichen Tiraden ist das Stück nicht reich. Der Monolog Tells im vierten Acte verdient eine höchst ehrenvolle Erwähnung; aber im Ganzen bleibt es wahr, der schönen leidenschaftlichen Tiraden kommen äußerst wenige vor. Mag es seyn, daß der ungemein einfache Charakter der Personen, größten Theils Landleute, die Anbringung dieser Tiraden verhinderte. Sicher ist es, daß Schönheiten dieser Art, an der rechten Stelle, im Lesen den tiefsten Eindruck machen, und dem Dichter den dauerndsten Beyfall sichern. Ein rascher Gang der Handlung kann den ruhigen Leser in Erwartung, in eine gewisse Spannung versetzen; aber den höchsten Grad des tragischen Effects bringen nur glühende Empfindungen, glühend ausgedrückt, hervor. Eine künftige Poetik, oder ein künftiges Exempelbuch, möchte also aus dem Tell an einzelnen Beweisstellen wenig aufzunehmen haben.

So viel von dem Eindrucke dieses Stückes beym Lesen; nun etwas von dem muthmaßlichen Effecte, den es auf dem Theater hervorbringt. Wenn wir uns nicht sehr irren, so hat der Verfasser vorzüglich auf die Vorstellung auf dem Berliner Theater Rücksicht genommen. Nicht allein hat er ein sehr großes Theater vorausgesetzt, deren es doch in Deutschland nur wenige gibt, sondern ein Theater äußerst reich an mannigfaltigen und schönen Decorationen, die man

in der Vollkommenheit, wie ſie ſich der Verfaſſer dachte, wohl nur in Wien oder Berlin antrifft. Er hat ſich ſehr bemühet, bey manchen Scenen die Decorationen recht ausführlich anzugeben, alſo viel Gewicht darauf gelegt. Wo die Maſchinerie nicht in großer Vollkommenheit vorhanden iſt, da wird ſicher der Zweck des Dichters durch deren Gebrauch zerſtöret werden; aber was uns das Wichtigſte ſcheint, ſelbſt bey der größten Vollkommenheit der Decorationen und dem Gebrauche derſelben läuft der tragiſche Eindruck Gefahr vernichtet zu werden, wenn nicht der Dichter mit weiſer Sparſamkeit Anwendung von Decorationen und Theaterpomp macht. Man ſcheint, dieſes in neueren Zeiten nicht gehörig beachten, und in großer Ausdehnung Sachen mit einander haben verbinden zu wollen, die ſo unvereinbar ſind, mit einem Worte, das Trauerſpiel mit der Oper zu vermiſchen. Man beachte einmahl die Zuſchauer bey einem Spectakelſtücke. Die Unruhen, ob ſie die Decorationen, die Aufzüge recht ſehen, die Bewegungen, die ſie deßhalb anſtellen, ziehen das Gemüth vom Auffaſſen einer recht tragiſchen Stimmung ab. Auf das Theater, als einen Guckkaſten, wird die Aufmerkſamkeit gerichtet. Wir geben gern zu, daß nach der ſinnlichen Natur des Menſchen ein aus dem Sujet fließender, wohl angebrachter Pomp, den feyerlichen Eindruck erhöhen könne. Von einer öfteren Veränderung der Decorationen erwarten wir hingegen gar keinen Vortheil, ſondern befürchten große Nachtheile, befürchten, daß der Eindruck des Trauerſpieles zu dem einer engliſchen Pantomime her-

absinken dürfte. Mit allen feineren und gröberen Sinnen zugleich kann der Mensch nicht genießen. Wird dieses häufig versucht, so geschieht es sicher bald auf Unkosten der feineren. Wir haben schon oben angemerkt, daß keine einzige weibliche Rolle von Bedeutung sich im Tell findet. Hierdurch entgeht dem Stücke bey der Aufführung ein Großes. Es ist nicht allein eine ziemlich allgemein anerkannte wahre Bemerkung, daß, eine sehr geringe Zahl großer Schauspieler abgerechnet, das weibliche Geschlecht im Durchschnitte mehrere gute Schauspielerinnen, als das unsrige Schauspieler geliefert hat. Der größte Theil der Zuschauer von beyden Geschlechtern wird oben drein kein Favoritstück aus einem Trauerspiele machen, in welchem sich keine Actrice bedeutend zeigen kann, und dieß aus verschiedenen Gründen. Wir glauben, daß der Verfasser entweder die Bertha mehr in die Haupthandlung hätte verflechten, oder auf irgend einem anderen Wege durch Einführung von Baumgartens Frau, oder sonst unbeschadet dem Charakter des Ganzen, für die Wünsche der Zuschauer Sorge zu tragen vermocht hätte. Mit der Geschichte, an die sich der Verfasser nach Johann Müller sehr anschließt, kann ja der Dichter, bis auf einen gewissen Punct, machen, was er will. Wir müssen um so mehr den Mangel einer bedeutenden wirklichen Rolle bedauern, da nähmlich die vom Tell wohl die einzige seyn möchte, in welcher ein großer Schauspieler sich recht zeigen kann, und die Menge der Nebenpersonen, die schlechten Schauspielern zufallen, der Hervorbringung des tra-

gischen Effects in der Aufführung nicht günstig sind. — Bey allem, was wir erinnerten, trifft dennoch der von Ausländern unsern Tragikern so häufig gemachte Vorwurf, daß ihre Arbeiten nicht für die Bühne geschrieben wären, den Tell nicht. Der Verfasser hat sicher auf die Aufführung bey der Ausarbeitung calculirt, und die Länge des Stückes ist auch auf die Vorstellung passend berechnet.

Tell war Schillers letztes Werk. Langsam und stille entwickelt sich die Handlung aus dem blühenden Idyllengrunde reiner unverdorbener Natur, bis zum hohen tragischen Ende, wo das ganze Land in übereinstimmenden Richtung sich von den unerträglichen Landvögten befreyet.

Schiller schloß seiner würdig mit classischer Gediegenheit, mit schönem besonnenen Kunstgenie eine Laufbahn, die er glänzend und feurig, aber ungezügelt und mit unsicherem Geschmacke begonnen hatte.

Ueber Schillers kleinere Dramen und Uebersetzungen.

Der Menschenfeind. Ein Fragment, dessen Vollendung und Ausführung unterblieben ist. Wir dürfen dieses bedauern, da uns der Dichter hier einen eigenen Knoten schürzt, den er auch sonst nirgends auflöste. Der Graf von Hutten, welch ein eigener Menschenfeind voll Liebe zur Natur und voll Achtung für die Bestimmung des Menschen. In der

„kunſtreichen Stille der Pflanzenwelt vernimmt er das Wandeln der Gottheit, ihre verdienſtloſe Trefflichkeit trägt ſeinen forſchenden Geiſt hinauf zu dem höchſten Verſtande. — Wo der Menſch wandelt, verſchwindet ihm der Schöpfer.“ — Er ſieht das ganze Menſchengeſchlecht für ſeinen Mörder an. — Wir erfahren zwar noch nicht die Schickſale dieſes Menſchenfeindes, aber die Geſtalt ſeines Geiſtes und Herzens wird uns von dem Dichter anſchaulich gemacht.

Roſenberg, die Gegenmaſchine des von Hutten, tritt mit Zuverſicht in die Schranken, und findet den Menſchenhaß verächtlich; doch ſehen wir noch nicht ſeine moraliſche Kraft und auch ſeine Liebenswürdigkeit nur wenig. Der Gärtner, die Tante, Abel, und dann die mit Glorie umgebene Angelica, welch ein Reichthum intereſſanter Charaktere, die bey den erſten zweyen noch durch Andeutung nicht gemeiner Schickſale erhöhet werden.

Sollten wir je eine Fortſetzung dieſes Fragments von einer andern Hand erwarten dürfen? Es gehört dazu gewiß mehr Muth und Genie als zur Fortſetzung des Geiſterſehers.

Die Huldigung der Künſte. Nie iſt wohl bey ähnlichen Gelegenheiten eine humanere, würdigere Huldigung vor ſich gegangen. Ein Gelegenheitsgedicht, das alles ergreift, was die Gelegenheit und die Umſtände darbiethen, aber es an das Ewige und Bleibende anſchließen, iſt gewiß das Muſter dieſer Gattung. Wie paſſend und zart ſind die Beziehungen auf die ruſſiſchen Regenten, auf den Hof von Weimar! Wie treffend die Selbſtcharakteriſirung der Kün-

ſte! Eine edle, dem Gegenſtande angemeſſene Sprache herrſcht durchaus. Nur dürfte das Wort Anſiedeln von den Muſen doch zu gemein, ſo wie die Verſe:

Die ſtolze Flottenrüſtung ſeiner Maſſe
Erſchreckt den alten Belt in ſeinem Meerpallaſte

zu unverſtändlich ſeyn.

Die Beziehung des ſüdlichen Orangenbaums auf die nördliche Prinzeſſinn ſcheint nicht ganz natürlich zu ſeyn.

Genius.

Warum pflanzt ihr dieſen Baum?

Jüngling.

Ach! ſie kommt aus fernem Land,
Und ihr Herz blickt in die Ferne!
Feſſeln möchten wir ſie gerne
An das neue Vaterland.

Genius.

Darum grabt ihr dieſen Baum
Mit den Wurzeln in die Erde,
Daß die Hohe heimiſch werde
In dem neuen Vaterland. —

Wen befriedigt dieſe Auskunft? —

Semele. Ohne es als einen Vorzug anzurechnen, darf man bemerken, daß dieſes Product, deſ-

ſen Gegenſtand doch ſo ſehr zum Sentimentaliſiren einladet, doch eines der objectiveſten iſt, die aus Schillers Feder kamen. Ja dieß mag die Urſache ſeyn, warum es ſich nicht über die Mittelmäßigkeit erhebt. Dieſe Juno und dieſer Zevs haben auch nur die Naturwahrheit gemeiner Weſen. Was iſt Ceres unter Schillers Hand geworden, und was dieſe Juno? — Die Götter führen auch hier eben keine Götterſprache. Wenn Juno ſingt:

Götterbrot und Nektarpunſch
Ueberflügeln meinen Wunſch —

oder:

Umrauſcht nicht mein Haupt die olympiſche Krone?

Wer erkennt hier den Verfaſſer der Klage der Ceres?

Die Stelle, wo Semele ihren Geliebten, den vermeinter Beror beſchreibt, mag die gelungenſte ſeyn. Siehe erſte Scene.

O Beror! er kam
Ein ſchöner Jüngling, reitzender, als keiner,
Aurora's Schooß entfloſſen; u. ſ. w.

Die Ueberſetzungen und Nachbildungen, mit denen ſich Schiller befaßte, ſind neben ſeinen Originalwerken zu unwichtig, als daß wir ihre Verdienſte hier weit-

weitläuftiger aus einander ſetzen ſollten. Hierzu kommt die Sorge, uns für die Beurtheilung ſeiner proſaiſchen Aufſätze noch einigen Raum zu ſparen, ſo daß wir uns darauf beſchränken, nur die Bearbeitung des Macbeth näher zu beleuchten, bey welcher wir uns zugleich von Schillers Ueberſetzungs- und Umarbeitungsgabe einen Begriff machen können.

Nur erſuchen wir noch die Leſer, ſich bey der Lectüre der aus dem Franzöſiſchen entlehnten Luſtſpiele an Shakespeares Schatten zu erinnern, und zu bemerken, ob der dort geäußerte Tadel nicht zum Theil dieſe Stüjets treffe.

Macbeth.

Es iſt allen Dankes werth, daß Schiller eins der genialiſchſten Werke ſo rein als möglich übergetragen, in ſchöne Jamben eingekleidet, zum Studium desſelben neue Gelegenheit gegeben, und der theatraliſchen Vorſtellung empfohlen hat; denn hoffentlich wird nun künftig keine Bühne eine andere Nachbildung, als dieſe, dazu wählen. Gleich in der erſten Scene ſtoßen wir auf eine Abänderung. Im Originale zeigen ſich die Hexen nur, wie um anzuzeigen, ſie und das Schickſal würden durch übernatürliche Mittel über die folgenden Begebenheiten walten. Macbeths Nahme wird nur genannt, und ſie verſchwinden. Was ſie nicht ſagen, ſpricht der Donner und Blitz, die Heide, wo ſie erſcheinen, aus. Schiller hat eine Expoſition

hineingelegt, die uns unnöthig scheint, weil sie sich im Folgenden durch Handlung selbst macht. Wenn ferner hier die erste Hexe sagt:

Aber die Meisterinn wird uns schelten,
Wenn wir mit trieglichem Schicksalswort
Ins Verderben führen den edeln Helden,
Ihn verlocken zu Sünd' und Mord.

und:

Er ist tapfer, gerecht und gut,
Warum versuchen wir sein Blut?

so liegt diese moralische Empfindung nicht im Charakter einer Hexe, und zu diesem Mißgriffe, daß sie Macbeths Partey gegen die übrigen nimmt, verleitete Schiller die von ihm eingeschaltete und wie gesagt unnöthige Exposition. Auch kündigt die Hexe, durch obige Worte, ihre Meisterinn nicht richtig an; denn, Hekate zürnt, wie sichs in der Folge im dritten Acte des fünften Auftritts des Originals zeigt, darüber, daß man ihr keinen Antheil an der Unthat vergönnt hat, wie sich das auch für eine Hexenmeisterinn ziemt. — In der zweyten Hexenscene läßt Schiller diese erste Hexe ihren Schwestern erzählen, wie sie erzürnt über die Zufriedenheit eines Fischers ihm einen Schatz finden lassen, und ihn dadurch ins Verderben gestürzt habe. Eine schöne, lehrreiche Erzählung, aber viel zu moralisch für eine Hexe, welche den Werth der Zufriedenheit schwerlich begreifen, und daher nicht leicht einen Zufriedenen verfolgen wird. Weniger glänzend, aber wahr äußert sich die Shakespearesche Hexe, die, um

ſich an einem Weibe wegen verweigerter Kaſtanien und Schimpfreden zu rächen, als Ratze deren Mann verfolgen will. — Auch wäre dieß Benehmen nicht im Geiſte des Weibes, das vorher gegen die Verführung Macbeths Einwendungen machte. — So wie das Innere der Hexen, ſo iſt auch ihr Aeußeres verändert. Banquo nennt ſie rieſenhaft ſtatt verdorrt, withered und ſpricht von ihrem männiſchen Anſehen, da ſie doch nur, um ihre Häßlichkeit zu vermehren, Bärte haben ſollen. — Bürgers Hexen ſind freylich über die Gebühr ekelhaft; aber auch die Schillerſchen weichen in das andere Extrem vom Urbilde ab, worin ſie nur Dienerinnen, Werkzeuge des Schickſals, dabey freylich gemeine, ſchadenfrohe Seelen ſind. — Da, wo Lady Macbeth ihren Gemahl zum Königsmorde beſtimmt, hat Schiller die Frage, welche der Zuſchauer aufwerfen könnte, in Macbeths Mund gelegt:

Wird uns der blut'ge Mord zum Ziele führen?
Steht dieſer Cumberland nicht zwiſchen mir
Und Schottlands Thron? Und lebt nicht Donalbain?
Für Duncans Söhne nur und nicht für uns
Arbeiten wir, wenn wir den König tödten.

und läßt ihr die Lady ſo begegnen:

Ich kenne dieſe Thans! Nie wird ihr Stolz
Sich einem ſchwachen Knaben unterwerfen.
Ein bürgerlicher Krieg entflammet ſich;
Dann trittſt du auf, der Tapferſte, der Beſte,
Der Nächſte an dem königlichen Stamm,
Die Rechte deiner Mündel zu behaupten ꝛc.

Indeſſen unterwerfen ſich dieſe Barone dennoch in der Folge dem Malcolm, und es geſchieht nichts, was den hier angegebenen Grund der Lady aufhöbe. — Die Auftritte des Pförtners im zweyten Acte, welche von den engliſchen Kunſtrichtern (z. B. der Miß Montagu und dem dramatic. Cenſor, Th. I. pag. 90) verworfen, und auf dem engliſchen Theater nicht aufgeführt werden, ſind hier in ein ſchönes, beziehungvolles Lied und einen kurzen Dialog verwandelt worden. Gewiß iſt es, daß die originalen Auftritte zum Tone des Ganzen nicht paſſen, — und Steevens ſelbſt weiß ſie nur durch die Bemerkung, daß Shakespeares Zuhörer auch in den ernſthafteſten Stücken etwas Komiſches verlangt hätten, zu entſchuldigen. Macbeth ſagt zu den beyden Mördern:

Vielleicht ſtößt noch der dritte Mann zu euch;

wodurch Schiller die nachherige Erſcheinung dieſes dritten erklären will. Aber im Originale ſagt Macbeth davon nichts, und mit Recht; denn er ſendet ihn vermuthlich, um jene beobachten zu laſſen, oder aus Furcht, zwey möchten nicht hinreichen. Dort legitimirt ſich dieſer dritte auch ohne Zeichen hinlänglich durch das Wort Macbeth. Ohne Urſache ſind die Reden der Mörder verwechſelt. Der dritte, wie es ſcheint, der zuverläſſigſte, darf die gleichgültigen Worte:

Gut, laßt uns gehn und melden, was gethan iſt,

nicht ſagen. — Zu Anfange des vierten Acts ſind einige Abänderungen geſchehen. Was im Originale

Rosse sagt, ist hier dem Lenox gegeben. Aber jeder hat sein Eigenthümliches, und diese Verwechselung kann nur darum vorgenommen worden seyn, um das Personal abzukürzen, weil in der Folge Cathneß und Menteth wegbleiben. Auch die beyden Zauberscenen, die fünfte des dritten und die erste des vierten Acts sind in eine gezogen. — Ausgelassen ist die zweyte Scene des vierten Acts mit Lady Macduff und ihrem Sohne; vielleicht, um Macduff nicht herabzusetzen, den seine Gemahlinn über seine Verlassung bitter tadelt. Indessen führte sie Shakespeare uns wohl darum vor Augen, um uns Macduffs nachherige Leiden und Thaten desto tiefer fühlen zu lassen.

Ohne diese Scene ist auch ein zu merklicher Sprung; denn auf Macbeths Entschluß, Macduffs Schloß zu überfallen, folgt nun unmittelbar die Nachricht, daß es geschehen sey. Es ist wahr, auch mit dieser Scene folgt die That schnell auf den Vorsatz; aber ein einziger eingeschalteter Auftritt ist oft hinreichend, die Täuschung zu bewirken, als sey einige Zeit verstrichen. — Mit Recht ist der Arzt in der dritten Scene des vierten Acts weggelassen. Im letzten Aufzuge ist die Ordnung der Auftritte sehr verändert, auch sind einige Personen weggeblieben. Freylich geschieht bey Shakespeare alles mehr successiv, indessen mag die Unbequemlichkeit, das Theater zu oft zu verändern, wodurch selbst die Aufmerksamkeit der Zuschauer gestört wird, diese Verschiebung rechtfertigen. Die Vereinigung verschiedener Barone mit Malcolm geschieht hier auf dem Theater. Der Schluß folgt der Urschrift, nur daß statt Macbeths Haupt

deſſen Rüſtung (kürzer und beſſer vielleicht ſein Schwert) und Krone dem Prinzen von Macduff überbracht wird. Der Ueberſetzung liegt faſt durchgehends die Eſchenburgiſche (oder Wielandiſche, die wir nicht haben nachſehen können) zum Grunde, ſo daß dieſe zum Theil (wie im Hexengeſange) ganz beybehalten und in Jamben abgeſetzt iſt. In folgenden Stellen ſcheint der Sinn mehr oder weniger verfehlt zu ſeyn.

Die Handlung ſelbſt iſt minder grauſenvoll,
Als der Gedanke der geſchreckten Seele.

Dieſe Stelle dünkt uns undeutlich. Der Sinn iſt: das Schrecken über eine gegenwärtige Sache iſt ſchwächer, als fürchterliche Einbildungen.

Dieß Bild — regt meine inn're Welt ſo heftig auf,
Daß jede and're Lebensarbeit ruht,
Und mir nichts da iſt, als das Weſenloſe.

And nothing is, but what is not. Beſſer nach Johnſon, was noch nicht iſt; das Künftige, alſo vermuthlich der Beſitz der Krone.

Mein verſtörter Kopf
War in vergangne Zeiten weggerückt.

With things forgotten; vergeſſene Dinge, nähmlich die Verheiſſungen, womit er ſich eben beſchäftiget hatte.

Der Rab, iſt heiſer,
Der Duncans tödtlichen Einzug in mein Haus an-
krächzen ſoll.

Nicht: ankrächzen ſoll, ſondern croaks, ankrächzt, nähmlich der keuchende Bothe, der Duncans Ankunft meldet.

Macbeth. Das wag' ich alles, was dem Manne
ziemt,
Wer mehr wagt, der iſt keiner!
Lady. Wars denn etwa
Ein Thier, das dich vorhin dazu getrie-
ben?
Als du das thateſt — da warſt du ein
Mann!

Dich dazu getrieben. Wozu? Hier fehlt: zur Mittheilung dieſes Gedankens; break this enterprize to me. Als du das thateſt (zu thun wagteſt, nähmlich den Gedanken zu faſſen), da warſt du ein Mann.

Mein gut Gewiſſen und mein Herz

tavtologiſch; beſſer Treue, Pflicht, allegiance. Ferner fehlen im Monolog die ſehr ſchicklichen Worte:

Words to the heat of deeds too cold breath
gives.

Der vortreffliche Zug:

had he not resembled
my Father as he slept, I had done't.

iſt durch:

Hätt' es mich nicht,
Wenn er so schlafend lag, an meinen Vater
Gemahnt ꝛc.

nicht kräftig genug wieder gegeben. Ferner sagt Macbeth:

Es war, als hört' ich rufen: Schlaft nicht mehr!
Den Schlaf ermordet Macbeth, den unschuld'gen —
Den Schlaf, der den verworrnen Knaul der Sorgen
Entwirrt, der jedes Tages Schmerz und Lust
Begräbt, und wieder weckt zum neuen
Morgen.

Die letztern Worte stehen im Originale nicht. Wie gehört auch in dieses Lob des Schlafs, daß er die Lust begräbt, daß er den Schmerz wieder weckt? Und wie kann der Schlaf wecken? —

Der Schuldbrief, der auf mir lastend mich so
bleicht.

Lastend steht mit Recht nicht im Originale.

Einnicken aller freudigen Geschöpfe —

für good things. Macbeth sagt zum Geiste:

Du kannst nicht sagen, ich war's.

deutlicher: daß ich's that. I did it.

Wie? was ficht's mich an,

besser: Nun — was gehts mich an. Macbeth sagt, als ihn die erste Erscheinung vor Macduff warnt:

— Hab Dank für diese Warnung.
Du zeigest meiner ungewissen Furcht
Das Ziel!

Das Ziel könnte leicht für Ende genommen werden; das kann es aber nicht heißen, weil Macbeth mehr zu wissen verlangt. Thou hast harp'd my fear aright, du hast meine Furcht richtig getroffen, du hast bekräftigt, daß meine Furcht gegründet war. — In die Antwort der ersten Erscheinung hat Schiller die Ursache gelegt, warum sie als gewaffnetes Haupt erscheint.

Fürchte Macduffs krieg'risch Haupt.

Symbolisch sind alle drey Erscheinungen; Steevens meint mit Upton, die erste deute auf Macbeths eigenes von Macduff abzuhauendes Haupt. —

— schlafen in des Sturmes Rachen

in ipte of thunder, ist etwas stark ausgedrückt; dagegen zu schwach thow his eyes and grieve his heart durch

Erscheint und macht sein Herz nicht froh.

Nachdem Macbeth Banquo's Nachkommen erblickt und gezählt hat, sagt er:

Was seh' ich? Wie? die Kronen, die Reichsäpfel
Verdoppeln sich, die Zepter werden dreyfach!

Das klingt, als ob sie sich eben vor Macbeths Augen verdoppelten; allein, indem die Könige vorüber ziehen, sieht er sie erst genauer an, und bemerkt die doppelten Kronen. — Und warum grinzt Banquo? Er lächelt, smiles, was ihm besser ziemt. — Die Rede des Arztes, als er der Königinn zuhört:

Ich will mir alles merken, was sie sagt,
Damit ich nichts vergesse,

klingt etwas ſonderbar; set down, beſſer niederſchreiben. — Macbeths Worte zum Arzte auf deſſen Entſchuldigung, daß er keine Seelenkrankheit heilen könne:

So fluch' ich deiner Kunſt, mir frommt ſie nicht;

iſt in dieſer Lage weniger paſſend, als:

Throw physik to the dogs I'll none of it.

Dann: Ich fürchte einen Doppelſinn des Teufels, der Lügen ſagt wie Wahrheit;

iſt ſelbſt doppelſinnig; es könnte heiſſen: der beydes, Lügen und Wahrheit ſagt, und ſoll bedeuten: der ſo lügt, als ob es Wahrheit wäre, that lies like truth.

Gedichte, zwey Theile.

Ehe wir die merkwürdigſten Stücke dieſer Sammlung einzeln durchgehen, mag der Leſer mit uns ſich zuerſt einen allgemeinen Ueberblick auf ſie verſchaffen.

Der von Schiller gemachte Unterſchied zwiſchen naiver und ſentimentaler Poeſie iſt hinlänglich und oft erörtert worden. Schiller kann alſo fürs Erſte dadurch charakteriſirt werden, daß man ihn unter die ſentimentalen Dichter zählt. Die Werke dieſer ſtehen unter ſich in einer gewiſſen Verbindung und erfordern, um gefühlt und verſtanden zu werden, außer dem Kunſtſinne eine poſitive Kenntniß von der Individualität des Dichters. Die Gedichte, welche überſchrieben ſind: Der Tanz, das Glück,

der Genius, die Worte des Glaubens, der Spaziergang, die Geschlechter, die Antike an den Wanderer, die Sänger der Vorwelt, das Reich der Formen oder das Ideal und das Leben, Shakespeares Schatten, der Kampf, die Resignation, die Worte des Wahns, Votiv-Tafeln, diese Gedichte reichen den Schlüssel dar zu allen übrigen Werken des Dichters.

Was Schillern von andern sentimentalen Dichtern unterscheidet, ist, daß bey diesen die Ideen, welche sie darstellen, Eingebungen augenblicklicher Begeisterung sind, bey ihm aber Resultate tiefsinniger Nachforschungen. Die Erscheinungen, die der tiefsinnige Philosoph sieht, wenn in Stunden der Begeisterung seine Ideen sich in Bilder verwandeln, sind der Inhalt der angeführten Poesien. Diese wunderbare Vereinigung der Speculation mit dem Talente der Darstellung gibt Schillers Gedichten folgende Eigenthümlichkeiten.

Die erste besteht darin, daß ihnen etwas Geheimnißvolles und Mystisches beywohnet. Die ästhetischen Ideen haben das Unterscheidende, daß sie zwar angeschauet aber nicht begriffen werden, die Ideen der Vernunft, daß sie zwar begriffen aber nicht angeschauet werden. Der naive Dichter, indem er die Natur, das in den Sinnen Gegenwärtige, zum Objecte seiner Einbildungskraft macht, erhöht durch die Darstellung den Gegenstand. Der sentimentale Dichter hingegen, wenn er die Natur nicht nur auf

Ideen bezieht, sondern, wie Schiller oft thut, die Ideen selbst darstellt, muß seinen Gegenstand gewisser Maßen vernichten. Denn durch die Darstellung raubt er den Ideen der Vernunft ihre Begreiflichkeit und macht, daß sie für den Verstand an Deutlichkeit verlieren, was sie für die Empfindung an Fülle gewinnen. Durch den Inhalt erweckt er die Reflexion, durch die Form erschwert er sie. Daher jenes Mystische und Geheimnißvolle. Dieß ist zum Beyspiel der Fall bey der Elegie: das Glück, von dem wir unten reden werden.

Allerdings gibt es unter Schillers Gedichten mehrere, welche das Bedürfniß zu forschen in demselben Augenblicke befriedigen, in welchem sie dasselbe erwecken; dahin gehört folgende Stelle aus Shakespeares Schatten:

„Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so holst du
„Eine Dramaturgie ihnen vergebens herauf."
O die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.

Was bedeutet hier Natur? In demselben Augenblicke, wo man diese Frage aufwirft, beantwortet man sie sich. Der Schatten spricht von der wahren, der Fremdling aus der Oberwelt von der wirklichen Natur. Vorzüglich empfehlen wir in dieser Rücksicht unsern Lesern das Studium des Spaziergangs, eines Werkes, welches wegen des

tiefſinnigen Inhalts und der lieblichen Klarheit der Form Schillers Genie in ſeiner ganzen philoſophiſchen Würde und dichteriſchen Anmuth zeigt. Viel weniger befriedigend von Seiten der Klarheit iſt das Reich der Formen. Wer nicht den Verfaſſer der Briefe über die äſthetiſche Erziehung Schritt für Schritt begleitet hat, in dem vielfach ſich windenden Gange der Speculationen, die ihn auf das Reſultat führen, das Weſen des Schönen ſey lebendige Geſtalt, wird Mühe haben, das Gedicht überhaupt und inſonderheit folgende Strophe zu verſtehen:

Nur den Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schickſal flechten,
Aber frey von jeder Zeitgewalt,
Die Geſpielinn ſeliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern die Geſtalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln ſchweben,
Werft die Angſt des Irdiſchen von euch,
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Im Allgemeinen aber glaube man ja nicht, daß Schillers Muſe von ihren Verehrern Kenntniß eines beſtimmten philoſophiſchen Syſtems, Anhänglichkeit an die Lehren einer gewiſſen Schule verlange. Sie verſchließet ihr Heiligthum niemanden, der einen zur Philoſophie und Poeſie gebildeten Geiſt hat, verdanke er dieſe Bildung dem Homer und Pla-

te, oder Kant und Göthen. Unter Philoſophie wird hier verſtanden eine Geſinnung, herrſchende Liebe zur Wahrheit, die den Geiſt immer wach erhält, und unabläſſig warnet, nicht eher etwas für gewiß zu halten, als bis das Gewiſſen Zeugniß gibt, daß man hinreichende Gründe dazu habe, ernſtes Streben über die großen Fragen, was der Menſch wiſſen könne, was er thun ſolle, was er hoffen dürfe, durch methodiſch angeſtellte Unterſuchungen mit ſich ſelbſt einig zu werden, ſtets reger Eifer, nach vollendeter Speculation die einzelnen Erſcheinungen aus den gefundenen Principien zu erklären, oder nach denſelben zu beurtheilen, eben das, was unſer Dichter darunter verſteht, wenn er ſagt:

Welche wohl bleibt von allen den Philoſophieen?
Ich weiß nicht.
Aber die Philoſophie, hoff' ich, ſoll ewig beſtehn.

Außer dem Myſtiſchen unterſcheidet Schillers Dichtungen die in denſelben durchgängig herrſchende Erhabenheit. Erhaben nennt man die Werke der Kunſt, welche das Gefühl von der Würde, die uns als vernünftigen, ſelbſtthätigen und freyen Weſen zukommt, entweder darſtellen, oder durch die Darſtellung erwecken. Daß ungeachtet der furchtbaren Gewalt, welche Natur und Schickſal über uns ausüben, wir Kräfte beſitzen, die über beyde uns unendlich erheben, die Kraft zu denken und zu wollen, daß wir einer Weltordnung angehören, in welcher die unterſte Stufe einzunehmen, unendlich ehrenvoller iſt, als in der ſinnlichen die höchſte — dieſe Ideen

liegen tief in des Dichters Seele. In jedem Augenblicke der Begeisterung werden sie in ihm lebendig, und heiligen die Darstellung jedes von ihnen noch so entfernt scheinenden Gegenstandes. Reich an höchst erhabenen Schilderungen ist die schon erwähnte Elegie: der Spaziergang. Eine von ihnen ist folgende: der Wanderer steht auf einer Brücke, und sagt:

Endlos unter mir seh ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab,
Aber zwischen der ewigen Höh', und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steg sicher den Wand'rer dahin.

Das wunderbare Verhängniß, nach welchem der Mensch, hingeworfen in das Universum, eingeengt zwischen den engen Grenzen der Geburt und des Todes, unwissend woher er kommt, und wohin er geht, hinter sich, vor sich, um sich das Unendliche, schwebend zwischen Himmel und Erde, rings umgeben von übermächtigen Naturkräften, trotzend auf die eigene Stärke, mit der stolzen Zuversicht eines Gottes durch das Leben wallet, wie erhaben ist es dargestellt! Und die Würde der Wissenschaft stellt dasselbe Gedicht so dar:

Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel

Sinnend der Weiſe, beſchleicht forſchend den ſchaffenden Geiſt,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Haſſen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Geſetz in des Zufalls grauſenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erſcheinungen Flucht.

Der Forſcher erſcheint hier als ein Gott, der die unendliche Kraft der Natur unter die noch mächtigere Gewalt ſeines Geiſtes beuget. Selbſt wenn er ſcherzt, iſt der Dichter erhaben. Dieſe Eigenheit lernt man am beſten kennen aus dem Gedichte: Shakespeares Schatten. Durch den ſchnellen Wechſel auf einander folgender Vorſtellungen, von denen die eine immer die Nichtigkeit der andern anſchaulich macht, erhält dieſes Gedicht ſeine komiſche Kraft, und erregt Lachen; durch das Gemählde von der Würde der wahren tragiſchen Kunſt, welches die eine, und durch das Gemälde von der Unwürdigkeit der wirklichen tragiſchen Kunſt, welches die andere Reihe von Bildern aufſtellt, erhält es ſeine ſatyriſche Kraft, und macht ernſt. Als erhabenes Spottgedicht kündigt ſich dieſe Poeſie durch die erſten Diſtichen an:

Auch erblickt' ich allda die hohe Kraft des Herakles,
Seinen Schatten, er ſelbſt leider war nicht mehr zu ſehn.

Rings-

Ringsum ſchrie wie Vogelgeſchrey das Geſchrey der Tragödien
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.
Schauerlich ſtand das Ungethüm da, geſpannt war der Bogen,
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beſtändig das Herz.

Eine dritte aus den bisher gemachten Bemerkungen leicht zu erklärende Eigenthümlichkeit in Schillers Gedichten beſteht, wie uns ſcheint, darin, daß die Stimmung, worin ſie verſetzen, faſt nie rein künſtleriſch iſt. Zwey Triebe regen ſich unabläſſig in des Menſchen Bruſt, der eine ſtrebt nach Stoffe, nach Erweiterung des Daſeyns, der andere nach Form und Geſetzmäßigkeit. Wird einer dieſer Triebe auf Koſten des andern befriedigt, ſo befinden wir uns in einer zwangvollen und peinlichen Verfaſſung. Gäbe es einen Zuſtand, worin beyde Triebe zu gleicher Zeit ihre höchſte Befriedigung fänden; ſo könnte man von dieſem ſagen, daß er dem Menſchen den Genuß des höchſten Gutes gewähre. Ein ſolcher Zuſtand iſt der äſthetiſche, hervorgebracht durch die Betrachtung des reinen Schönen, die Ideenfülle, macht, daß die Sinnlichkeit unumſchränkt herrſcht; das andere, die Zweckmäßigkeit, macht, daß die Sinnlichkeit unumſchränkt beherrſcht wird, folglich gewährt uns die Betrachtung desſelben eine geſetzmäßige Erweiterung des Daſeyns, und das Eigenthümliche der rein künſtleriſchen Stimmung iſt das Gefühl der befriedigten Sehnſucht nach dem höchſten Gute.

Durch das Myſtiſche erregen Schillers Gedichte ein Intereſſe der practiſchen Vernunft. Wo ein Intereſſe iſt, da iſt ein Bedürfniß, das Bedürfniß macht unruhig, die Unruhe ſtört den Genuß.

Was wir hier als etwas Unterſcheidendes von Schillers Werken anführen, behauptet er ſelbſt in der angeführten Abhandlung von allen ſentimentalen Dichtungen. „Anders als die durch naive Stimmung, ſagt er, iſt die, welche der ſentimentale „Dichter hervorbringt. Er erregt in dem Hörer einen lebendigen Trieb, die Harmonie in ſich zu erzeugen, welche er dort wirklich empfand, ein Ganzes aus ſich zu machen, die Menſchheit in ſich zu „einem vollendeten Ausdrucke zu bringen. Daher „iſt hier das Gemüth in Bewegung, es iſt angeſpannt, es ſchwankt zwiſchen ſtreitenden Gefühlen, „da es dort ruhig aufgelöſt, einig mit ſich ſelbſt und „vollkommen befriedigt iſt.“ Dieſer Bemerkung ſtimmen wir bey in Beziehung auf diejenigen ſentimentalen Dichter, welche Ideen darſtellen; in Beziehung auf die aber, welche die Natur auf Ideen nur beziehen, wagen wir, anderer Meinung zu ſeyn, und berufen uns deßwegen auf den Eindruck, den Göthens Zueignung in dem Hörer zurück läßt. Unter dem Schleyer der Allegorie ſtellt dieſe Poeſie die Reihe von Zuſtänden dar, welche die Seele des gebornen und geweiheten Dichters durchirrt, von dem Augenblicke an, wo ſie ſich ahndet und ſuchet, bis zu dem Augenblicke, wo ſie ſich findet und verſteht, und wo vor dem entzückten Auge das Allerheiligſte der Kunſt ſich öffnet. Ohne Zweifel iſt dieſes Gedicht

sentimental: und doch, welche Stimmung bringt es hervor! himmlische Ruhe und seligen Frieden. — Eben so würde man irren, wenn man glaubte, daß das Erhabene die Seele nothwendig beunruhigen müsse. Bey Schillern thut es diese Wirkung freylich sehr oft, weil es in dem Grade, als es die Würde des Menschen fühlbar macht, uns den Unwerth der Menschen inne werden läßt. Um sich zu überzeugen, daß es erhabene Poesien gebe, welche der Seele zu dieser Reflexion nicht Zeit lassen, vergleiche man Mahomets Gesang von Göthe. Die Ursachen dieser Verschiedenheit anzugeben, ist hier der Ort nicht, weil es eine vollständigere Theorie des Erhabenen voraussetzt, als wir bis jetzt haben.

Alles bisher Gesagte wird nur angeführt, um zu zeigen, daß Schillers Gedichte zwar einen vielfachen, höchst edeln, in seiner Art einzigen Genuß gewähren, aber nicht einen rein künstlerischen, und daß die Ursache hiervon nicht in der Gattung liegt, worin er arbeitete, sondern in seinem Genie, darin, daß seine Einbildungskraft fast nie ganz frey wirket, sondern selbst in ihren kühnsten Schwüngen unter der Herrschaft, nicht des Verstandes (denn dieß muß sie bey jedem Dichter immer und überall), sondern der Vernunft bleibt. Allerdings gibt es in vorliegender Sammlung mehrere Poesien, in denen des Dichters Einbildungskraft, dieser Fesseln entledigt, sich ganz frey bewegt. Dürfen wir aber freymüthig bekennen, was wir denken; so gestehen wir, daß Schiller uns hier nicht in seiner Sphäre zu seyn scheint. An die wahrhaft genialischen Dichtungen der Alten und eini-

ger Neuern, von denen man, ſo paradox es auch klingt, mit Wahrheit ſagen kann, daß ſie, je inhaltloſer deſto ſchöner ſind, reichen diejenigen von Schillers Gedichten nicht, welche das Intereſſe der Vernunft beraubt, durch die bloße Form gefallen ſollen. Ob gleich ſie durch die Vortrefflichkeit der Diction und andere Vorzüge des Hörers Gemüth einnehmen; ſo erfüllen ſie doch dasſelbe nicht, und von ihnen möchte gelten, was der Dichter mit großer Ungerechtigkeit gegen ſich, von der ganzen vorliegenden Sammlung ſagt, wenn er ſpricht:

Nicht länger wollen dieſe Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Zur fernen Nachwelt wollen ſie nicht ſchweben,
Sie tönten, ſie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Luſt hat ſie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Schiller als lyriſcher Dichter.

Seine lyriſchen Gedichte ſind ſelten reine Schöpfung der Fantaſie; der Verſtand iſt immer zugleich in Bewegung; es ſcheint, es könne ihn keine Empfindung berühren, ohne daß ſie zugleich die harmoniſche Idee anſchlüge. Aber eben weil dieſer Verſtand ſo tief, ſo umfaſſend iſt, wird auch jedes Gefühl dadurch geläutert, veredelt, verfeinert, und nicht ſelten zu einer innigen Zartheit, ja manches Mahl weichen Lieblichkeit hinaufgehoben. Schillers lyriſche Ge-

dichte schimmern, wie zarte, weiße Rosen in des Dichters ernsten Eichenkranz verflochten. Diese Vorzüge sind besonders sichtbar in dem Gedichte:

Die Blumen. Wie anmuthig ist die Begrüßung dieser Kinder der verjüngten Sonne! Wie rührend die Klage, daß sie ohne Gefühl sind; daß sie zur Liebe einladend und von Liebe umsungen, umgaukelt, doch selbst der Liebe entbehren. Wie fein und doch gewisser Maßen dithyrambisch ist die Wendung der letzten Strophe.

Das Geheimniß. Nur die erste Strophe ist reine Empfindung des Liebenden. In der zweyten verliert er sich schon wieder in die Ideen des Glücks und Schicksals, die aber hier nur in der bestimmten Beziehung auf die Liebenden berührt werden. Obschon die vier letzten Verse mehr das Interesse des Liebenden als des Denkenden ausdrücken, so sind wir doch durch die Betrachtungen schon dahin gekommen, zu vergessen, daß dieß alles gesagt wird, an einem Orte, wo der Sänger seine Geliebte erwartet.

Das Zauberische, das dieses Gedicht vom Anfange bis zu Ende begleitet, liegt vielleicht in einem gewissen Pianissimo, das sich in allen Bildern ausprägt.

Die Klage der Ceres. Die Anlage dieser schönen Elegie ist folgende: Der Frühling erwacht, Ceres durchstreicht die aufblühende Erde. Bange Ahndung zeigt der Göttinn den Aufenthalt der geliebten verlornen Tochter. Pluto hat sie mit sich zur Unterwelt entführt. Aber wie soll Ceres von dort Kunde von der Tochter erhalten, wohin das Geschick einer Göttinn jeden Zutritt auf immer versagt? Sie beneidet das Schicksal Sterblicher, welchen der Tod

ger Neuern, von denen man, ſo paradox es auch klingt, mit Wahrheit ſagen kann, daß ſie, je inhaltloſer deſto ſchöner ſind, reichen diejenigen von Schillers Gedichten nicht, welche das Intereſſe der Vernunft beraubt, durch die bloße Form gefallen ſollen. Ob gleich ſie durch die Vortrefflichkeit der Diction und andere Vorzüge des Hörers Gemüth einnehmen; ſo erfüllen ſie doch dasſelbe nicht, und von ihnen möchte gelten, was der Dichter mit großer Ungerechtigkeit gegen ſich, von der ganzen vorliegenden Sammlung ſagt, wenn er ſpricht:

Nicht länger wollen dieſe Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Zur fernen Nachwelt wollen ſie nicht ſchweben,
Sie tönten, ſie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Luſt hat ſie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Schiller als lyriſcher Dichter.

Seine lyriſchen Gedichte ſind ſelten reine Schöpfung der Fantaſie; der Verſtand iſt immer zugleich in Bewegung; es ſcheint, es könne ihn keine Empfindung berühren, ohne daß ſie zugleich die harmoniſche Idee anſchlüge. Aber eben weil dieſer Verſtand ſo tief, ſo umfaſſend iſt, wird auch jedes Gefühl dadurch geläutert, veredelt, verfeinert, und nicht ſelten zu einer innigen Zartheit, ja manches Mahl weichen Lieblichkeit hinaufgehoben. Schillers lyriſche Ge-

dichte schimmern, wie zarte, weiße Rosen in des Dichters ernsten Eichenkranz verflochten. Diese Vorzüge sind besonders sichtbar in dem Gedichte:

Die Blumen. Wie anmuthig ist die Begrüßung dieser Kinder der verjüngten Sonne! Wie rührend die Klage, daß sie ohne Gefühl sind; daß sie zur Liebe einladend und von Liebe umsungen, umgaukelt, doch selbst der Liebe entbehren. Wie fein und doch gewisser Maßen dithyrambisch ist die Wendung der letzten Strophe.

Das Geheimniß. Nur die erste Strophe ist reine Empfindung des Liebenden. In der zweyten verliert er sich schon wieder in die Ideen des Glücks und Schicksals, die aber hier nur in der bestimmten Beziehung auf die Liebenden berührt werden. Obschon die vier letzten Verse mehr das Interesse des Liebenden als des Denkenden ausdrücken, so sind wir doch durch die Betrachtungen schon dahin gekommen, zu vergessen, daß dieß alles gesagt wird, an einem Orte, wo der Sänger seine Geliebte erwartet.

Das Zauberische, das dieses Gedicht vom Anfange bis zu Ende begleitet, liegt vielleicht in einem gewissen Pianissimo, das sich in allen Bildern ausprägt.

Die Klage der Ceres. Die Anlage dieser schönen Elegie ist folgende: Der Frühling erwacht, Ceres durchstreicht die aufblühende Erde. Bange Ahndung zeigt der Göttinn den Aufenthalt der geliebten verlornen Tochter. Pluto hat sie mit sich zur Unterwelt entführt. Aber wie soll Ceres von dort Kunde von der Tochter erhalten, wohin das Geschick einer Göttinn jeden Zutritt auf immer versagt? Sie beneidet das Schicksal Sterblicher, welchen der Tod

die Thore jener düsteren Gegenden aufschließt. Vergebens sind ihre Wünsche. Das eiserne Geschick wird von keinem Flehen gebeugt; also ganz und auf ewig soll das Liebe dürstende Mutterherz von der Tochter getrennt seyn? Nein! eine Sprache, ein Band ist ihr geblieben. Durch Blumen und Pflanzen verbindet sich die Oberwelt mit den unterirdischen Wohnungen, denen die bedeckten Wurzeln zusinken; Blumen und Pflanzen mögen also auch hier der Liebe Zeichen seyn. (Eine Idee, eben so genialisch und groß gedacht, als sie milde und lieblich ausgeführt ist.) Die Mutter trägt nun ihre Liebe auf jene zarten Alphabete über.

Das große poetische Verdienst dieses Gedichtes ist über jeden Tadel erhaben. Sinnlich, lebendig, anschaulich, gestaltreich, mit den schönsten Erscheinungen der schönsten Jahreszeit, mit dem Anklagen des Schicksals, des fest verschlossenen Todesreiches, mit der Würde der Göttinn, dem Herzen der Mutter, der treuen Tochterliebe geschmückt, entfaltet es vor unsern Augen an einem Bande beynahe Alles, was unser Gemüth rühren und unseren Geist erheben kann. Der Wohllaut und die Pracht dieser Verse zeugen, daß die deutsche Sprache in der Götter und des Genie's Munde auch göttlich wird.

Die Erwartung ist mit allem Glanze einer frischen Farbengebung und des anziehendsten Colorits ausgestattet; die schönsten und neuesten Bilder folgen in der weisesten Stufenreihe an einander; mit der ganzen Gewalt seines philosophisch-dichterischen Genies entwickelt er die steigende Sehnsucht eines liebenden, von Erwartung trunkenen Gemüthes. Jedes Geräusch scheint dem Harrenden die Ankunft sei-

ner Geliebten zu verkündigen, und jedes Mahl, wenn er sich getäuscht findet, ergießt sich sein volles Herz gegen die ihn umgebende Natur. Im Grunde ist das Geheimniß auch eine Erwartung. Aber dort vertreibt sich der Lebende die Zeit mit Raisonnements. Hier ist von Anfang bis zu Ende nur Empfindung. Bloß in den Jamben der zweyten Strophe, die auch die mattesten sind, droht Schiller in die Ideenwelt umzuschlagen.

Weise hat der Dichter für die unruhige, abspringende Ungeduld die kurzen Daktylen gewählt, die wie ein kleiner Wasserfall hüpfen. Aber wenn das Gefühl nun an einem Gegenstande abströmt, so ergießt es sich voll, tief und breit, wie der Fluß von Wasserfällen gebildet, fortrauscht, in der Jamben gemäßigteren Fülle. Die dritte und vierte Strophe gehören zu dem Gelungensten, was die deutsche Dichtkunst im Fache der beschreibenden Poesie aufzuweisen hat. Der Ausgang ist eines so herrlichen Ganzen vollkommen würdig; die Vergleichung, womit geschlossen wird, eben so neu als überraschend, treffend und glänzend.

Dithyrambe. Kein tobender, zügelloser Freudengesang zu Ehren des Bacchus. Der Dichter kommt in seinem — wenn man so sagen darf — angehenden Räuschchen mit dem ganzen Olymp in Verkehr. Mit gewohnter Art knüpft er an das Irdische das Ueberirdische an. Des Bacchus Gabe gibt ihm Muth, Nektar zu verlangen. Er erhält ihn, vergißt den Tod, und dünkt sich ein Unsterblicher. Liebliches, erhöhetes Lebensgefühl ist die Grundlage des ganzen so singbaren Gedicht

Kassandra. Als Gemählde einer uns durch Mythologie bekannten Situation vortreffliches Gedicht. Daß es uns aber so tief ergreift und erschüttert, scheint nicht so wohl in der Wahrheit der Darstellung dieser besonderen Lage, als vielmehr in der Berührung einer Saite des Herzens zu liegen, welche in unseren Zeiten nicht selten von dem Schicksale schmerzlich bewegt wird. Jeder, der zwischen den Freuden und Wünschen der Jugend und jenen des männlichen Alters in der Mitte steht, — jeder, der durch Speculation oder Erfahrung um den jugendlichen Glauben gekommen ist, — jeder, den sein Schicksal von dem Glücke der ehelichen und häuslichen Verbindung ausschließt, — jedes verarmte und doch einem klaren Verstande beygesellte Herz wird leicht Kassandra's Monolog wie aus sich selbst nachsprechen, und ihre Gefühle theilen. Uebrigens ist der Schluß besonders erhaben, pathetisch und voll ernster Spannung. Ein schwarzer, magischer Nebel überschattet schnell eine blühende Landschaft, und läßt, wenn er wieder vorüberziehen wird, eine schaudervolle Verwandelung in öde Trümmer und drohende Felsenmassen fürchten. Von diesem ernsten, erhabenen Stücke, welcher Abstand zu dem kleinen, rührend einfachen Epigramme: Homeros Kopf als Siegel.

Treuer, alter Homer! dir vertrau' ich das zarte Geheimniß,
Um der Liebenden Glück wisse der Sänger allein.

An die Freude. Wer kennt diese herrliche Ode nicht, welche alles mit dem ganzen Zauber der

Dichtkunſt ausſpricht, was die Bruſt des edelſten Menſchen in ſeinen glücklichſten Momenten fühlt! Die hohe Hinweiſung auf den Schöpfer, womit der Chor immer einfällt, welchen Schwung gibt ſie nicht dem Ganzen, wie veredelt ſie nicht die Fröhlichen, indem ſie den ewigen Schöpfer ſelbſt mit kühner Begeiſterung in ihren Kreis ruft! Daß dieſes Meiſterſtück gedichtet werden konnte, daß alle feineren und beſſeren Menſchen mit gleicher Stärke davon ergriffen, gehoben und begeiſtert werden, dieß beweiſet die höheren Anlagen der menſchlichen Natur und den Beruf zu einem anderen, freyen, geiſtigeren Wirken. Es iſt die ſchönſte Blüthe der Humanität, wenn ſelbſt die Freude ſich mit geiſtiger Verklärung umgibt, und den frohen Blick ins andere Leben richtet. So wie der Dichter in der zweyten Strophe die ganze Menſchheit in den Kreis der Freude ruft, ſo ſchließt er auch in die ehedem vorletzte Strophe den ganzen Umfang menſchlicher Pflichten ein. Wenn auch Schiller die letzte Strophe ſpäterhin, vielleicht auch aus guten Gründen, wegließ, ſo wird ſie doch gewiß von allen älteren Leſern Schillers wieder hergeſtellt. Der letzte Chor ſcheint nun ſchon gar nicht entbehrlich; denn mit ihm erſt wird jede Diſſonanz aufgelöſt, erſt durch ihn kommt das Gemüth in die ſtille, ſüßwehmüthige Stimmung, welche in edeln Seelen gewöhnlich auf rauſchendere Bewegungen folgt.

Abſchied an die Leſer. Mit welcher Beſcheidenheit tritt der Dichter hier zurück, aber auch mit welchem edeln Selbſtgefühle. Welch ein Wohllaut der Worte, welche Anmuth der Bilder! Man vergleiche damit das Herderſche:

resstille so schrecklich getäuschten Hero. Immer grösser wird die Last und die Angst; sie gelobt den Göttern Opfer, da besänftigt sich endlich die See, und schwemmt den Leichnam des Geliebten an den Strand. Sie erkennt ihn; schön und beredt drückt sie ihren Schmerz noch aus und stürzt sich ins Meer. Erhaben und groß ist der Ausgang des Gedichts; er weiset nach griechischer Vorstellungsart auf die Macht der Götter, die nach Willkür dem Menschen Glück oder Verderben senden.

Der Taucher ist der eigentlichen Ballade näher. Er beginnt mit der Anrede des Königs, der nur durch diesen Titel bezeichnet, schon von der mehr individuellen Erzählung abweicht. Gleich in der zweyten Strophe hören wir kurz und gedrängt die Hauptsache, um welche es sich hier handelt. Die Ritter verstummen, nur ein Edelknecht tritt hervor, der das kühne Wagstück zu unternehmen bereit ist. Auch er wird nicht näher bezeichnet. Die folgende Beschreibung ist vortrefflich, aber auch für die Ballade zu lange geführt. Alle folgenden Schilderungen, wie der Strudel den edelherzigen Jüngling verschlingt, wie er sich wieder empor arbeitet, sind meisterhaft, und die Art, wie die Tochter des Königs, von der vorhin gar nicht gesprochen wurde, nun in das Spiel tritt, kurz und vortrefflich, ganz im Geiste der echten Ballade. Sehr glücklich läßt der Dichter bloß durch die Rede der Fürstinn die Wirkung der Wagethat auf ihr Herz verrathen. Die Fantasie behält ganz freyen Spielraum; sie wird das Ausmahlen der Empfindungen, welche den Busen der Jungfrau

während der vorigen Scene durchglüheten, gern übernehmen, und das Bild der Zartfühlenden mit leisen Umrissen entwerfen. — Eben so kräftig ist in der folgenden Strophe die aufflammende Härte des grausamen Herrschers geschildert, der alles an seinen Willen setzt, selbst die Hand seiner einzigen Tochter, deren schnelles Mitgefühl seinen Stolz empörte.

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er sieht erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin,
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Durch die zwey vortrefflichen Verse: Und er sieht erröthen ꝛc., ist das Bild der theilnehmenden Edeln in einer beweglichen Fantasie vollkommen ausgemahlt. Auch der Ausgang ohne weiteren Aufschluß über den König und das Loos der Prinzessinn ist echt romantisch, und hinterläßt einen tiefen, schauerlichen Eindruck:

Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling aber bringt keines wieder.

Die Kraniche des Ibykus sind auch reich an hohen Schönheiten. Die bekannte Anecdote, daß die Mörder des Ibykus sich selbst bey den korinthischen Spielen durch einen unwillkürlichen Ausruf ver-

riethen, hat bey dieſer Erzählung vorzüglich durch den feinen Zug gewonnen, daß gerade in dem Theater die Rachegöttinnen erſcheinen, wodurch das Volk auf die Idee rächender Vergeltung geleitet und ſo die Entdeckung der Verbrechen erleichtert wird. Die Art und Weiſe, wie der Chor der Alten auf die Zuſchauer wirken mußte, findet man wohl nirgends mit dieſer Kraft geſchildert. Auch der Geſang, ſelbſt der Eumeniden iſt höchſt ausgezeichnet und wirklich erſchütternd. — Als den Mördern der Ausruf ſchon entflohen war, war nichts natürlicher, als daß der Zuſchauer die Idee der rächenden Vergeltung, von dem Schauerchor ſo tief in die Seele gedrückt, jetzt gleich dem gegenwärtigen Vorfalle anpaßte.

Die Bürgſchaft hat Schiller auf eine ganz eigene Art behandelt. Er läßt nähmlich den Rückkehrenden noch durch viele und große Hinderniſſe aufhalten, durch Regengüſſe die Waldſtröme anſchwellen, mit Lebensgefahr durchſetzen.

Ob aber die Ballade durch dieſe Aufhäufung ſo vieler Nebenumſtände gewonnen habe, ob nicht durch dieſe verſchiedenen Kraftäußerungen der edeln Haupthandlung zu vieles Licht entzogen werde, ob nicht eine einfachere Behandlung dem Ganzen mehr ſtille Würde und Erhabenheit gegeben hätte, das mag hier unerörtert bleiben.

Der Kampf mit dem Drachen iſt zwar durchaus ſehr ſchön erzählt, vorzüglich aber zeichnen ſich einige äußerſt gelungene Gemählde aus. So das Drachenbild, welches der Ritter verfertigen läßt, ſein Roß und ſeine Hunde mit dem Anblicke desſelben vertraut zu machen.

Dieſe Schilderung kann ſich wohl mit jener Virgilſchen der Schlangen meſſen, welche Laokoon und und ſeine Söhne tödten. Wir ſetzen dieſe Stelle in der Schillerſchen Ueberſetzung her:

Da kam — — — — — —
Von Tenedos ein gräßlich Schlangenpaar,
Den Schweif gerollt in fürchterlichem Bogen,
Daher geſchwommen auf den ſtillen Wogen,
Die Brüſte ſteigen aus dem Wellenbade,
Hoch aus den Waſſern ſteigt der Kämme blut'ge Gluth,
Und nachgeſchleift im ungeheuern Rade,
Netzt ſich der lange Rücken in der Fluth,
Lautrauſchend ſchäumt es unter ihrem Pfade,
Im blut'gen Auge flammt des Hungers Wuth,
Im Rachen wetzen ziſchend ſich die Zungen,
So kommen ſie ans Land geſprungen.

Eben ſo vortrefflich iſt die ganze Beſchreibung des Kampfes; man könnte die gelungenſte ähnliche Stelle Arioſt's ohne Schillers Nachtheil damit vergleichen.

Nach ſolchen Proben kann man wohl auch Schillers hohes Genie zum epiſchen Dichter nicht bezweifeln, und wahr bleibt der Ausſpruch eines berühmten Kunſtrichters: Schiller würde, hätte er dieſe Gattung bearbeitet, ein Heldengedicht aufgeſtellt haben, mit welchem ſich keine Epopäe der älteren oder neueren Zeiten meſſen könnte. Aber das war eben das Unmögliche, daß irgend eine auch noch ſo große und lange Handlung Schillern als etwas Unendliches begeiſtern und anhaltend beſchäftigen ſollte. Er konn-

te eine Weile beym Plaſtiſchen verweilen, bald aber mußte er, ſeiner Natur getreu, die Tiefen der Vernunft berühren, und ſich vom Sichtbaren in das Ueberſinnliche flüchten.

Schiller als Lehrdichter.

Schillers Lehrgedichte haben nicht Belehrung zum Endzwecke; andere Mittel würden dazu der Dichtkunſt freylich weit vorzuziehen ſeyn. Ein innerer Drang machte ihn zum Dichter; zahlreich mußten ſich dem tief dringenden Geiſte des Denkers jene Gegenſtände anbiethen, die wohl ewig die Aufmerkſamkeit aller edleren Geiſter feſſeln werden; das Schickſal, die Beſtimmung der Menſchheit, das Verhältniß der Mittel zu dieſem Zwecke, die Stufe, auf welcher die Menſchheit ſtünde und ſtehen könnte, dieſe wichtigen Angelegenheiten faßte er mit vollem innigem Gemüthe in ſeinem feurigen Dichterbuſen, beleuchtete er mit dem ſchärfſten Verſtande. Und die Reſultate ſeines Nachdenkens verwandelten ſich in ſinnvolle, ewig bedeutende Bilder; er formte ſie zur höchſten Schönheit, und ſtellte ſie auf in dem ewigen Tempel der Zeiten, für Welt und Nachwelt. Hier werden ſie ſtehen und verehret werden, ſo lange noch ein edlerer Funke in eines Menſchen Bruſt lodern wird.

Aber allerdings iſt es nicht Jedermanns Sache, die Schillerſchen Lehrgedichte zu würdigen. Sie drehen ſich gewöhnlich um Gegenſtände, welche ſchon eine hohe Ausbildung fordern, um das Verhältniß

nähm-

nähmlich, in welchem die geistigen Forderungen des Menschen zu ihrer Befriedigung stehen. So bestimmt das Glück das Verhältniß des Angenehmen und Schönen zum Würdigen und Verdienten; in den Ideale n wird das Verschwinden der ersten schönen Jugendträume auf eine unnachahmliche Art geschildert; der Spaziergang entwickelt mit dem höchsten Glanze der dichterischen Darstellung die Entstehung, Fortbildung und Auflösung der bürgerlichen Gesellschaft, während in dem Gedichte an Göthe eine ganze dramatische Kunst der Neueren enthalten ist.

Die Künstler. Dieß Lehrgedicht vom Jahre 1789 eröffnet eine Periode, die bis auf die Erscheinung des Liedes von der Glocke im Jahre 1799 reicht. Von jetzt an fanden die Ahndungen seiner Jugend Befriedigung und Auslegung durch das Studium der Philosophie, welches seinen Ideen Bestimmtheit und Umriß gab. Was er vorher über den Sternen gesucht hatte, das fand er nun in der eigenen Brust, in deren Geheimnisse er sich immer tiefer zu versenken schien. Mehrere Darstellungen aus dieser Periode verrathen durch einen gewissen Ton der Anstrengung, daß der Dichter seines Stoffes nicht immer ganz Meister ward, und gewähren daher einen Genuß, der sich nicht so wohl anbiethet, als erarbeitet seyn will. Doch haben sie, je näher sie dem Ende dieser Periode stehen, desto mehr von dem, was er selber als das Höchste in der Kunst kenntlich machte, wenn er die Bestimmung derselben mit dem Worte Spiel bezeichnete. In den letzten Jahren seines Lebens ruhete er von den philosophischen Forschungen

aus; als Resultate derselben lagen wenig große Ideen in seiner Seele, die, seit sie sich in Anschauungen verwandelt hatten, keinem seiner Gedichte mehr den Inhalt gaben, allen aber Form und Ton.

Um auf unsere Künstler wieder zurück zu kommen, so ist der Inhalt dieses Gedichtes: was die Menschheit den Künsten danke. Der Plan ist verwickelt, und manche kühne Sprünge können viele Stellen desselben auch sonst geübten Lesern unverständlich machen. Daher hier eine kurze Auseinandersetzung derselben.

Die Einleitung beginnt mit einem freudig-stolzen Blicke auf den hohen, sittlichen, intellectuellen und ästhetischen Zustand des jetzigen Menschengeschlechts. Aber auf dieser Stufe sollte der Mensch doch nicht vergessen, daß es die Kunst war, die ihn hinauf führte; diese hohe Göttinn soll er jetzt nicht geringeren Dienerinnen nachsetzen. In dem Schönen liegt ohnehin schon das Wahre, das Gute angeschlossen, der einfache, kindliche, reine Sinn leitet den Menschen früher seiner Würde und Bestimmung gemäß, als die speculirende Vernunft die Regeln für sein Rechtverhalten bestimmt.

Für die Erde ist Schönheit bestimmt, erst in andern Welten wird sich diese für uns in Wahrheit verwandeln, Urania, sagt der Dichter, legt ihre herrliche Feuerkrone hier ab.

Nun erzählt Schiller die Entstehung der Künste. Als die Himmlischen den Menschen von sich verbannten, da blieb die Schönheit allein bey ihm; von ihr beschützt, floß das erste Zeitalter rein und unschuldig

dahin. Vorzüglich waren es die Künstler, welche die Natur liebte, in deren bewahrende Hände sie ihr Edelstes niederlegte. Sie sinds, welche zuerst den Menschen aus seinem thierischen Zustande zur freyen Geisterwürde emporhoben. Das Bild, welches in den Wogen sich spiegelte, gab Anlaß zur Erfindung der Mahlerey. Bald entstanden auch andere Künste.

Kaum entstanden, schritt die Kunst auch schnell einer größeren Vollkommenheit entgegen. Nicht mehr die Schönheit des Einzelnen, sondern der Zusammenklang des Ganzen kann den Preis erringen.

Nun traten Sänger auf, und begeistern den Menschen. Er windet sich los von den Fesseln der Sinnlichkeit, edlere, zartere Gefühle entwickeln sich unabhängig von den thierischen Trieben.

Da entstand die geistige Liebe. Jetzt stellten die Künstler alles das in einem Gegenstande idealisch auf, was die Natur nur einzeln unter ihre Lieblinge vertheilt. So bildete die Fantasie ihre Götter. Sie schuf die Bühne; hier rückte sie die Folge mit der That zusammen, welche die Wirklichkeit oft weit entfernt; hier zeigt der Verbrecher sein Inneres, das er in der Welt sorgfältig verbirgt. Die Rachegöttinnen verfolgen hier sichtbar den Lasterhaften, und

Vom Eumenidenchor geschrecket
Zieht sich der Mond auch nie entdecket
Das Loos des Todes aus dem Lied.

Nicht allein das Leben verschönerte die Kunst, die Fantasie schwang sich selbst über das Grab, um

jene finſteren Räume mit ihren Lichtgeſtalten zu bevölkern.

Und immer weiter dringt die Kunſt, und die bloße Nachahmung der Natur ſinkt, und der Künſtler arbeitet nach der Idee, welche ihm ſein Genius vorhält.

Als ſich mit dem Schönheitsſinne auch alle anderen geiſtigen Kräfte des Menſchen übten, beginnt das herrliche Zeitalter der Griechen.

Hier fängt nun ein herrlicher Lobgeſang auf die unerreichten griechiſchen Dichter an. Er iſt mit einem Feuer, mit einer Erhabenheit und einem Schwunge behandelt, die Bilder ſind durchgängig ſo edel, neu und prächtig, daß ihm wohl Weniges an die Seite geſetzt werden kann.

Als die Menſchheit durch die Verheerungen barbariſcher Völker, durch den preſſenden Druck von Univerſalmonarchien, durch Bürgerkriege, durch Unwiſſenheit und Aberglauben in ſtumpfe, dumpfe Rohheit zurückgeſunken war, da waren es immer wieder die neu aufgefundenen Dichterwerke der Griechen und Römer, welche nach und nach Sinn für das Wahre, Gute und Große dem Menſchen zurückbrachten. Der Orient, das griechiſche Kaiſerthum, war durch die rohen Osmanen gefallen, da flüchteten die Gelehrten nach Italien, von dieſem Lande aus ſtrömte die Wiſſenſchaft vorzüglich durch die Dichter in das übrige Europa.

Heute, ſagt Schiller, ſchwingt ſich der kühne Geiſt des Denkers im freyen Fluge ſeinem Ziele zu, und die Künſte, ſeine edeln Führer, glaubt er mit

geringem Söldnerlohne entlaſſen zu dürfen. Verzeiht ihnen, ruft er den edeln Sängern zu.

Und arbeitet nicht jede Wiſſenſchaft für die Kunſt? Wie, ſie ſollte Dienerinn ſeyn, welche jede Erfindung, jedes Fortſchreiten des menſchlichen Geiſtes nur als Material benützt, das erſt von dem Genius beſeelt, ſich zur herrlichen Geſtalt verwandelt?

Mit dem Schönheitsſinne entwickeln ſich auch zugleich die andern Geiſteskräfte des Menſchen, ſeine Liebe, ſein Verſtand, ſein Edelmuth. Wenn er dann das Schöne am tiefſten, innigſten empfunden hat, wenn ſeine Seele, empfänglich für alles Schöne gebildet, jedes mit ſüßem Entzücken ergreift, dann wird er unmerklich zur Wahrheit geführt ſeyn, und in die Arme der ernſteren Göttinn gleiten. Dann wird die Schönheit ſelbſt ſich in Wahrheit verwandeln.

Schiller ſchließt mit einer Ermahnung an die Dichter, ihren hohen Beruf zu erfüllen, ihr Genie nur zu hohen Zwecken anzuwenden!

Wen die Natur durch hohe Dichtergabe zu ihrem Prieſter weihete, der ehre ihren Wink, er ringe nach Vollkommenheit im Gebiethe des Schönen.

Am Ziele fließt Wahrheit und Schönheit in einander. Mit dieſem Gedanken, in einem prächtigen Gleichniſſe ausgedrückt, ſchließt dieſes Gedicht, von deſſen Schönheiten hier nur ein kleiner Theil entwickelt werden konnte.

Das Glück. Daß in dieſem Gedicht kein bloßes Spiel mit mythologiſchen Bildern getrieben werde, könnte für's Erſte folgende Bemerkung des Philoſophen Hemſterhuys ahnden laſſen. Erwägen wir,

ſagt dieſer, welch ein Ton den Handlungen des Seſoſtris, des Themiſtokles, ſelbſt des Macedoniers herrſchet, und vergleichen wir ihn mit dem Tone in den Handlungen des Sokrates, Epaminondas und Timoleon, ſo finden wir bey jenem in der That Größe, aber zugleich Anſtrengung, Mühſeligkeit und Arbeit, während bey dieſen alles Große Natur und Einfalt iſt. Ein ſicherer Beweis von der ſteten Eintracht ihres Inneren. Die Glückſeligkeit, die bey Andern als Wirkung der Umſtände, der Schickſale und der Tugend des Tages erſcheinet, zeigt ſich bey dieſen Heroen als ein Ausfluß ihres Weſens. Was die Menſchen Uebel nennen, hört auf, bey ihnen es zu ſeyn, und nimmt die Geſtalt des Guten an. Der Rückzug bey Delium hat denſelben Ton, den die Siege des Thebaners haben. —

Zu dieſen Bemerkungen kann man noch hinzuſetzen, daß nicht nur beym Handeln, ſondern auch im Gebiethe der Kunſt und Wiſſenſchaft ſich an gewiſſen Individuen Kräfte offenbaren, ganz verſchieden von denen, die wir kennen, verſchieden von den Kräften, die das Reich der Natur, verſchieden von den Kräften, die das Reich der Freyheit conſtituiren, — daß überall das Vollendete ſich als etwas Uebermenſchliches ankündiget, als eine unmittelbare Einwirkung göttlicher Gnade, — daß wir daher ſolche Individuen ehren müſſen als Dämonen, als Mittelweſen zwiſchen uns und der Gottheit. Nun die Ideenreihe dieſes Gedichtes. Es beginnt mit der Seligpreiſung derer, denen ſchon bey ihrer Geburt ein glückliches Loos fiel. Ein ſolcher braucht

ſich nicht alles durch Anſtrengungen zu erkaufen. Würde, d. i. des Glückes werth zu ſeyn, hängt von dem Menſchen ab; das Glück ſelbſt aber kommt von der Gunſt der Götter. Zürnet dem Glücklichen nicht, ehret ihn, weil ihn die Götter erkoren. Aber jedes Glück gründet auch eine Vollkommenheit, wodurch nicht allein der Beſitzer, ſondern auch Andere gewinnen, „weil er der Glückliche iſt, kannſt du der Selige ſeyn.“ Wo es ſich um Mühe und Anſtrengung handelt, in dem gewöhnlichen Leben kann die Belohnung abgemeſſen werden. Nicht ſo bey den Gaben des Genius. Keine Belohnung bringt ſie hervor, und ſie bezwecken auch keine, im edelſten Selbſtgenuſſe finden ſie ihr Ziel. Langſam und mit Mühe entbindet und entwickelt ſich das Irdiſche; ſchnell, der Wirkungsart ſich ſelbſt unbewußt, erſchafft das Genie.

Es iſt nicht zu läugnen, daß hier durchaus die griechiſche Anſicht des Schickſals zum Grunde liegt, die freylich der größeren Würde und Tröſtlichkeit der chriſtlichen Lehre von der Vorſehung weichen muß. Aber man wird es auch dem Dichter erlauben, jene Seite zu ſeiner Darſtellung zu wählen, welche ihm zu ſeiner poetiſchen Behandlung am meiſten geeignet ſey. Es darf noch bemerkt werden, daß ſelbſt in dieſen Bildern die neuere Idee durchſchimmert, z. B. in den Verſen:

Weil er der Glückliche iſt, kannſt du der Selige ſeyn.
Und gern erwählen ſie ſich der Einfalt kindliche Seele,

In das bescheidne Gefäß schließen sie Göttliches ein.

Wie verwandt sind diese Aussprüche nicht mit den Lehren: wenn ihr nicht werdet wie die Kleinen, so könnt ihr nicht eingehen in das Himmelreich, und: selig sind die Armen im Geiste u. s. f. Von der Pracht der Darstellung, von dem Leben und der Bewegung aller der Bilder, aus denen dieß Gedicht zusammen gesetzt ist, zu reden, würde uns zu weit führen. Niemand, der Sinn für Poesie und Kenntniß der Mythologie besitzt, wird die Vorzüge dieser Dichtung übersehen.

An Göthe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte. Der große Dichter, an welchen diese Stanzen gerichtet sind, war schon längst in seinem Götz von Berlichingen so keck und frey gegen die Forderungen der älteren und besonders der französischen Aesthetik angestoßen. Er hatte sich vielleicht von dem Zwange jener Regeln zu weit entfernt, aber in seiner Iphigenie, in seinem Thasso Meisterstücke geliefert, denen die Franzosen nichts Aehnliches entgegenstellen konnten. Und doch brachte jetzt Göthe selbst eine Uebersetzung von Voltaires Mahomet auf die Bühne. Schiller erinnert ihn nun also an die Fehler der französischen Tragödie, an die deutschen, an seine eigenen Meisterstücke, und lenkt dann nach einigen herrlich ausgedrückten Vorschriften für Theaterdichter zu dem einzigen Gebrauche, wozu uns jene Werke der Franzosen nützen können. Nicht uns zurück zu führen, kann

der Zweck französischer Muster seyn. Wahrheit der Darstellung ist es, was der reingebildete Geschmack verlangen muß, aber nicht Darstellung des Wahren. Entfernt bleibe jeder fest gebundene, wissenschaftliche Zweck aus dem freyen Gebiethe der Kunst. Man sehe die herrlichen Stanzen:

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis Wagen —
und
Denn auf dem bretternen Gerüst der Scene —

Die französische Bühne hatte aber doch einige große Vorzüge, sie werden von dem Dichter nicht übersehen. Die festen Regeln der Kunst und des Anstandes erlaubten es der gewöhnlichen gemeinen oder wohl gar unedlen Natur nie, die tragische Bühne zu betreten, die französischen Muster mögen also die frechen Anmaßungen der Fantasie bezähmen, welche eine Zeit lang aller Regeln spottend, die Kunst ganz vom Theater zu verdrängen drohete, und gerade in ungezügelter Regellosigkeit das Geheimniß gefunden zu haben glaubte, ohne Genie genialisch zu schreiben.

Der Spaziergang. Man könnte hinzusetzen des Weisen oder des Dichters; denn nur ein Denker wird in den Erscheinungen der Gegenwart die Vergangenheit zu lesen, und nur ein Dichter sie so sinnlich anzuschauen im Stande seyn. — Freundliche Dörfer lächeln ihn an, und vor seinem geistigen Auge steht des Landmanns einfaches natürliches Glück.

Nachbarlich wohnet der Menſch noch mit dem Acker zuſammen u. ſ. w.

Die Anſicht verändert ſich, eine Stadt breitet ſich prächtig in der Ebene aus. — Hier bildeten ſich die Stände, hier bauete man hohen Göttern Tempel, und dankbar ſegneten ſie die Menſchen durch wohlthätige Erfindungen. Hier erſt entwickelte ſich die heilige Vaterlandsliebe; hier ward Recht geſprochen. — Hier iſt der Heldentod von drey hundert Spartanern an ſeinem Platze. Nun erfindet man mechaniſche Künſte, durch jenen engeren Menſchenverein entſteht der Handel, er gibt Glück und Ueberfluß, es entwickeln ſich die Künſte und Wiſſenſchaften. Schon ſind ſie dichteriſch durch einzelne Zeichen oder Wirkungen verſinnlicht. Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen u. ſ. w.

Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes
Und die Gebilde der Nacht weichen dem werdenden Licht.

Aber auch dieſes Licht kann mißbraucht werden, wenn die Sucht nach wilder, geſetzloſer Freyheit erwacht, und der Menſch nicht mehr die Stimme der heiligen Natur vernimmt. Dann gebiert die verdorbene Geſellſchaft die ſchrecklichſten Laſter. Falſchheit, Betrug, Verrath, Tücke, Sinnlichkeit und Ungerechtigkeit wüthen ſo lange, bis die Zeit am Ende das morſche Gebäude zerbricht.

Jetzt auf einmahl windet ſich der Weg; die Stadt verſchwindet aus den Augen des Dichters, von ſeinen tiefen Betrachtungen über die Menſchheit und ihr Schickſal kehrt er zu ſeinem Spaziergange zurück. Freudig ergreift ihn die Ruhe, die ſtete, ſchöne Gleichförmigkeit der ihn umgebenden phyſiſchen Natur im Gegenſatze jener Zerſtörung, die ihm ſein geiſtiges Auge, als durch moraliſche Freyheit verurſacht, vorſtellte; und immer lebhafter wird das Gefühl dieſes Contraſtes, und immer wärmer des Dichters Entzücken über die Gleichmäßigkeit der ihn umgebenden Erſcheinungen, die nie ihre Regel verletzen, und alle Menſchenalter durch die nähmlichen Freuden und Genüſſe in ſchöner Einförmigkeit entzücken:

Und die Sonne Homers, ſiehe! ſie lächelt auch uns.

Die Ideale. Ein Gedicht, deſſen Ideenreihe eben ſo klar, als deſſen dichteriſche Ausführung höchſt anmuthig und kräftig iſt. Man kann es in jedem Sinne zu ſeinen vollendetſten Gedichten zählen. Die letzten zwey Strophen ſind für goldene Sprüche der Weisheit zu halten: Möchte jeder, dem die Jugendideale zerrannen, in die Arme der Thätigkeit und Freundſchaft flüchten.

Das eleuſiſche Feſt. Der Dichter beſingt die Gaben der Ceres, wie ſie die Menſchen geſellig verſammelt, und ſie aus Wilden Göttern ähnlich gebildet hatte. Eigentlich eine Geſchichte der erſten Cultur mit Hinſicht auf die Beſtimmung des Menſchen. Aber wie echt poetiſch! Ceres, wie ſie ihre geliebte

Tochter Proſerpina vergeblich ſucht, und auf dieſer Wanderung den Sterblichen das erſte Getreide gibt, iſt eine in der Mythologie ſchon vorhandene Geſtalt. Schiller hat hier eine Art von Paramythie gemacht, wodurch die hohe Würde jener Geſellſchaft lehrenden Göttinn noch mehr erhöhet wird. Auch die Würde des Menſchen wird überall angeregt, z. B. in der Strophe:

Find ich ſo den Menſchen wieder —
Und
Freyheit liebt das Thier der Wüſte.

Die anmuthigſte Anſchaulichkeit iſt vielleicht in der zehnten Strophe:

Und ſie nimmt die Wucht des Speeres u. ſ. w.

Poeſie des Lebens. Die Lehre dieſes Gedichts iſt: der ſchönſte Reitz des Lebens, alle Anmuth, aller Zauber desſelben liegt nur in einem gewiſſen Scheine. Ganz entfernt hiervon hält ſich jener Wahrheit liebende Realiſt, welchen der Dichter zuerſt redend einführt. Der Dichter hat ihn hier nicht widerlegt, ſondern nur durch eine Art von Conſequenzmacherey, die aber, wenn auch aus keiner Schluß-, doch aus einer Blumenkette beſteht, zum Schweigen gebracht. Ueber das Verhältniß der äſthetiſchen Anſicht des Lebens zur Sittlichkeit, welche nach dem hier zuerſt redenden Charakter durch die nackte Wahrheit mehr befördert wird, geben uns die Briefe über die äſthetiſche Erziehung und der Aufſatz, über die Gefahr äſthetiſcher Sitten hinlängliche Aufſchlüſſe.

Das Ideal und das Leben, oder wie es vorher hieß: das Schattenreich. Um dieſes Gedicht zu verſtehen, und ihm einen Geſchmack abzugewinnen, muß man mit der Kantſchen Moral und Aeſthetik, oder auch mit Schillers philoſophiſchen Schriften vertraut und von den Lehrſätzen derſelben überzeugt ſeyn. Wer in dieſem Falle nicht iſt, kann durch eine kurze Erklärung auch nicht darein kommen, und da zu einer langen hier der Raum nicht ſeyn kann, ſo begnügen wir uns, den Leſer auf den eigentlichen Gegenſtand dieſes an vielen Stellen äußerſt lebhaft und glänzend ausgeführten Gedichts aufmerkſam zu machen. Dieſer iſt die Ausſöhnung der Natur und der Freyheit in der Geſtalt oder Form durch Schönheit. Daß in dieſem Schattenreiche für einen großen Theil ſonſt gebildeter Leſer nicht ſo wohl ein behagliches Helldunkel, als vielmehr gänzliche Finſterniß herrſcht, kann ſeinen Werth eben nicht vermehren.

Das Lied von der Glocke. Die Form dieſes Gedichts kann am füglichſten mit der Homilie verglichen werden. Wie der geiſtliche Redner einen Abſchnitt der Schrift von Vers zu Vers verfolgt, und auf mancherley mehr oder weniger verwandte Lehrſätze übergehet, eben ſo nimmt Schiller hier von den mechaniſchen Verrichtungen des Glockengusſes Anlaß, die Schickſale des menſchlichen Lebens ſehr dichteriſch und ſchön abzuſchildern. So wie die Glocke nach und nach vollendet wird, ſo durchläuft der Dichter auch den Kreis menſchlicher Verhältniſſe, indem er den Menſchen von der Wiege, in der Zeit

der erſten Liebe, der häuslichen Verbindung, der Unglücksfälle (hier durch eine Feuersbrunſt repräſentirt), des Aufruhrs, der Anarchie und der bürgerlichen Ordnung begleitet. Wenn dieſes Gedicht auch ſelbſt an Gedankenfülle, erhabenen Anſichten und Berührung der feinſten Saiten des Herzens ſich auszeichnet, ſo unterſcheidet es ſich über dieß noch von den beſten Schöpfungen dieſer Art durch die Vollkommenheit einiger Beſchreibungen, wie z. B. die der Feuersbrunſt und des Abends in dem geſchäftigen Städtchen.

Shakespeares Schatten ſoll das Kleinliche des neuen Theaters im Gegenſatze der antiken Meiſterſtücke zeigen. Schiller perſiflirt hier mit bitteren Sarkasmen die nicht idealiſche Natürlichkeit, die Gegenſtände und die poetiſche Gerechtigkeit der neueren Dichter. Möge der Ton dieſes Gedichtes den Leſer nicht zu einer unbedingten Anerkennung dieſer Vorwürfe dahinreiſſen. Denn iſt es gerade der Stand der Perſon und der Umfang ihres politiſchen Wirkens, was einzig ihr Intereſſe und ihre Fähigkeit zur künſtleriſchen Darſtellung beſtimmt? Wenn Antigone ihr Leben wagt, dem Schatten ihres irrenden Bruders durch ein ehrenvolles Begräbniß Ruhe zu verſchaffen; wenn Elektra im Oreſt die Flamme der Rache bis zum Muttermorde aufbläſt, ſo iſt dieß wohl auch keine größere Spannung der moraliſchen und geiſtigen Kräfte, als wenn die ſanfte, zarte Leonora das Schwert umgürtet, und ſich in die tobenden Gefahren des Aufruhrs wagt, das Leben ihres Fiesko mit dem eigenen zu ſchützen.

Pegaſus im Joche. Dieſe ſatyriſche Erzäh-

lung lehrt uns das Ungeſchick des Genies zu den Geſchäften des Gewöhnlichen und Nützlichen, und ſein immerwährendes Zuſammenſtoßen mit den engen Forderungen der Beſchränktheit, bis es in ſeine eigenthümliche Sphäre gelangt. In dem Pächter ſehen wir gleich Anfangs das gewöhnliche Urtheil der Sachmänner über die Gaben des Genies. Der Pegaſus als Vorſpann, die mitreiſſende Kraft, der ſich auf das Gewöhnliche, doch nicht ohne einen Grad von Tollheit bequemt. Das Aushungern des Muſenpferdes darf eben nicht allegoriſch genommen werden. Die Geſellſchaft des Ochſen, die Peitſche des Unbarmherzigen findet nur zu oft ihren Sinn. Wohlthätig wirkt im Leſen die Erſcheinung jenes anmuthigen, luſtigen Geſellen. Der Dichter verläßt den ſatyriſchen Ton, und ſchließt mit rein erhabener Darſtellung von dem Auffluge des göttlichen Hyppogryphen.

Die berühmte Frau. In dieſer Epiſtel ſchildert der Dichter die gewöhnlichen Schwächen gelehrter Weiber mit vielen treffenden Zügen. Auch hier nimmt der Dichter kurz vor dem Ende einen ernſten, ja rührenden Ton an, und zeigt uns, daß ſeine Satyre nicht die leichte, bloß ſcherzende, ſondern die ernſte und ſtrafende iſt.

Schillers Sinngedichte. Wenn man von ihnen ſpricht, ſo umfaßt dieſes Wort jedes kleinere Gedicht, worin irgend ein kräftiger, feiner, neuer oder zärtlicher Gedanke dichteriſch eingekleidet iſt. Auch ſcheint ſich die neuere Deutſche Dichtkunſt, beſonders aber Herder, Schiller und Göthe, in dieſer Rückſicht den Alten, beſonders den Griechen, anzuſchließen,

und das neuere Epigramm, aus Erwartung und Aufschluß beſtehend, größten Theils unſeren witzigen weſtlichen Nachbarn zu überlaſſen. Aeußerſt treffend ſind folgende Sinngedichte, welche alle Ideen ausdrücken.

Zweyerley Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du nährſt der Menſchheit göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, du ſtreu'ſt Keime des Göttlichen aus.

Unterſchied der Stände.

Adel iſt auch in der ſittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zählen mit dem, was ſie thun, edle mit dem, was ſie ſind.

Genialität.

Wodurch gibt ſich der Genius kund? Wodurch ſich der Schöpfer
Kund gibt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar iſt der Aether und doch von unermeßlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verſtand bleibt er doch ewig geheim.

Die Worte des Glaubens ſchienen den zahlreichen Anhängern der zur Zeit der Erſcheinung derſelben herrſchenden Philoſophenſchule zu verbürgen, daß Schiller, einer der ihrigen ſey, und dieſe durch

durch jene Sprüche hinreichend beurkunde, in denen er als ein Symbol die Hauptlehren ihres Meisters auch den Ungeweiheten habe an das Herz legen wollen. Nur vermißte mancher mit Unmuth ein viertes Wort, welches den Ideen von der Freyheit, Gottheit und Tugend die Idee der Unsterblichkeit beygesellen möchte. Aber man vergaß, daß der Verewigte jenen Glauben durch die Schulweisheit nicht errungen, sondern trotz derselben bewahret habe. Ueber das für ihn Unbefriedigende in jener hatte er sich schon früher in einem Sinngedichte vom Jahre 1796 erklärt, das so lautet:

Welche wohl bleibt von allen den Philosophien?
Ich weiß nicht,
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn.

Was er hier nur andeutet, daß die Erkenntniß der Wahrheit etwas Unendliches sey, das sich nicht in ein Gefüge von Satzungen einzwingen lasse, daß dergleichen Lehrsysteme nur als Versuche Werth hätten, und den philosophischen Charakter verläugneten, so bald sie auf Allgemeingültigkeit Anspruch machten, daß die echte Philosophie eine Gesinnung sey, die sich durch nichts mehr nähre und stärke, als durch die Ueberzeugung, das Ziel ihrer Bestrebungen liege in einer unermeßlichen Ferne, der sich der Mensch nähern, die er aber nie erreichen könne, weil die ihm einwohnende Denkkraft, wodurch er der Wissenschaft fähig wird, der bildenden und wollenden, die ihn der Kunst und Tugend fähig macht, immer nachbleibt — dieß alles

drückt er viel ſtärker und beſtimmter aus in dem Gedichte vom Jahre 1803, welches überſchrieben iſt: Der Pilgrim, und in den Worten des Wahnes vom Jahre 1799, deren vierte Strophe alſo lautet:

— So lang er glaubt, daß dem irdiſchen Verſtand
Die Wahrheit je wird erſcheinen.
Ihren Schleyer hebt keine ſterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.
Du kerkerſt den Geiſt in ein tönend Wort,
Doch der Freye wandelt im Sturme fort.

So ſehen wir, daß Schiller erfuhr, was von je her den edelſten Forſchern begegnet iſt.

„Die Wiſſenſchaften, ſagt Pascal," haben zwey ſich berührende Grenzen. Die eine iſt die natürliche Unwiſſenheit, worin ſich alle Menſchen bey der Geburt befinden; die andere iſt die, wohin die großen Seelen gelangen, welche alles vom Menſchen Wißbare durchforſchend, endlich finden, daß ſie nichts wiſſen, und ſich auf derſelben Unwiſſenheit betreffen, von wo ſie ausgegangen waren. Dieß iſt eine gelehrte ſich ſelbſt kennende Unwiſſenheit. Die, welche die natürliche verlaſſen haben, ohne zur andern gelangen zu können, haben einen Anſtrich eingebildeter Weisheit, und ſpielen die Klugen. Dieſe verwirren die Welt, und urtheilen ſchlechter als die Uebrigen. „Schiller empfahl daher auch in der Elegie vom Jahre 1795, welche überſchrieben iſt: Der Genius, das Stu-

dium der Schulweisheit, als einzigen Erſatz für den Verluſt der urſprünglichen Natur und Unſchuld. In einer andern, vielleicht nur um einige Monathe ſpäteren Elegie desſelben Jahres, an einen jungen Freund, als er ſich der Weltweisheit widmete, wird er von den hiermit verbundenen Gefahren für die Ruhe des Lebens und den Frieden des Herzens gewarnt, in dieſen Worten:

Fühlſt du Stärke genug, der Kämpfe ſchwerſten zu kämpfen,
Wenn ſich Verſtand und Herz, Sinn und Gedanken entzweyn,
Muth genug, mit des Zweifels unſterblicher Hydra zu ringen,
Und dem Feind in dir ſelbſt muthig entgegen zu gehn
Mit des Auges Geſundheit, des Herzens heiliger Unſchuld,
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahres verſucht.
Fliehe, bis du des Führers im eignen Buſen nicht ſicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verſchlingt;
Manche gingen nach Licht, und ſtürzten in tiefere Nacht nur,
Sicher im Dämmerſchein wandelt die Kindheit dahin.

Das verſchleyerte Bild iſt mit dem vorigen gleichzeitig. Mancher von denen, welche über Unverſtändlichkeit desſelben klagen, hat wohl nicht bedacht, daß die Schlußworte:

„Weh' dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
Sie wird ihm nimmer mehr erfreulich ſeyn.“

auf die uralte, heilige Sage hindeuten, von dem Baume der Erkenntniß, deſſen unzeitig genoſſene Frucht die Welt in Sünde und Elend ſtürzte. Und der wiederholte Spruch des Orakels:

Kein Sterblicher
Rückt dieſen Schleyer, bis ich ſelbſt ihn hebe —

Was kann er meinen, wenn er nicht warnen will vor dem Uebermuthe, der das Höchſte in der Wiſſenſchaft, das nur aus einem lange fortgeſetzten Leben der Ordnung und Zucht, des ſtillen, treuen Fleißes in Erforſchung des Einzelnen von ſelbſt hervorgehen ſoll, in einem Augenblicke ertrotzen möchte, vor der Thorheit Werth zu legen auf eine von außen angelernte Erkenntniß, die nicht auf dem Boden, der ſie nähren ſoll, erwachſen iſt, vor dem Vorwitze, in das Licht ſehen zu wollen, ohne vorher das Auge für den Glanz desſelben geſtärkt zu haben.

Die Erkenntniß der Wahrheit, ſo weit ſie den Menſchen heilſam iſt, ſoll alſo der Sorge für die Reinigkeit des Herzens nachſtehen. Die Wahrheit ſoll ſich auf Tugend gründen, und unter den höchſten An-

gelegenheiten des Menschen nicht das Allerhöchste seyn. Bey jenem, dem es um Tugend Ernst ist, wird auch das Streben nach Wahrheit nie zum Peiniger des Herzens werden. Diejenige von sittlichem Interesse entblößte Wahrheit, die der einseitig Wißbegierige zu sehen bekommt, ist Strafe, und nicht Lohn seines Bestrebens. Der Jüngling konnte nur sehen, was sichtbar ist, und spottend gellte ihm das Echo sein Schauen nach. Denn das Ganze der Wahrheit liegt eben so wenig im Umfange des Auges als des Verstandes.

Pascal ergänzte für die Ruhe seiner Seele das Unzulängliche der Wissenschaft durch den Glauben an Wunder und Weißagungen; Schiller schien dieß durch den Vernunftglauben zu thun. Dieser aber verbürgte ihn nur, daß die Idee des an sich Wahren, Guten und Schönen etwas im Menschen Ursprüngliches sey. Auf eine vom menschlichen Geiste unabhängige und noch anderswo selbstständige Wesenhaftigkeit derselben scheint folgende Stelle in den Worten des Wahnes nicht zu zielen:

Drum, edle Seele, entreiß dich dem Wahn,
Und den himmlischen Glauben bewahre.
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sah'n,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre.
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

Wenn er aber meinte, daß dieser Glaube ihn befriedigte, so schien er sich zu täuschen. Als Dich-

und das neuere Epigramm, aus Erwartung und Aufschluß bestehend, größten Theils unseren witzigen westlichen Nachbarn zu überlassen. Aeußerst treffend sind folgende Sinngedichte, welche alle Ideen ausdrücken.

Zweyerley Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, du streu'st Keime des Göttlichen aus.

Unterschied der Stände.

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind.

Genialität.

Wodurch gibt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer
Kund gibt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar ist der Aether und doch von unermeßlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.

Die Worte des Glaubens schienen den zahlreichen Anhängern der zur Zeit der Erscheinung derselben herrschenden Philosophenschule zu verbürgen, daß Schiller, einer der ihrigen sey, und diese

durch

durch jene Sprüche hinreichend beurkunde, in denen er als ein Symbol die Hauptlehren ihres Meiſters auch den Ungeweiheten habe an das Herz legen wollen. Nur vermißte mancher mit Unmuth ein viertes Wort, welches den Ideen von der Freyheit, Gottheit und Tugend die Idee der Unſterblichkeit beygeſellen möchte. Aber man vergaß, daß der Verewigte jenen Glauben durch die Schulweisheit nicht errungen, ſondern trotz derſelben bewahret habe. Ueber das für ihn Unbefriedigende in jener hatte er ſich ſchon früher in einem Sinngedichte vom Jahre 1796 erklärt, das ſo lautet:

Welche wohl bleibt von allen den Philoſophien?
Ich weiß nicht,
Aber die Philoſophie, hoff' ich, ſoll ewig beſtehn.

Was er hier nur andeutet, daß die Erkenntniß der Wahrheit etwas Unendliches ſey, das ſich nicht in ein Gefüge von Satzungen einzwingen laſſe, daß dergleichen Lehrſyſteme nur als Verſuche Werth hätten, und den philoſophiſchen Charakter verläugneten, ſo bald ſie auf Allgemeingültigkeit Anſpruch machten, daß die echte Philoſophie eine Geſinnung ſey, die ſich durch nichts mehr nähre und ſtärke, als durch die Ueberzeugung, das Ziel ihrer Beſtrebungen liege in einer unermeßlichen Ferne, der ſich der Menſch nähern, die er aber nie erreichen könne, weil die ihm einwohnende Denkkraft, wodurch er der Wiſſenſchaft fähig wird, der bildenden und wollenden, die ihn der Kunſt und Tugend fähig macht, immer nachbleibt — dieß alles

drückt er viel stärker und bestimmter aus in dem Gedichte vom Jahre 1803, welches überschrieben ist: Der Pilgrim, und in den Worten des Wahnes vom Jahre 1799, deren vierte Strophe also lautet:

— So lang er glaubt, daß dem irdischen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen.
Ihren Schleyer hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der Freye wandelt im Sturme fort.

So sehen wir, daß Schiller erfuhr, was von je her den edelsten Forschern begegnet ist.

„Die Wissenschaften, sagt Pascal," haben zwey sich berührende Grenzen. Die eine ist die natürliche Unwissenheit, worin sich alle Menschen bey der Geburt befinden; die andere ist die, wohin die großen Seelen gelangen, welche alles vom Menschen Wißbare durchforschend, endlich finden, daß sie nichts wissen, und sich auf derselben Unwissenheit betreffen, von wo sie ausgegangen waren. Dieß ist eine gelehrte sich selbst kennende Unwissenheit. Die, welche die natürliche verlassen haben, ohne zur andern gelangen zu können, haben einen Anstrich eingebildeter Weisheit, und spielen die Klugen. Diese verwirren die Welt, und urtheilen schlechter als die Uebrigen. „Schiller empfahl daher auch in der Elegie vom Jahre 1795, welche überschrieben ist: Der Genius, das Stu-

dium der Schulweisheit, als einzigen Erſatz für den Verluſt der urſprünglichen Natur und Unſchuld. In einer andern, vielleicht nur um einige Monathe ſpäteren Elegie desſelben Jahres, an einen jungen Freund, als er ſich der Weltweisheit widmete, wird er von den hiermit verbundenen Gefahren für die Ruhe des Lebens und den Frieden des Herzens gewarnt, in dieſen Worten:

Fühlſt du Stärke genug, der Kämpfe ſchwerſten zu kämpfen,
Wenn ſich Verſtand und Herz, Sinn und Gedanken entzweyn,
Muth genug, mit des Zweifels unſterblicher Hydra zu ringen,
Und dem Feind in dir ſelbſt muthig entgegen zu gehn
Mit des Auges Geſundheit, des Herzens heiliger Unſchuld,
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahres verſucht.
Fliehe, bis du des Führers im eignen Buſen nicht ſicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verſchlingt;
Manche gingen nach Licht, und ſtürzten in tiefere Nacht nur,
Sicher im Dämmerſchein wandelt die Kindheit dahin.

Das verſchleyerte Bild iſt mit dem vorigen gleichzeitig. Mancher von denen, welche über Unverſtändlichkeit desſelben klagen, hat wohl nicht bedacht, daß die Schlußworte:

„Weh' dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
Sie wird ihm nimmer mehr erfreulich ſeyn.“

auf die uralte, heilige Sage hindeuten, von dem Baume der Erkenntniß, deſſen unzeitig genoſſene Frucht die Welt in Sünde und Elend ſtürzte. Und der wiederholte Spruch des Orakels:

Kein Sterblicher
Rückt dieſen Schleyer, bis ich ſelbſt ihn hebe —

Was kann er meinen, wenn er nicht warnen will vor dem Uebermuthe, der das Höchſte in der Wiſſenſchaft, das nur aus einem lange fortgeſetzten Leben der Ordnung und Zucht, des ſtillen, treuen Fleißes in Erforſchung des Einzelnen von ſelbſt hervorgehen ſoll, in einem Augenblicke ertrotzen möchte, vor der Thorheit Werth zu legen auf eine von außen angelernte Erkenntniß, die nicht auf dem Boden, der ſie nähren ſoll, erwachſen iſt, vor dem Vorwitze, in das Licht ſehen zu wollen, ohne vorher das Auge für den Glanz desſelben geſtärkt zu haben.

Die Erkenntniß der Wahrheit, ſo weit ſie den Menſchen heilſam iſt, ſoll alſo der Sorge für die Reinigkeit des Herzens nachſtehen. Die Wahrheit ſoll ſich auf Tugend gründen, und unter den höchſten An-

gelegenheiten des Menschen nicht das Allerhöchste seyn. Bey jenem, dem es um Tugend Ernst ist, wird auch das Streben nach Wahrheit nie zum Peiniger des Herzens werden. Diejenige von sittlichem Interesse entblößte Wahrheit, die der einseitig Wißbegierige zu sehen bekommt, ist Strafe, und nicht Lohn seines Bestrebens. Der Jüngling konnte nur sehen, was sichtbar ist, und spottend gellte ihm das Echo sein Schauen nach. Denn das Ganze der Wahrheit liegt eben so wenig im Umfange des Auges als des Verstandes.

Pascal ergänzte für die Ruhe seiner Seele das Unzulängliche der Wissenschaft durch den Glauben an Wunder und Weißagungen; Schiller schien dieß durch den Vernunftglauben zu thun. Dieser aber verbürgte ihn nur, daß die Idee des an sich Wahren, Guten und Schönen etwas im Menschen Ursprüngliches sey. Auf eine vom menschlichen Geiste unabhängige und noch anderswo selbstständige Wesenhaftigkeit derselben scheint folgende Stelle in den Worten des Wahnes nicht zu zielen:

Drum, edle Seele, entreiß dich dem Wahn,
Und den himmlischen Glauben bewahre.
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sah'n,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre.
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

Wenn er aber meinte, daß dieser Glaube ihn befriedigte, so schien er sich zu täuschen. Als Dich-

drückt er viel stärker und bestimmter aus in dem Gedichte vom Jahre 1803, welches überschrieben ist: Der Pilgrim, und in den Worten des Wahnes vom Jahre 1799, deren vierte Strophe also lautet:

— So lang er glaubt, daß dem irdischen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen.
Ihren Schleyer hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der Freye wandelt im Sturme fort.

So sehen wir, daß Schiller erfuhr, was von je her den edelsten Forschern begegnet ist.

„Die Wissenschaften, sagt Pascal," haben zwey sich berührende Grenzen. Die eine ist die natürliche Unwissenheit, worin sich alle Menschen bey der Geburt befinden; die andere ist die, wohin die großen Seelen gelangen, welche alles vom Menschen Wißbare durchforschend, endlich finden, daß sie nichts wissen, und sich auf derselben Unwissenheit betreffen, von wo sie ausgegangen waren. Dieß ist eine gelehrte sich selbst kennende Unwissenheit. Die, welche die natürliche verlassen haben, ohne zur andern gelangen zu können, haben einen Anstrich eingebildeter Weisheit, und spielen die Klugen. Diese verwirren die Welt, und urtheilen schlechter als die Uebrigen. „Schiller empfahl daher auch in der Elegie vom Jahre 1795, welche überschrieben ist: Der Genius, das Stu-

dium der Schulweisheit, als einzigen Erſatz für den Verluſt der urſprünglichen Natur und Unſchuld. In einer andern, vielleicht nur um einige Monathe ſpäteren Elegie desſelben Jahres, an einen jungen Freund, als er ſich der Weltweisheit widmete, wird er von den hiermit verbundenen Gefahren für die Ruhe des Lebens und den Frieden des Herzens gewarnt, in dieſen Worten:

Fühlſt du Stärke genug, der Kämpfe ſchwerſten zu kämpfen,
Wenn ſich Verſtand und Herz, Sinn und Gedanken entzweyn,
Muth genug, mit des Zweifels unſterblicher Hydra zu ringen,
Und dem Feind in dir ſelbſt muthig entgegen zu gehn
Mit des Auges Geſundheit, des Herzens heiliger Unſchuld,
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahres verſucht.
Fliehe, bis du des Führers im eignen Buſen nicht ſicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verſchlingt;
Manche gingen nach Licht, und ſtürzten in tiefere Nacht nur,
Sicher im Dämmerſchein wandelt die Kindheit dahin.

Das verſchleyerte Bild iſt mit dem vorigen gleichzeitig. Mancher von denen, welche über Unverſtändlichkeit desſelben klagen, hat wohl nicht bedacht, daß die Schlußworte:

„Weh' dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
Sie wird ihm nimmer mehr erfreulich ſeyn.“

auf die uralte, heilige Sage hindeuten, von dem Baume der Erkenntniß, deſſen unzeitig genoſſene Frucht die Welt in Sünde und Elend ſtürzte. Und der wiederholte Spruch des Orakels:

Kein Sterblicher
Rückt dieſen Schleyer, bis ich ſelbſt ihn hebe —

Was kann er meinen, wenn er nicht warnen will vor dem Uebermuthe, der das Höchſte in der Wiſſenſchaft, das nur aus einem lange fortgeſetzten Leben der Ordnung und Zucht, des ſtillen, treuen Fleißes in Erforſchung des Einzelnen von ſelbſt hervorgehen ſoll, in einem Augenblicke ertrotzen möchte, vor der Thorheit Werth zu legen auf eine von außen angelernte Erkenntniß, die nicht auf dem Boden, der ſie nähren ſoll, erwachſen iſt, vor dem Vorwitze, in das Licht ſehen zu wollen, ohne vorher das Auge für den Glanz desſelben geſtärkt zu haben.

Die Erkenntniß der Wahrheit, ſo weit ſie den Menſchen heilſam iſt, ſoll alſo der Sorge für die Reinigkeit des Herzens nachſtehen. Die Wahrheit ſoll ſich auf Tugend gründen, und unter den höchſten An-

gelegenheiten des Menschen nicht das Allerhöchste seyn. Bey jenem, dem es um Tugend Ernst ist, wird auch das Streben nach Wahrheit nie zum Peiniger des Herzens werden. Diejenige von sittlichem Interesse entblößte Wahrheit, die der einseitig Wißbegierige zu sehen bekommt, ist Strafe, und nicht Lohn seines Bestrebens. Der Jüngling konnte nur sehen, was sichtbar ist, und spottend gellte ihm das Echo sein Schauen nach. Denn das Ganze der Wahrheit liegt eben so wenig im Umfange des Auges als des Verstandes.

Pascal ergänzte für die Ruhe seiner Seele das Unzulängliche der Wissenschaft durch den Glauben an Wunder und Weißagungen; Schiller schien dieß durch den Vernunftglauben zu thun. Dieser aber verbürgte ihn nur, daß die Idee des an sich Wahren, Guten und Schönen etwas im Menschen Ursprüngliches sey. Auf eine vom menschlichen Geiste unabhängige und noch anderswo selbstständige Wesenhaftigkeit derselben scheint folgende Stelle in den Worten des Wahnes nicht zu zielen:

Drum, edle Seele, entreiß dich dem Wahn,
Und den himmlischen Glauben bewahre.
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sah'n,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre.
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

Wenn er aber meinte, daß dieser Glaube ihn befriedigte, so schien er sich zu täuschen. Als Dich-

ker hatte er ſich die Idee eines durch Wahrheit, Güte und Schönheit beſtehenden Seelenreichs gebildet, wogegen alles, was menſchliche Kunſt, Wiſſenſchaft und Tugend hervorzubringen vermögen, als eitles Traumbild verſchwinden müßte. Das Verlangen, als dereinſtiger Genoſſe jenes Reichs zum Anſchauen einer ſolchen überirdiſchen Ordnung zu gelangen, und die Töne ſolcher himmliſchen Harmonien zu vernehmen, hat ihm das unvergleichliche Gedicht eingegeben, welches überſchrieben iſt:

Die Sehnſucht, vom Jahre 1801. — Da nun dieſe Sehnſucht ein bey ihm herrſchendes Gefühl ward, und zugleich mit der Innigkeit derſelben die Zweifel an der Möglichkeit ihrer Befriedigung zunahmen; was konnten ſeine Lippen, ſo oft ſie ſich zum Singen öffneten, anderes hören laſſen, als Klagetöne?

Wie trübe es nicht ſelten in ſeinem Innern ausſahe, und daß es Augenblicke gab, in welchen ihm alles menſchliche Thun und Laſſen, Freuden und Leiden von einem Nichts auszugehn, und in ein Nichts ſich aufzulöſen ſchien, erkennt gewiß jeder nicht ohne tiefe Wehmuth in den letzten Strophen des Siegesfeſtes vom Jahre 1803. — Daher bey ihm über die Untreue der Weisheit dieſer Welt, die von den beyden anlockenden Verheiſſungen, durch Enttäuſchung zu veredeln, und durch Wahrheit zu beglücken, nur die eine erfüllend, das Leben verödet, jener an Verzweifelung grenzende Unmuth, der ſich in ſo vielen Gedichten ausſpricht, in keinem aber rührender als in dem Liede der Caſſandra

vom Jahre 1802. Ausrufe in demſelben, wie folgende:

Nur der Irrthum iſt das Leben,
Und das Wiſſen iſt der Tod.
Nimm, o nimm' die traur'ge Klarheit,
Mir vom Aug' den blut'gen Schein,
Schrecklich iſt es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu ſeyn.

Meine Blindheit gib mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn,
Nimmer ſang ich freud'ge Lieder,
Seit ich deine Stimme bin.
Zukunft haſt du mir gegeben,
Doch du nahmſt den Augenblick,
Nahmſt der Stunde fröhlich Leben,
Nimm dein falſch Geſchenk zurück.

Mir erſcheint der Lenz vergebens,
Der die Erde feſtlich ſchmückt.
Wer erfreute ſich des Lebens,
Der in ſeine Tiefen blickt?

Solche Ausrufe drücken gewiß das Innerſte ſeiner eigenen Empfindung aus, und zeigen, daß in ihm der Kampf zwiſchen den Ideen und Gefühlen zu einer Heftigkeit geſtiegen war, die eine baldige Entſcheidung desſelben herbeyführen mußte, hätte nicht der Tod ihn gewaltſam plötzlich geendet, ſo daß es für immer zweifelhaft bleibt, wie er ſich würde aufgelöſet

haben. Ueber dieſes Wie werden verſchiedene Geſinnte verſchieden muthmaßen. Weichherzige Fromme werden vielleicht urtheilen, daß Gott, der ſich nach ſeinem unerforſchlichen Rathe dem einen enthüllt, und dem andern verbirgt, nicht länger würde geſäumt haben, das treue Streben des nach Ueberzeugung Ringenden zu belohnen, und ſich ihm in der Fülle ſeiner Gnade zu offenbaren, ja daß er ſich ihm ſchon verkündigt habe durch jene wie aus einer andern Welt herüber hallende Geiſterſtimme der Thecla, vom Jahre 1802, die ihm tröſtend zurief:

— Wie jeder wägt, wird ihm gewogen,
Wer 's glaubt, dem iſt das Heil'ge nah.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem ſchönen gläubigen Gefühl.
Wage du zu irren und zu träumen,
Hoher Sinn liegt oft in kind'ſchem Spiel.

Die ſtarken Geiſter dagegen, die kein Bedürfniß empfinden, ſich das urſprünglich Wirkende als etwas mit Bewußtſeyn und Freyheit Begabtes zu denken, die den Glauben an die Fortdauer nach dem Tode als etwas Irreligiöſes verwerfen, dieſe meinen vielleicht, ihn am günſtigſten zu beurtheilen, wenn ſie vorausſetzen, die Vernunft würde mit der Zeit die Stimme des Herzens zum Schweigen gebracht haben, ſo daß er endlich Ruhe gefunden hätte, nicht durch Befriedigung ſeiner Sehnſucht, ſondern durch Erſtickung derſelben.

Wir an unſerm Theile, ohne in dieſes Geheimniß dringen, und durch vorwitziges Beſprechen die Ruhe ſeines heiligen Grabes ſtören zu wollen, begnügen uns, anzumerken, wie beförderlich ein ernſtes Studium dieſes Dichters der Wirkung und Nahrung echter Philoſophie ſeyn könne.

Was Pascal jener zwiſchen der natürlichen und gelehrten Unwiſſenheit in der Mitte ſtehenden Scheinweisheit vorwirft, daß ſie die Kluge ſpiele, und die Welt verwirre, trifft wohl keinen mehr, als jene vorlauten Katheder-Sophiſten, welche den Geiſt der Lehrlinge in die Feſſeln ihres Syſtems zwängen, und die dürftigen Satzungen desſelben als allgemeingültig aufdringen wollen.

Sollten denn nun edle und der Philoſophie wahrhaft würdige Jünglinge durch das Beyſpiel eines ſo tiefen Denkers, wie der Verewigte war, der es mit ſich und der Wahrheit ſo redlich meinte, gewarnt, nicht ein heilſames Mißtrauen faſſen gegen die Anmaßung jener hochmüthigen Tagesphiloſophen, und zu der Ueberzeugung gelangen, es verhalte ſich mit der Wiſſenſchaft des an ſich Wahren, Guten und Schönen, wie mit der Religion und Tugend, denen man am fernſten iſt, wenn man ſie zu beſitzen glaubt, aber deſto näher zu kommen hoffen darf, ein je tieferes Bewußtſeyn man in ſich von ihrer Unerreichbarkeit trägt.

Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung. Ersten Theils erster und zweyter Band.

Ein Werk, welches gleich bey seiner ersten Erscheinung im Jahre 1788 durch die geschickte und unterhaltende Darstellung der Begebenheiten, durch die lebhafte Charakteristik der handelnden Personen, durch die Kraft und Fülle des Ausdrucks, den ungetheiltesten Beyfall der Lesewelt erhielt, und selbst den mit größerer Kälte urtheilenden Kenner auf seine Vollendung begierig machte; ein solches Werk verdient mehr, als jedes andere, die Aufmerksamkeit der Kritik, und eine bescheidene Prüfung der Verdienste seines Verfassers um den bearbeiteten Gegenstand. Vielleicht kommt diese Prüfung bey der neuen Auflage dieses Schillerschen Werkes nicht zu spät; vielleicht führt sie wenigstens einen oder den andern unbefangenen Leser auf die stille Erörterung der Frage: ob sich die Wahrheit von der kritischen oder von der ästhetischen Behandlung historischer Gegenstände einen größern Gewinn zu versprechen habe? — Der erste Band enthält, außer der Einleitung, die drey ersten Bücher der Geschichte; das vierte Buch und einige Beylagen machen den Inhalt des zweyten Bandes aus. In der Einleitung sucht der Verfasser den Gesichtspunct zu bestimmen, aus welchem die zu erzählenden Begebenheiten betrachtet werden müssen, um ein allgemeines Interesse zu erwecken. Ganz richtig geht er von der unläugbaren Wahrheit aus, daß eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit

um ihre edelſten Rechte ringt, ungleich mehr Anſpruch auf unſere Bewunderung verdiene, als die ſchimmernden Thaten der Ruhmſucht und verderblicher Herrſchbegierde. Wenn er aber hinzuſetzt, daß die niederländiſche Revolution nur durch den Mangel an heroiſcher Größe ausgezeichnet und unterrichtend werde, daß die Bewohner von Holland und Weſtfriesland, und der benachbarten Provinzen, das friedfertigſte Fiſcher- und Hirtenvolk in Europa geweſen, und nur durch den Drang der Umſtände zu Helden gemacht worden ſeyen; ſo läßt ſich dieſe Behauptung unmöglich vertheidigen. Jene Beharrlichkeit in außerordentlichen Anſtrengungen eigenthümlicher Kräfte, die das Weſen der heroiſchen Größe ausmacht, ſie mag nun übrigens das Erzeugniß eines frey emporſtrebenden Geiſtes oder äußerlicher Umſtände ſeyn, kann den vereinigten Niederländern ſchlechterdings nicht abgeſprochen werden: was die von ihnen gerühmte Friedfertigkeit betrifft, ſo beweiſen die langwierigen Händel der Frieſen mit den Grafen von Holland, die häufigen Empörungen der Utrechter und der Gröninger, oder Onnenländer, wider die Biſchöfe von Utrecht, die man in dem Magno Chronico Belgico, bey Joh. de Beka u. a., weitläuftig erzählt findet, gerade das Gegentheil von der Vorausſetzung des Verfaſſers. Der Geiſt der Widerſpenſtigkeit war alſo unter dem Volke, welches in den niederländiſchen Unruhen die Hauptrolle ſpielte, ſchon lange einheimiſch, und aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, verliert der Gang der ganzen Revolution ſehr viel von dem Außerordentlichen, welches ihn bey dem erſten Anblicke auszuzeichnen ſcheint. —

So wenig wir übrigens in Rückſicht dieſer Grundideen mit dem Verfaſſer übereinſtimmend denken können, ſo gern laſſen wir der kraftvollen und wahren Darſtellung der allgemeinen Gründe der Ueberlegenheit der vereinigten Provinzen in dem langwierigen Freyheitskampfe und der damit zuſammenhängenden Entkräftung Spaniens (S. 10. u. f.) vollkommene Gerechtigkeit widerfahren. Das auf die Einleitung folgende erſte Buch zerfällt in ſieben Abſchnitte. I. Frühere Geſchichte der Niederlande bis zum ſechzehnten Jahrhunderte. Von den drey Hauptvölkerſchaften, die in den Zeiten des Cäſar und des Tacitus die nachmahls ſo genannten Niederlande bewohnten, waren nur die Frieſen und die Bataver, Deutſche; die Belgen, die der Verfaſſer gleichfalls den germaniſchen Völkern beyzählt, waren Gallier, und nur einzelne deutſche Stämme, z. B. die Tungern, hatten ſich in ihren Grenzen feſtgeſetzt. Bey der Anzeige des Umfangs der Monarchie Carls des Großen ſind die ſpaniſchen, pannoniſchen und illyriſchen Provinzen, auch das mittlere Italien und das wichtige Herzogthum Benevent, vergeſſen worden. Wenn von dem Vater Philipps des Schönen, Maximilian von Oeſterreich, behauptet wird (S. 53), daß er nach dem Tode ſeiner Gemahlinn, Maria von Burgund, die Vormundſchaft ſeines Sohnes eigenmächtig übernommen habe; ſo iſt dieß nicht ganz richtig. Die Stände von Brabant hatten ihm dieſelbe zuerſt und freywillig übertragen. Bey der wohl gerathenen Schilderung des frühen Urſprungs der Betriebſamkeit in Fabriken und Handel in den Nie-

derlanden vermißt man die nicht unwichtige Erwähnung der ſchon zu Carls des Großen Zeiten in Friesland blühenden Wollenweberey, deren Producte nach England ausgeführt wurden. Wenn es heißt, Antwerpen habe in ſeiner blühendſten Handelsgröße hundert tauſend Einwohner gehabt; ſo iſt dieſe Angabe zu geringe. Gegen das Ende des funfzehnten und zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts zählte dieſe Stadt 200,000 Einwohner, und noch jetzt, nachdem ſie ſeit der Plünderung im Jahre 1576 ihrer reichſten Bürger, und in der Folge, ſo wohl bey Gelegenheit einer Empörung im Jahre 1659, als durch eine anſteckende Krankheit im Jahre 1678, allein über 20,000 Einwohner verloren hatte, beträgt ihre Volksmenge nicht weniger als 56,000 Seelen. — Die Behauptung, nach welcher die Buchdruckerkunſt um das Jahr 1482 zu Harlem erfunden worden ſeyn ſoll, iſt unerweislich. Nach Schöpflins kritiſchen Unterſuchungen gebührt dieſe Ehre der Stadt Maynz und den deutſchen Künſtlern, Guttenberg und Schaffer. Der Harlemer Künſtler, Lorenz Janſſen, genannt Küſter, bediente ſich um das Jahr 1428 (nicht 1482, welches wahrſcheinlich ein Druckfehler iſt) in hölzernen Tafeln geſchnittener Schriftzüge, nach Art der chineſiſchen Druckerey, und kannte noch nicht den Gebrauch beweglicher Typen. —

II. Die Niederlande unter Carl V. Zur genauen Beurtheilung und Würdigung der Eingriffe in die Verfaſſung der Niederlande, deren der Verfaſſer den Kaiſer Carl V. ganz ohne Grund beſchuldigt, hätte hier billig eine allgemeine Ueberſicht der niederländi-

ſchen Freyheiten vorangeſchickt werden ſollen. Beſonders hätten die allen Provinzen gemeinen Freyheiten, nach welchen 1) keine Abgaben ohne Einwilligung der Stände aufgelegt, 2) niemand von einem andern als ſeinem competenten Richter gerichtet, und noch weniger 3) außer Landes vor Gericht geladen werden durfte, und die den Herzogthümern Brabant und Limburg, ſeit dem 4. November 1415 eigenthümlichen, in der berühmten Joyeuse Entrée und deren Zuſätzen von 1451, 1457 und 1515 enthaltenen Privilegien, auch die bekannte brabantiſche goldene Bulle eine beſtimmte und zuſammenhängende Erwähnung verdient.

III. Philipp der zweyte, Beherrſcher der Niederlande. — Eine im Ganzen meiſterhafte Schilderung des Regentencharakters Philipps II. und der allgemeinen Triebfedern ſeiner Staatshandlungen. Nur in der Parallele, die der Verf. (S. 110) zwiſchen dem Kaiſer Carl V. und ſeinem Thronfolger zieht, können wir nicht ganz ſeiner Meinung ſeyn. Philipp II. ſoll ein ſchwacher und beſchränkter Kopf, aber gerechter als ſein Vater geweſen ſeyn. Der unbiegſame Deſpotengeiſt Philipps II., der in einer langen Regierung ſich immer gleich blieb, und durch mannigfaltig gewechſelte Formen ſich den Umſtänden anzuſchmiegen wußte, war doch wohl ohne einen gewiſſen Grad von Geiſtesſtärke und politiſcher Feinheit nicht denkbar, und ließ ſich zwar die Affectation der Gerechtigkeit zum Werkzeuge dienen, aber durch keine Beherzigung des Rechts und Unrechts einſchränken.

IV. Das Inquiſitionsgericht. Am beſten iſt hier die Auseinanderſetzung des Unterſchiedes

zwiſchen der ſpaniſchen und niederländiſchen Inquiſition gerathen. V. Andere Eingriffe in die Conſtitution der Niederlande. Der Verfaſſer ſchränkt ſich hauptſächlich auf die Beſchwerden der Niederländer, über die Einführung ſpaniſcher Truppen ein, ohne der willkürlichen Finanzverwaltung zu erwähnen. VI. Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont. Es möchte nicht leicht ſeyn, die Genealogie des Hauſes Naſſau, wie der Verf. behaupten will, bis in die Zeiten Pipins von Herſtall hinauf zu führen, und aus dem Umſtande, daß Adolph von Naſſau einige Jahre römiſcher König (nicht Kaiſer) geweſen, einen Wettſtreit zwiſchen den Häuſern Habsburg und Naſſau zu beweiſen. VII. Margaretha von Parma, Oberſtatthalterinn der Niederlande. Eine durchaus treffende Zeichnung der Schwächen dieſer Prinzeſſinn. — In dem zweyten Buche wird die Geſchichte der niederländiſchen Unruhen unter folgenden Rubriken bis auf das Jahr 1564 fortgeſetzt. I. Cardinal Granvella. Unter dieſer Aufſchrift liefert der Verfaſſer eine wohl gerathene und hiſtoriſch-richtige Darſtellung des Genies, des Charakters und der niederländiſchen Staatsverwaltung dieſes berühmten Miniſters, die das vorzüglichſte Stück in dem ganzen Werke iſt. Beſonders verdient die Geſchichte der Stiftung der neuen Bisthümer in den Niederlanden wegen der fruchtbaren und dabey lichtvollen Kürze, durch welche ſie ſich auszeichnet, den ganzen Beyfall des Kenners. II. Der Staatsrath. Mit treffenden Zügen werden hier die der wahren Volksfreyheit gefährlichen

Folgen der nach dem Abgange des Cardinals Granvella aus den Niederlanden erweiterten Macht des Adels geſchildert. Nur hätten bey der Schilderung des berühmten Viglius von Zwichem, den der Verf. übrigens ganz richtig aus dem Geſichtspuncte ſeiner gelehrten Schwachheiten betrachtet, die Verdienſte, die ſich dieſer merkwürdige Mann durch die Bekanntmachung der Paraphraſe des Theophilus um die Auslegung des römiſchen Rechts erworben, erwähnt, und bey der Charakteriſtik des Grafen von Barlaimont, der den gewandten Höfling bezeichnende, unter der Maske der Amtspflicht und der Feſtigkeit verkappte Despotismus nicht vergeſſen werden ſollen. Der Graf von Mannsfeld, den der Verf. einen gebornen Niederländer nennt, war ein geborner Deutſcher. III. Graf Egmont in Spanien. IV. Geſchärfte Religionsedicte. Allgemeine Widerſetzung der Nation. Leſenswerth, wenn auch nicht ganz befriedigend, iſt die Rechtfertigung des Prinzen von Oranien gegen den bey Gelegenheit der von Zwichem widerſprochenen, von dem Prinzen aber durchgeſetzten Bekanntmachung der neuen Religionsedicte ihm gemachten Vorwurf eines zweyſeitigen Betragens. — Das dritte Buch enthält in drey Abſchnitten die Fortſetzung der Geſchichte bis zum Ausbruche der Bilderſtürmerey in den Niederlanden. I. Verſchwörung des Adels. Mit echt hiſtoriſchem Geiſte iſt die Charakteriſtik der beyden erſten Beförderer und Häupter des bekannten Compromiſſes der mißvergnügten niederländiſchen Edelleute, des Grafen Ludwig von Naſſau und Heinrichs

richs von Brederode, aus den zusammengestellten Zeugnissen katholischer und protestantischer Schriftsteller entwickelt. Nur vermißt man ungern eine aus der frühern Geschichte der Niederlande zu entlehnende Darstellung der verfassungsmäßigen Zulässigkeit oder Unzulässigkeit einer solchen allgemeinen Zusammenkunft und Verbindung der Stände, wie diejenige war, die Philipp II. bey seiner Abreise aus den Niederlanden ausdrücklich untersagt hatte, und die jetzt zur Lösung des achtzigjährigen Freyheitskriegs wurde. II. Die Geusen. Dieser Abschnitt würde aus van der Vynkts Troubles des Pays bas, wovon in der Ursprache nur sechs Exemplare abgedruckt, zu Zürich aber (1793) eine deutsche Uebersetzung in drey Octavbänden veranstaltet worden, wichtige Zusätze und Berichtigungen haben erhalten können, wenn es dem Verfasser gefallen hätte, diesen durchaus quellmäßigen Geschichtschreiber hier so wohl als bey verschiedenen andern Kapiteln seines neu aufgelegten Werkes zu benutzen. III. Oeffentliche Predigten. Vorzüglich wohl gelungen ist dem Verfasser die Darstellung der aus der Verschiedenheit des Glaubens der Bundesglieder entwickelten Gründe der allmählichen Auflösung des Geusenbundes. In dem vierten Buch II. Band wird die Geschichte bis zur Abreise der Herzoginn von Parma aus den Niederlanden fortgesetzt. I. Der Bilderſturm. Sehr richtig verwirft hier der Verfasser die Meinung derjenigen Geschichtschreiber, die sich ein mühsames Geschäft daraus machen, die Triebfedern dieser gewaltthätigen Auftritte so weit wie möglich herzuholen. II. Bürgerlicher Krieg.

III. Abdankung Wilhelms von Oranien. Charakteriſtiſch iſt in dieſer Erzählung die letzte Erklärung des Prinzen an die Häupter der niederländiſchen Calviniſten, und es iſt ſich zu wundern, daß der Verfaſſer die erzählte Thatſache nicht benutzt hat, um mehr Licht über den ganzen Handlungsplan des großen Wilhelms zu verbreiten. IV. Verfall und Zerſtreuung des Geuſenbundes. V. Alba's Rüſtung und Zug nach den Niederlanden. VI. Alba's erſte Anordnungen und Abzug der Herzoginn von Parma. Bey der Errichtung des berüchtigten Blutraths hätte erwähnt werden ſollen, daß Alba ſich, obwohl vergebens, bemühet, einige der größten Rechtsgelehrten ſeines Jahrhunderts, z. B. den berühmten Franz Balduin, in denſelben zu ziehen. — Den Beſchluß machen zwey Beylagen. I. Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorne, (S. 229—247) und II. Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585.

Geſchichte des dreyßigjährigen Kriegs, erſter und zweyter Band.

Ein Werk, das Deutſchland mit dem allgemeinſten Enthuſiasmus empfing. Wieland urtheilte von dieſer Arbeit: Sie hat ſo viele Leſer gehabt, als es in dem ganzen Umfange unſerer Sprache Perſonen

gibt, die auf einigen Grad von Cultur des Geiſtes Anſpruch zu machen haben. Von einem Schriftſteller verfaßt, deſſen frühere Werke in der dramatiſchen Dichtkunſt ſo wohl als derjenigen, die ſich mehr dem eigentlichen Gebiethe der hiſtoriſchen Muſe nähert, große Erwartungen von dem, was ſein Geiſt in dem Zeitpuncte ſeiner völligen Reife leiſten könnte, erweckt hatten, übertraf ſie ſelbſt diejenigen, zu welchen man ſich durch ſeinen erſten Verſuch im hiſtoriſchen Fache berechtiget hielt, einen Verſuch, der bereits alles, was unſere Litteratur in dieſer Art aufzuweiſen hatte, hinter ſich zurückließ, und natürlicherweiſe in allen, denen der Ruhm der Nation nicht gleichgültig iſt, den Wunſch erregen mußte, daß ein Schriftſteller, der bey ſeinen erſten Schritten in dieſer neuen Laufbahn ein ſo entſchiedenes Talent ſich zu einem Platze neben Hume, Robertſon und Gibbon empor zu arbeiten gezeigt hatte, ſich wo nicht gänzlich, doch hauptſächlich der Geſchichte unſeres Vaterlandes widmen möchte.

In der That finden wir hier mit edler Einfalt, Eleganz und Reichthum die handelnden Charaktere gezeichnet, die Handlungen ſelbſt dargeſtellt, und die tragenden und motivirenden Umſtände herausgehoben. Man erinnere ſich zum Beyſpiele an die Schilderung des Guſtav Adolph.

Später beym Angedenken Johann Friedrichs von Sachſen erhebt ſich der Verfaſſer jenſeits des der hiſtoriſchen Schreibart ſonſt geſtatteten Schwunges. (Cogit enim excedere propositi formam operis erumpens animo ac pectore indignatio. Der aus Gemüth und

Bruſt hervorbrechende Unwille zwingt die Art des beabſichtigten Werkes zu überſchreiten. Vellejus.) Wer dergleichen Gefühl nicht hat, wird ſolch einer Unregelmäßigkeit ſich nie ſchuldig, aber auch nie, weder ſo ein Buch machen, noch den Ruf desſelben erwerben.

So iſt auch die Darſtellung deſſen, was von Guſtavs erſtem Siege bis an ſeinen Tod geſchahe, mit dichteriſchem Feuer entworfen, und voll ſcharfſinniger, politiſcher und pſychologiſcher Bemerkungen. Einige, nach manchem Leſers Gefühle, etwas zu poetiſche Bilder würden die großen Alten vielleicht in eine der Reden, womit ſie ihre Geſchichtbücher belebten, in den hiſtoriſchen Styl ſelbſt aber vielleicht nicht aufgenommen haben. Dafür bedarf aber Schiller keiner erdichteten Reden, da er uns die ganze Maſſe der dreyßigjährigen Beſtrebungen warm, begreiflich, geordnet, wie eine Reihe hiſtoriſcher Gemählde und großer Auftritte, auf den der Fantaſie immer friſch erhaltenen Schauplatz jenes Jahrhunderts vorüberführt.

Das Zuſammenſtellen dieſer Frucht der hiſtoriſchen Muſe mit jener ähnlichen der dramatiſchen Dichtung, nähmlich dem Wallenſtein, dringt ſich jedem Leſer von ſelbſt auf. Ein Werk beleuchtet das andere, und es iſt auffallend, daß der Wallenſtein des Dichters in den Augen ſeines neueſten Biographen (Siehe den öſterreichiſchen Plutarch) vor jenem des Hiſtorikers an Wahrheit der Darſtellung und Beurtheilung zu gewinnen ſcheint.

Kleinere prosaische Schriften,
in vier Bänden.

Erster Band.

Der Verfasser selbst deutet in dem Vorberichte auf das hin, wodurch für uns diese Aufsätze noch jetzt anziehend seyn können. Es ist das jugendliche Gepräge ihrer ersten zufälligen Entstehung, es ist die Individualität ihres Urhebers, die sich in charakteristischen Zügen offenbart, und die oft gerade den vollendetesten Werken eines Autors fehlet. Dieses Wiederbesuchen und Wiederfinden eines alten Bekannten muß hier besonders für jene rührend seyn, welche bey der ersten Erscheinung dieser Aufsätze mit dem Verfasser im gleichen Bedürfnisse der Jugend und mit gleicher Wärme philosophirten, dann aber durch die drey philosophischen Schulen, die Kantsche, Fichtesche und Schellingsche, abgekühlt oder geläutert bey dem Anblicke der früheren Ahndungen und Aussprüche des Genies diesen ihre Verehrung und Anerkennung seiner Göttlichkeit nicht versagen können. Doch dürfte dieses vorzüglich bey dem ersten Bande der Fall seyn, und so wie dieser nicht leer an bleibendem Gehalte ist, so nehmen die folgenden Bände an allgemeinem Charakter und wichtigem Inhalte auffallend zu.

1. Die Sendung Moses enthält, wie der Verfasser selbst am Schlusse in der Anmerkung gesteht, keinesweges Originalideen. Richtig und anziehend sind die Darstellung der Würde des hebräischen

Volkes als Bewahrer des Monothismus, und die Hindeutung auf manche wichtige politische Grundsätze. In so fern aber durch diese Abhandlung die mosaische Geschichte erklärt und berichtigt werden sollte, kann man nicht aburtheilen, ohne vorher sehr wichtige und in der gelehrten Welt oft zur Sprache gekommene Grundsätze der Exegetik festzusetzen, wozu hier weder Zeit noch Raum zu finden ist.

II. Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Diese Abhandlung entwickelt eigentlich das Interesse, welches die Weltgeschichte für den Menschen überhaupt hat, ohne hierbey auf die speciellen Absichten des Diplomatikers, Geschäftsmannes, Juristen u. s. w. zu achten. Sie charakterisirt die Weltgeschichte als eine echt humane Wissenschaft, leitet besonders auf das Pragmatische hin, und ist ganz gemacht, ein jugendliches Gemüth für ihr Studium zu begeistern.

III. Philosophische Briefe. Das Gemählde eines Jünglings, der zu denken anfängt, aber sich des Gefühls und der Fantasie nicht zu entschlagen vermag. Es ist eine Philosophie des Herzens, dem der Verstand nur dient. Diese Briefe werden nur durch die Wahrheit und Wärme ihrer Darstellung, als Abglanz einer dem forschenden Menschen so natürlichen Entwickelungsstufe auch den interessiren, der schon höher steht als Julius, welches nicht schwer seyn kann.

IV. Briefe über den Don Carlos. Nach dem, was hier schon über den Gegenstand dieser Briefe vorgekommen ist, haben wir nur nöthig, darauf zu

verweiſen, und bitten, dieſe Briefe damit zu vergleichen.

V. Spiel des Schickſals. Ein Bruchſtück einer wahren Geſchichte. Allerdings ſehr anziehend durch den Stoff und die Darſtellung. Da wir dieſe Geſchichte für wahr halten ſollen, ſo ſind wir gegen die Lücken derſelben gern nachſichtig, und begnügen uns um ſo mehr mit der lebendigen Erzählung.

VI. Der Verbrecher aus verlorener Ehre. Eine wahre Geſchichte. Hier iſt es die Einleitung, die uns durch Originalität und Tiefe ergreift. Was könnte uns auch ſicherer vor moraliſchen Abwegen bewahren, als die klare und kalte Einſicht in den Ideengang, wodurch der Menſch böſe wird? — Nichts als die Vorſicht, mit ſolchen Anatomien des Laſters auch ähnliche der Tugend zu verbinden, damit wir kennen lernen, was den guten Trieb in uns ſtärkt und hebt, und es dann zu ergreifen vermögen.

VII. Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft nach dem Leitfaden der moſaiſchen Urkunde.

Uebergang des Menſchen zur Freyheit und Humanität. Hier kommt Schiller mit Kants Ideen oft in Einklang. Wenn der Philoſoph die erſte entſchiedene Selbſthandlung des Menſchen für kein Unglück, ja faſt für eine nothwendige Uebergangsperiode der ſich entwickelnden Menſchheit hält, ſo darf er ſich darauf zum Theil ſtützen, daß die Geſänge der alten und heutigen katholiſchen Kirche

die Sünde gleichsam glücklich preisen, weil sie einen so großen Erlöser zu bekommen verdiente.

In den folgenden Erklärungen empfiehlt sich durch Faßlichkeit besonders die Erklärung des Unterschieds zwischen den Kindern Elohims und der Menschen. Ueber den ersten König dürfte man ein Kapitel aus Wielands Danischmende mit Nutzen nachlesen.

Vielleicht wären alle diese Deductionen noch besser gerathen, wenn Schiller sich nicht an den Leitfaden der mosaischen Urkunde, sondern an jenen der Reisebeschreiber gehalten hätte, die uns den Zustand der heutigen Wilden, Halbwilden und polizirten Völker schildern.

VIII. Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. Hier ist das Beste enthalten, was der pragmatische Historiker über diese Gegenstände sagen kann. Wenn zu den Betrachtungen über diese Stoffe auch noch welche über die Reformation und die französische Revolution hinzugekommen wären, so würde man die Hauptmomente der Raisonnements über die mittlere und neue Geschichte beysammen haben. Aber auch so bleiben diese Ideen äußerst merkwürdig, und man wird nicht weit suchen dürfen, um sie glücklich angewendet zu finden.

Zweyter Band.

I. Ueber naive und ſentimentale Dichtung aus den Horen, wo dieſe Abhandlung bekanntlich in zwey Abtheilungen: über das Naive und die ſentimentalen Dichter, zuerſt erſchien. Man würde den Zweck des Verf. verkennen, wenn man die Charakteriſtik der verſchiedenen Arten poetiſcher Empfindung für eine Claſſification der verſchiedenen Dichtarten anſehen wollte; denn die letztere kann nicht von der Empfindung ausgehen, welche den Inhalt des Gedichts ausmacht, ſondern muß von der Art der Darſtellung, in welcher die Form des Gedichtes beſteht, hergenommen werden. Es wird vielmehr hier abgeleitet, wie der Menſch zu den verſchiedenen Arten der poetiſchen Empfindung komme, und wie die zwey urſprünglichen Arten derſelben, weil ſie in der Natur des Menſchen und ſeines Fortſchreitens durch Freyheit zum Ziele der Vernunft gegründet ſind, das ganze Gebieth der Poeſie erſchöpfen, und wenn man das Poetiſche von ihnen abſondert, den ganzen Charakter des Menſchen beſtimmen. „Das Intereſſe des Menſchen an der Natur, als dem bloßen Beſtehen durch ſich ſelbſt, wird nicht durch die Betrachtung der Gegenſtände der Natur und durch ihre Schönheit erzeugt, ſondern durch eine in ihnen dargeſtellte Idee vermittelt. Sie ſind, was wir waren, ehe uns die Cultur von der Natur entfernte, und ein Bild deſſen, was wir durch Cultur endlich werden ſollen; ſie verſchaffen uns den ſüſſeſten Genuß unſerer Menſchheit als Idee, ob ſie uns

gleich in Rückſicht auf jeden beſtimmten Zuſtand unſerer Menſchheit nothwendig demüthigen müſſen. Beſonders ſtark äußert ſich dieſe Empfindſamkeit für Natur bey Betrachtung der Kinder, deren Unſchuld uns eine Vergegenwärtigung, zwar nicht des erfüllten, aber des aufgegebenen Ideals iſt. Dieſe Unſchuld erſcheint vornehmlich dann, wenn ihre Aeußerung mit den Beſtimmungen der Convenienz und ihren Zwecken in einen Widerſtreit geräth, bey welchem jedoch die Natur über die Kunſt in der moraliſchen Schätzung den Sieg davon trägt. Aus dieſem Widerſpruche zwiſchen dem Urtheile der Vernunft und dem des Verſtandes geht alsdann die ganz eigene Erſcheinung des gemiſchten Gefühls hervor, welches das Naive der Denkart in uns erregt, und in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zuſammenfließen. Es entſteht zugleich bey einer ſolchen Anſicht der Natur eine doppelte Sehnſucht nach ihr, eine Sehnſucht nach ihrer Glückſeligkeit, und eine Sehnſucht nach ihrer Vollkommenheit; den Verluſt der erſteren beklagt nur der ſinnliche Menſch, über den Verluſt der andern kann nur der moraliſche trauern. So lange der Menſch noch reine Natur war, wirkte er als ungetheilte, ſinnliche Einheit, und als ein ungetheiltes, harmonirendes Ganzes. Iſt er in den Stand der Cultur getreten, und hat die Kunſt ihre Hand an ihn gelegt, ſo iſt jene ſinnliche Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nur noch als moraliſche Einheit, d. h. nach Einſicht ſtrebend, ſich äußern. Die Uebereinſtimmung zwiſchen ſeinem Empfinden und Denken, die in dem erſten Zuſtande

wirklich Statt fand, exiſtirt jezt bloß idealiſch, ſie iſt nicht mehr in ihm, ſondern außer ihm, nicht mehr Thatſache ſeines Lebens, ſondern ein Gedanke, der erſt realiſirt werden ſoll. Wendet man nun den Begriff der Poeſie, der kein anderer iſt, als der Menſchheit ihren möglichſt vollſtändigen Ausdruck zu geben, auf jene beyden Zuſtände an; ſo ergibt ſich, daß in dem Zuſtande natürlicher Einfalt die möglichſt vollſtändige Nachahmung des Wirklichen, im Zuſtande der Cultur hingegen die Darſtellung des Ideals den Dichter machen muß. Der Dichter wird entweder Natur ſeyn, oder er wird die verlorene ſuchen. Daraus entſpringen zwey ganz verſchiedene Dichtungsweiſen, durch welche das ganze Gebieth der Poeſie erſchöpft und ausgemeſſen wird, und alle Dichter, die es wirklich ſind, werden entweder zu den naiven oder zu den ſentimentalen gehören. „Es ſey vergönnt, zu dieſem, ſo viel als möglich, mit den Worten des Verf. ausgezogenem Inhalte der Einleitung zu der eigentlichen Abhandlung einige Bemerkungen zu machen, welche durch Vergegenwärtigung des ganzen Ganges, welchen der Verf. nahm, und durch Zuſammenhaltung der in ſeinen übrigen poetiſchen und proſaiſchen Schriften enthaltenen Anſichten entſtanden ſind. Alle Erklärungen, welche von Kunſt, und folglich auch von Poeſie, in ſo fern ſie Kunſt iſt, gegeben werden können, kommen in ihrem Weſentlichen darauf hinaus, daß Kunſt in einem Darſtellen des Unendlichen für die ſinnliche Anſchauung beſtehe. (Denn um es im Vorbeygehen zu erinnern, ein Darſtellen des Unendlichen im Endlichen, kann auch für den

Verſtand und für die Vernunft Statt haben, und iſt im erſten Falle Wiſſenſchaft, das Dargeſtellte Wahrheit, im zweyten Sittlichkeit, das Dargeſtellte Tugend.) Da aber alle Anſchauung des Unendlichen, wenn man von der Zeit abſtrahirt, bloß Anſchauung einer Harmonie, (d. i. Gefühl der Identität in und durch die Duplicität) iſt; ſo iſt die Kunſt nur durch einen ſynthetiſchen Act möglich, durch welchen die Einheit in der Idee hergeſtellt werden ſoll. Jede Syntheſis iſt aber nur unter Bedingung einer vorhergehenden Antheſis, folglich auch Kunſt, in ſo fern ſie Kunſt iſt, nur möglich in einem dem Idealen ganz entgegengeſetzten Zuſtande, nähmlich in dem Zuſtande der durch Cultur aufgehobenen Einheit oder Theſis der Natur. So lange dieſe Einheit noch nicht aufgehoben iſt, und ſo bald ſie — den unmöglichen Fall indeſſen als möglich zuſetzen — durch Syntheſis vollkommen wieder hergeſtellt iſt, läßt ſich die Kunſt gar nicht denken. Wenn alſo der Dichter in einem kindlichen Alter der Menſchheit die Wirklichkeit treu und vollſtändig darſtellt, ſo handelt er nicht als Dichter, ſondern nur als Bewahrer der Tradition. Erſt ſpäter, wenn die Cultur die Einheit der Natur aufgehoben hat, wird ſein Werk zum Gedichte, aber nicht deßwegen, weil er die Wirklichkeit nachahmte, ſondern weil er die Einheit, welche im Stande vor der Cultur geſucht wird, darſtellte. Es iſt gleichgültig für das reine äſthetiſche Gefühl, ob dieſe Einheit wirklich war, und ob ſie der Dichter aus ſeiner Wirklichkeit herausnahm, oder durch ſeine Fantaſie ſchuf; im Gegentheil möchte wohl keine exiſtirende

Wirklichkeit ſo reiner Natur ſeyn, daß ihre treue Nachahmung den Zweck der Kunſt befriedigte. Das naive Gedicht iſt auch überhaupt nicht deßwegen ſchön, weil es eine Natur aufſtellt, ſondern weil dieſe Natur rein, d. i. urſprünglich ideal erſcheint, alſo iſt das Wohlgefallen an dieſer Dichtart allezeit durch das Sentimentale in der Empfindung des Zeitalters bedingt, und jeder Dichter, in ſo fern er Dichter iſt, geht nur mehr oder weniger mit Bewußtſeyn vom Sentimentalen aus und an das Gedicht. Die Idylle, deren ausführlichere Theorie der Verf. für eine andere Zeit ankündigt, iſt die poetiſche Darſtellung unſchuldiger und glücklicher Menſchheit. Sie iſt zwar hier unter die ſentimentale Dichtart gezählt, dennoch aber unterſcheidet der Verf. eine naive und eine ſentimentale Idylle, und es läßt ſich auch wohl nicht läugnen, daß die Idylle ihrem wahren Weſen nach, bloß naive Dichtung ſeyn ſolle. Es gibt nicht allein im Zuſtande vor der Cultur, welcher die Hirtenidylle darſtellt, ſondern auch im wirklichen Leben unter dem Fortgange der Cultur, Situationen, welche entweder ihrem Weſen nach von dem verderblichen Einfluſſe der Cultur freygeblieben ſind, oder in welchen glückliche Verhältniſſe, und ein gleicher Grad moraliſcher und äſthetiſcher Cultur der zuſammentreffenden Perſonen dieſelbe Ruhe und Harmonie, wie im Ideale der Unſchuld, und was das Vorzüglichſte iſt, mit derſelben Realität, welche die Natur hat, hervorbringen. Der Dichter, welcher eine ſolche Situation in ihrer vollkommenen Wahrheit, abgeſondert von aller Wechſelwirkung mit dem Drucke der Convenienz,

und doch als vollendetes Ganzes, in aller ſeiner Begrenztheit auffaſſen und poetiſch darſtellen könnte, würde hierin den Forderungen einer Theorie der naiven Idylle völlig Genüge geleiſtet haben; denn alles, was zeither die Theorie der Idylle mehr durch glückliche Ahndung der Theoretiker geleitet, als auf richtige Expoſition der Natur der Idylle geſtützt, forderte, wird unter jenen Bedingungen ſelbſt nothwendig herbeygeführt. Ob es aber möglich ſey, die Aufgabe einer ſentimentalen Idylle, „welche die Unſchuld auch in Subjecten der Cultur und unter allen Bedingungen des rüſtigſten, feurigſten Lebens, des ausgebreiteteſten Denkens, der raffinirteſten Kunſt, der höchſten geſellſchaftlichen Verfeinerung ausführe, welche mit einem Worte den Menſchen, der nun einmahl nicht nach Arkadien zurückkam, bis nach Elyſium führen," — zu realiſiren, möchten wir wohl, dafern der Verf. nicht mit dieſen Worten vielleicht die Darſtellung einer Situation von der angegebenen Art in höchſter Potenz bezeichnen wollte, in Zweifel ziehen; wenigſtens würde eine ſolche Idylle entweder nicht, der Aufgabe nach, ſentimental ſeyn können, oder ſie würde ſich mehr der epiſchen als idylliſchen Dichtung nähern. Denn daß ein Gemählde reiner Humanität in dem Gemüthe, welches ſich zu dieſer Reinheit noch nicht erhoben hat, eine ſentimentale oder doch wehmüthige Empfindung zurücklaſſen würde, ändert den Charakter der naiven Dichtungsart, welcher in der vollkommenen Begrenztheit und dem darauf beruhenden Scheine der Realität beſteht, nicht, und iſt, wie oben erinnert worden, der Fall bey allem, was naive Dichtung genannt werden kann.

Betrachtet man hingegen die von dem Verf. problematisch aufgestellte Idylle als naives Gedicht, so ist dessen ungeachtet das Hervorbringen der Bewegung mit keiner größern Schwierigkeit verbunden (wie der Verfasser zu vermuthen scheint), als bey jedem andern Gedichte in der naiven Gattung. Denn die Ruhe ist sich allzeit gleich, sie werde durch die aufhebende Entgegensetzung der geringsten oder der höchsten Kräfte hergestellt, und im Gegentheile dürfte wohl die größere Vielseitigkeit des Stoffes in der idealen Idylle die Arbeit erleichtern, wenn nicht zugleich die Aufgabe, den idealen Zustand in seiner vollkommensten Begrenztheit aufzustellen, eine Schwierigkeit enthielte, deren Ueberwindung wohl nur einem rein cultivirten, und dabey höchst genialen Geiste gelingen möchte. Das Ideal der Humanität nähmlich, welches die ideale Dichtung überhaupt als ein Werdendes aufstellt, erscheint hier in dieser Art der Idylle als fixirt, ungefähr auf dieselbe Art, wie das bestimmte Naturproduct als Hemmungspunct in der Reihe der Evolution angesehen werden muß, deßwegen ist aber die Realität in der Idylle so wenig das Ideal selbst, als das erscheinende Product das absolute Product ist. Dieses, so wie jenes, ist bloß im Werden, wie eine philosophische Ansicht der Zeit zur vollen Evidenz erhebt. Voß hat die Aufgabe einer Idylle im Zustande der Cultur in so weit gelöset, daß er Situationen für seine Louise wählte, welche von dem verderblichen Einflusse der Cultur gewöhnlich verschont bleiben, wenn auch der Charakter der dabey interessirten Personen nicht von der höchsten, sondern nur von einer für die Reinheit der

Situation hinlänglichen Cultur zeigt; ihre Handlungsweise wird daher meiſten Theils durch die Situation, nicht dieſe durch die Handlungsweiſe der Perſonen beſtimmt, wie es bey der zweyten Art einer idealen Idylle geſchehen würde, wo die Gleichheit des höchſten Grades der Cultur unter den handelnden Perſonen die idylliſche Ruhe herbeyführen ſoll. In dieſer Art hat bis jetzt noch niemand einen Verſuch gemacht, und überhaupt möchten wir außer der Louiſe noch keine Idylle in dieſer ganzen Gattung beſitzen. Göthe's Hermann und Dorothea hat wohl nie ſelbſt Anſpruch auf dem Nahmen einer Idylle gemacht, und gab vielleicht nur durch manche zufällige Eigenſchaften Veranlaſſung zu einer Vergleichung mit Voßens Luiſe; das überaus zarte Gedicht: die Schweſtern von Lesbos hat offenbar, in Plan und Ausführung, zu viel Elegiſches, um Idylle genannt werden zu können, und die andern neuern Gedichte, welche man ihrer äußern Form wegen wohl zuweilen Idyllen nennen hört, ſind gerade in den Stellen, welche poetiſch in ihnen ſind, am wenigſten idylliſch. —

II. Ueber Anmuth und Würde. Dieſe ausgezeichnet ſchöne Abhandlung aus der Thalia 1793 iſt zu allgemein bekannt, als daß ſie einer ausführlichen Anzeige bedürfte. Das Symbol eines Gürtels der Anmuth, welchen die griechiſche Fabel der Göttinn der Schönheit beylegt, gibt dem Verf. Gelegenheit, den Begriff der Anmuth aus dieſer Fabel zu entwickeln, und ſodann auf dem Wege der philoſophiſchen Unterſuchung zu zeigen, „daß ſich die philoſophirende Vernunft weniger Entdeckungen zu rühmen habe, die der

Sinn

Sinn nicht ſchon dunkel geahndet und die Poeſie nicht geoffenbaret hätte. Die Schönheit an ſich ſelbſt (architectoniſche Schönheit) iſt durchaus nur eine Eigenſchaft des Sinnlichen; ſie entſpringt bloß in der Sinnenwelt, und wendet ſich auch bloß an das ſinnliche Erkenntnißvermögen. Gleichwohl gefällt das Schöne der Vernunft; es muß alſo der ſinnliche Gegenſtand, welchem die Schönheit zukommt, fähig ſeyn, Object der Vernunft zu werden, und Ideen auszudrücken. Es iſt nähmlich nicht nothwendig, daß die Vernunft die Ideen aus den Erſcheinungen herauszieh e, wie dieſes bey der Vollkommenheit geſchieht, ſie kann ſie auch in denſelben hineinleg en, und dieſes iſt der Fall bey dem Schönen, welches objectiv der Sinnenwelt, ſubjectiv aber, wegen dieſes Verhältniſſes zur Vernunft, der intelligibeln Welt angehört. „Durch welche objective Eigenſchaft der ſchöne Gegenſtand fähig werde, einer Idee zum Symbole zu dienen," verſpricht der Verfaſſer in einer künftigen Analytik des Schönen aus einander zu ſetzen. Allein es möchte wohl, wie er ſelbſt in den Briefen über äſthetiſche Erziehung des Menſchen bekennt, weder der Vernunft noch der Erfahrung möglich ſeyn, uns zu belehren, wie Schönheit ſeyn könne. Denn wenn ſie wirklich eine Darſtellung des Unendlichen für ſinnliche Anſchauung, alſo nicht für Begriffe iſt, ſo kann ſich das Mittel ihrer wirklichen Darſtellung ſelbſt nur in der Anſchauung und nie im Begriffe deutlich machen laſſen, und die Frage: wie iſt Schönheit möglich? nie anders als durch wirkliche Darſtellung und An-

schauung des Schönen beantwortet werden können. In dieser Abhandlung erklärt der Verfasser die Rigidität der Kantischen Darstellung von Pflicht aus der Laxität der populären Moralphilosophien, welche den Verfasser der Kritik in die Nothwendigkeit setzten, nicht allein die Unwissenheit zu belehren, sondern die Verkehrtheit zurecht zu weisen. Bekanntlich stimmte Kant in seiner Schrift, die Rel. innerh. d. G. d. V. dieser Ansicht nicht bey, und bestand auf seinem Rigorismus.

III. Ueber die nothwendigen Grenzen beym Gebrauche schöner Formen, aus den Horen. Man kann diese Abhandlung nicht nur ihrer Stelle in dieser Sammlung, sondern auch ihres Inhaltes wegen, als einen Anhang zu der vorhergehenden betrachten, indem sie den Mißverständnissen vorbeugt, welche vielleicht durch die der Anmuth wegen geforderte Uebereinstimmung zwischen Pflicht und Neigung veranlaßt werden könnten.

Dritter Band.

I. Ueber das Erhabene, eine noch ungedruckte Abhandlung. Sie ist ihrem Zwecke und ihrer Behandlungsart nach von der ehemahls unter ähnlichem Titel in der Thalia erschienenen verschieden, und steht zu den folgenden Briefen über ästh. E. d. M. ungefähr in demselben Verhältnisse, wie der letzte Aufsatz des zweyten Bandes zu dem vorletzten. „Das Erhabene, sagt der Verfasser, muß

zu dem Schönen hinzukommen, um die äſthetiſche Erziehung zu einem vollſtändigen Ganzen zu machen, und die Empfindungsfähigkeit des menſchlichen Herzens, nach dem ganzen Umfange unſerer Beſtimmung, und alſo auch über die Sinnenwelt hinaus, zu erweitern.“ Es iſt gewiß, daß ohne das Erhabene das Menſchengeſchlecht nie zur Menſchheit würde erzogen werden können; allein hieraus folgt nicht, daß es, um das Ideal zu vollenden, zu dem Schönen hinzukommen müſſe, es könnte vielleicht dem Schönen untergeordnet ſeyn, und den Menſchen zum Gefühle des wahren Schönen nur vorbereiten. Auf eine ſolche Anſicht deutet der Verfaſſer in mehreren Stellen ſeiner äſthetiſchen Schriften, und unterſcheidet ſich dadurch von der gewöhnlichen Anſicht der Aeſthetiker, welche aus einer ſehr natürlichen Täuſchung das Erhabene in der äſthetiſchen Würdigung über das Schöne ſetzen, ſo wie ſie das Angenehme dem Schönen unterordnen. Aber nur in Bezug auf äſthetiſche Erziehung kann dem Erhabenen vor dem Schönen der Vorzug zugeſprochen werden, nicht in Beziehung auf das Ideal. Denn zum reinen Ideale wird Harmonie, als das Weſen deſſelben, erfordert, das Erhabene aber iſt nur durch eine Entzweyung des Menſchen möglich, und hebt alſo dieſe Harmonie auf, welche nur in der Schönheit beſtehen kann. Hat ſich der Menſch zur ſchönen Kunſt erhoben, ſo vergißt er den Schritt, durch welchen er dazu gelangte, und genießt in ſeinem Handeln und Empfinden die reinſte Ruhe, wiewohl er durch den Weg, welchen er dazu einſchlagen mußte, ſicher iſt, daß er nicht durch Gunſt der Na-

Situation hinlänglichen Cultur zeigt; ihre Handlungsweiſe wird daher meiſten Theils durch die Situation, nicht dieſe durch die Handlungsweiſe der Perſonen beſtimmt, wie es bey der zweyten Art einer idealen Idylle geſchehen würde, wo die Gleichheit des höchſten Grades der Cultur unter den handelnden Perſonen die idylliſche Ruhe herbeyführen ſoll. In dieſer Art hat bis jetzt noch niemand einen Verſuch gemacht, und überhaupt möchten wir außer der Louiſe noch keine Idylle in dieſer ganzen Gattung beſitzen. Göthe's Hermann und Dorothea hat wohl nie ſelbſt Anſpruch auf dem Nahmen einer Idylle gemacht, und gab vielleicht nur durch manche zufällige Eigenſchaften Veranlaſſung zu einer Vergleichung mit Voßens Luiſe; das überaus zarte Gedicht: die Schweſtern von Lesbos hat offenbar, in Plan und Ausführung, zu viel Elegiſches, um Idylle genannt werden zu können, und die andern neuern Gedichte, welche man ihrer äußern Form wegen wohl zuweilen Idyllen nennen hört, ſind gerade in den Stellen, welche poetiſch in ihnen ſind, am wenigſten idylliſch. —

II. Ueber Anmuth und Würde. Dieſe ausgezeichnet ſchöne Abhandlung aus der Thalia 1793 iſt zu allgemein bekannt, als daß ſie einer ausführlichen Anzeige bedürfte. Das Symbol eines Gürtels der Anmuth, welchen die griechiſche Fabel der Göttinn der Schönheit beylegt, gibt dem Verf. Gelegenheit, den Begriff der Anmuth aus dieſer Fabel zu entwickeln, und ſodann auf dem Wege der philoſophiſchen Unterſuchung zu zeigen, „daß ſich die philoſophirende Vernunft weniger Entdeckungen zu rühmen habe, die der

Sinn

Sinn nicht ſchon dunkel geahndet und die Poeſie nicht geoffenbaret hätte. Die Schönheit an ſich ſelbſt (architectoniſche Schönheit) iſt durchaus nur eine Eigenſchaft des Sinnlichen; ſie entſpringt bloß in der Sinnenwelt, und wendet ſich auch bloß an das ſinnliche Erkenntnißvermögen. Gleichwohl gefällt das Schöne der Vernunft; es muß alſo der ſinnliche Gegenſtand, welchem die Schönheit zukommt, fähig ſeyn, Object der Vernunft zu werden, und Ideen auszudrücken. Es iſt nähmlich nicht nothwendig, daß die Vernunft die Ideen aus den Erſcheinungen herauszieh e, wie dieſes bey der Vollkommenheit geſchieht, ſie kann ſie auch in denſelben hineinleg en, und dieſes iſt der Fall bey dem Schönen, welches objectiv der Sinnenwelt, ſubjectiv aber, wegen dieſes Verhältniſſes zur Vernunft, der intelligibeln Welt angehört. „Durch welche objective Eigenſchaft der ſchöne Gegenſtand fähig werde, einer Idee zum Symbole zu dienen," verſpricht der Verfaſſer in einer künftigen Analytik des Schönen aus einander zu ſetzen. Allein es möchte wohl, wie er ſelbſt in den Briefen über äſthetiſche Erziehung des Menſchen bekennt, weder der Vernunft noch der Erfahrung möglich ſeyn, uns zu belehren, wie Schönheit ſeyn könne. Denn wenn ſie wirklich eine Darſtellung des Unendlichen für ſinnliche Anſchauung, alſo nicht für Begriffe iſt, ſo kann ſich das Mittel ihrer wirklichen Darſtellung ſelbſt nur in der Anſchauung und nie im Begriffe deutlich machen laſſen, und die Frage: wie iſt Schönheit möglich? nie anders als durch wirkliche Darſtellung und An-

dern Quelle, als der Erfahrung, dem reinen Vernunftbegriffe der Schönheit ab, welcher nur auf dem Wege der Abstraction gesucht werden muß, und schon aus der Möglichkeit der sinnlich vernünftigen Natur gefolgert werden kann. Das Höchste, wozu die Abstraction gelangt, ist dieses, daß sie in dem Menschen die Person (das Beharrende) und den Zustand (das Wechselnde) unterscheidet, und auf diesen Unterschied gründen sich die zwey Fundamentalgesetze der sinnlich vernünftigen Natur. Das eine dringt auf absolute Realität, das andere auf absolute Formalität, und beyde Aufgaben in ihrer höchsten Erfüllung gedacht, führen zum Begriffe der Gottheit zurück. Wir werden aber zur Erfüllung dieser doppelten Aufgabe durch zwey entgegengesetzte Kräfte gedrungen, welche man, so bald sie uns antreiben, ihr Object zu verwirklichen, ganz schicklich Triebe nennen kann. Nun stellt der Verfasser auf, a) den Stofftrieb, b) den Formtrieb. Ueber die Sphären dieser beyden Triebe zu wachen, und einem jeden seine Grenze zu sichern, ist die Aufgabe der Cultur, die vollkommene Wechselwirkung zwischen ihnen im eigentlichsten Sinne die Idee der Menschheit. Nun kommt der Verfasser auf den Spieltrieb, in welchem jene beyden a und b verbunden wirken. Der Gegenstand des Stofftriebes heißt Leben; jener des Formtriebes Gestalt; der Gegenstand des Spieltriebes wird also lebende Gestalt heißen können, ein Begriff, welcher dem zur Bezeichnung dient, was man in weitester Bedeutung Schönheit nennt. Das Gleichgewicht der Realität und Form in der

Schönheit bleibt aber immer nur Idee, welche in der Wirklichkeit nie erreicht werden kann. Daher ist jede Schönheit entweder eine energiſche oder eine ſchmelzende. Für den Menſchen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Form iſt die ſchmelzende Schönheit Bedürfniß, für den Menſchen unter der Indulgenz des Geſchmackes hingegen die energiſche. Die ſchmelzende Schönheit befreyet von der Anſpannung, welche entweder vom Zwange der Empfindung oder vom Zwange der Begriffe herrührt; im erſten Falle beſänftiget ſie als ruhige Form das wilde Leben, und bahnt den Uebergang von Empfindung zu Begriffen; im zweyten rüſtet ſie die abgezogene Form mit ſinnlicher Kraft aus, und führt den Begriff zur Anſchauung, das Geſetz zum Gefühle zurück. Wie die Schönheit dieſe doppelte Wirkung hervorzubringen im Stande ſey, ſetzt der Verfaſſer im achtzehnten und den folgenden Briefen bis zum zwey und zwanzigſten aus einander; es muß nähmlich, um dieſes möglich zu machen, ein Zuſtand der Beſtimmbarkeit wieder hergeſtellet werden, welcher ſich vom urſprünglichen, beſtimmungsloſen Zuſtande dadurch unterſcheidet, daß ſeine Indifferenz in Anſehung der Beſtimmtheit nicht durch Mangel, ſondern durch Gleichgewicht entſtanden iſt. Eine ſolche mittlere Stimmung, durch welche das Gemüth von der Empfindung zum Gedanken übergehet, und worin es weder phyſiſch noch moraliſch genöthigt und doch auf beyde Arten thätig iſt, verdient vorzugsweiſe eine freye Stimmung zu heißen, und zwiſchen der phyſiſchen und logiſchen oder moraliſchen als äſthetiſchen

in der Mitte zu ſtehen. Die Wahrheit dieſer Auseinanderſetzung iſt nicht zu verkennen; allein es ſcheint dem Verfaſſer etwas begegnet zu ſeyn, was in dieſer Region des Denkens einem ideenreichen und dabey ſyſtematiſchen Geiſte, eben wegen ſeines Strebens nach Totalität der Erkenntniß ſehr leicht begegnen kann, daß er nähmlich mehr bewieſen hat, als in ſeinem Plane lag, und daß hierdurch, wenn auch ſein Zweck nicht ganz verfehlt, doch die Organiſation, welche man in ſeinen übrigen Schriften bewundert, etwas geſtört wird. In der That hat Schiller um ſein Zeitalter das ſeltene, gewöhnlich mit Undank belohnte Verdienſt, jenes auf den Standpunct erhoben zu haben, von welchem aus es ihn ſelbſt zu beurtheilen fähig iſt.

Wenn der Verfaſſer bey der Erklärung des äſthetiſchen Zuſtandes dieſem den logiſchen und moraliſchen, als Zuſtände der Beſtimmung, entgegenſetzt, und den äſthetiſchen, ſeiner geforderten Beſtimmungsloſigkeit ungeachtet, immer auf Schönheit beſchränkt, und bloß der Schönheit wegen ableitet; ſo macht er ſich einer Inconſequenz ſchuldig, deren Gefühl er einige Mahl ſelbſt gehabt, aber nicht zum vollen Bewußtſeyn erhoben zu haben ſcheint.

Der Zuſtand des Menſchen iſt beſtimmt, entweder von außen, durch Natur mit dem Bewußtſeyn zugleich, oder von innen, durch freye Selbſtthätigkeit. Die letzte kann ſich aber in der Beſtimmung des Zuſtandes nicht wirkſamer zeigen, wenn nicht vorher die äußere Beſtimmtheit durch ein inneres Gegengewicht aufgehoben, und alſo ein Zuſtand der In-

differenz entſtanden iſt. Dieſes Gegengewicht iſt nun nichts anderes, als die vernünftige Natur, Freyheit, Formtrieb. Hierdurch entſteht nun Indifferenz, aber eben wegen dieſer Indifferenz, ſo wenig etwas auf Schönheit als auf Wahrheit ſich Beziehendes, und hier liegt der Irrthum des Verfaſſers. Durch die Schönheit nähmlich iſt die geforderte Indifferenz ſchon aufgehoben; denn die Selbſtthätigkeit, welche wegen der hergeſtellten Indifferenz frey wirken konnte, und als Thätigkeit eines endlichen Weſens auf beſtimmte Art wirken mußte, hat ſich als ſinnliche Anſchauung, alſo auf beſtimmte Art geäußert, ſo wie ſie ſich in dem, was wir Wahrheit nennen, als Verſtand, alſo ebenfalls auf beſtimmte Art, äußert. Indem nun der Verfaſſer ſeinen äſthetiſchen Zuſtand auf Schönheit bezieht, ſo will er ihn als einen beſtimmungsloſen und doch zugleich beſtimmten Zuſtand zugleich ins Gleichgewicht und mit einer Störung des Gleichgewichtes geſetzet haben, je nachdem er ihn während ſeiner Deduction als Zuſtand überhaupt, oder zum Behufe derſelben als äſthetiſchen Zuſtand, aber in einem andern Sinne, als er ſelbſt behauptet, anſieht, — und hierin liegt die erwähnte Inconſequenz. Jener beſtimmungsloſe Zuſtand würde vielleicht richtiger der vernünftige oder freye Zuſtand genannt werden können. Er exiſtirt aber nie in ſeiner Abſolutheit, ſondern iſt nur, der Natur des Abſoluten gemäß, das Wahre an ſich jedes beſtimmten Zuſtandes, welcher die Erſcheinung jenes an ſich iſt. Weil nähmlich die Freyheit ihrer Form nach zwar endlich, aber ihrem Weſen nach

unendlich ist, so ruhet sie nicht, wenn sie mit der dem Wesen nach endlichen, der Form nach aber unendlichen, physischen Kraft in ein Gleichgewicht getreten ist, sondern sie wirkt fort über das Gleichgewicht hinaus, und dieses ist es, was der Verfasser Freyheit genannt haben will, und zuweilen auch Willen nennt, weil nähmlich das, was über dieses Gleichgewicht hinaus geschieht, nicht mehr durch Nöthigung erfolgt, und die physische Kraft nur dient, um das Wirken der Freyheit dem endlichen Erkenntnißvermögen durch Bestimmen vernehmbar zu machen. Deßwegen verhält sich im Reiche der Freyheit alles umgekehrt wie im Reiche der Nothwendigkeit; was in diesem das Bestimmende ist (der vernünftige Trieb), wird in jenem das Bestimmbare: in diesem wirkt die Natur, und die Freyheit ertheilt die Form; in jenem wirkt die Freyheit, und die Natur nimmt sie auf in ihre Gestalten; darum ist der bildende Künstler an die Normalformen der Erscheinungen und der Dichter an die Richtigkeit der Begriffe gebunden. Nur durch diese gegenseitige Austauschung ihrer Functionen können die unvereinbar scheinenden Grundkräfte in einander verschmelzen, und es wird im Gebiethe des Geistes eine Organisation möglich, in welcher, wie im Organismus der Natur, die reinste Wechselwirkung des Stoffes und der Form in dem Schönen, Wahren und Guten sich zeigt. Wird nähmlich jene Absolutheit von der Freyheit nach dem Gesetze der Erscheinungen bestimmt; so zeigt sie sich als Schönheit: daher nennt auch der Verfasser in einer andern Abhandlung die Schönheit ein bloßes Werk

der Natur, welches der Vernunft als Symbol für eine Idee dient. Man ſieht alſo, daß der äſthetiſche Zuſtand, weil er allezeit auf Schönheit bezogen werden muß, ſo wenig der vom Verfaſſer poſtulirte beſtimmungsloſe Zuſtand iſt, als der logiſche und moraliſche ausſchließlich beſtimmte Zuſtände ſind. Der Grund des Irrthums liegt aber darin, daß der Verfaſſer ſich bloß bey Betrachtung des äſthetiſchen Zuſtandes durch ſeine vortreffliche Darſtellung deſſelben auf dem wahren Standpuncte der Anſchauung befand, welcher ihn dieſen Zuſtand vorzüglich in aller Continuität eines wahren Zuſtandes erblicken ließ. Auf den logiſchen und moraliſchen Zuſtand hingegen ſah er bloß vom Standpuncte der Reflexion, wo ihm nicht der Zuſtand, ſondern die einzelnen Handlungen, alſo die Wahrheit und Tugend nicht als im Zuſtande gegründet, d. h. nicht frey, ſondern als durch Geſetze gefordert, d. h. mit Nöthigung erſchienen. Man übereile ſich aber hierdurch nicht zu dem Urtheile, als ob der Hauptzweck dieſer Briefe verfehlt wäre. Es iſt von einer andern Seite gewiß, daß Schönheit das ſicherſte Mittel iſt, den Menſchen von dem phyſiſchen Zuſtande zu dem vernünftigen zu erziehen. Denn um nur dem phyſiſchen Triebe das volle Gegengewicht ſetzen zu können, muß ein Erweckungsmittel für dieſes Gegengewicht gefunden werden, damit es bis zum Gleichgewichte ſteige, und dieſes iſt allerdings die Schönheit, wiewohl, aus leicht zu begreifenden und oben ſchon bemerkten Gründen, nicht in ihrer reinen Geſtalt, ſondern in den entgegengeſetzten Richtungen ihrer ei-

genen aufgehobenen Indifferenz, als Erhabenes und Angenehmes. Das erstere bringt den Barbaren, das letztere den Wilden auf die erste Stufe der Humanität. Das Wahre und Gute hat zwar ebenfalls, so wie das Schöne, seine zwey Pole, von welchen es der Mittelpunct ist, und welche sich vor dem Zustande jener activen Bestimmungslosigkeit in den entgegengesetzten Systemen der Metaphysik und Sittenlehre sehr deutlich offenbaren; allein da Idee und Begriff die Anschauung voraussetzen, so wird die Erziehung des Menschen, so wie sein Bewußtseyn, allezeit mit Bildung der letztern anzufangen haben.

III. Ueber das Pathetische, aus der Thalia. Die tragische Kunst soll das Leiden, nicht des Leidens wegen, darstellen, sondern nur, damit sich die höhere Natur durch den moralischen Widerstand gegen das Leiden, welches bloß die sinnliche Natur afficiren soll und darf, offenbaren könne. Wie der Ausdruck dieses moralischen Widerstandes von dem Künstler in seiner Darstellung zu bewirken sey, ist der Inhalt dieser vorzüglichen Abhandlung, welche zu reichhaltig in jeder Rücksicht ist, um einen Auszug zu gestatten.

Vierter Band.

Diese Blätter, an reicher, tiefer Bedeutung gleich den sybilliniſchen, doch durch Klarheit der Gedanken und Schönheit des Ausdrucks verständlich, als wären sie ein Theil des großen Buches der Natur, zeigen uns in den ersten vier Aufsätzen: — Die Schaubühne, als eine moralische Anstalt betrachtet (abge-

druckt aus der rheiniſchen Thalia.) — Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände (aus der neuen Thalia) — Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden (aus eben derſelben.) — Ueber die tragiſche Kunſt (a. e. d.) — den trefflichen Verfaſſer als ſcharfſinnigen Philoſophen und Kritiker im äſthetiſchen Gebiethe. Der hohe reine Begriff der Kunſt, der frühe ihm vorſchwebte, und immer mehr die Seele ſeiner eigenen Dichterwerke geworden iſt, wird hier feſt begründet, deutlich beſtimmt und vielfach beleuchtet. Der in Nro. 2 durchgeführte Satz: daß die Kunſt keinen moraliſchen Zweck habe, jedoch den ihr eigenen (ohne Beſtechung der Sinnlichkeit zu vergnügen) nur unter moraliſchen Bedingungen und durch moraliſche Mittel erreichen könne, iſt der Faden, an welchen ſich die Perlen wichtiger Schlüſſe und anziehender Betrachtungen reihen. In Nro. 4 erſchöpft der Verfaſſer ſeine Materie mit einem Tiefſinne, der um ſo bewundernswürdiger iſt, als er nur ſelten mit den glänzenden Eigenſchaften, die Schillern, dem Dichter zukommen, ſich gattet. Die Ideen, die Axiome, die er hier aufſtellt, ſind ſeit der Zeit, da dieſe Aufſätze zuerſt erſchienen, ſo allgemein in Umlauf gekommen, und als ſo vollgültig anerkannt worden, daß eine weitläuftige Erklärung und eine ausführliche Würdigung derſelben hier am unrechten Orte ſtehen würde. Das „Schreiben an den Herausgeber der Propyläen" enthält die Bemerkungen und Gefühle des Verfaſſers bey Gelegenheit der über die Sujets: „Hectors Abſchied von Andromacha," und „der Raub der Pferde des Rheſus," verfertigten und an Göthe

eingeſandten Gemählde. Die aus der allg. Lit. Zeit. aufgenommene „Recenſion von Bürgers Gedichten" begreift die auf letztern angewendeten Ideen des Verfaſſers von der lyriſchen Dichtkunſt. Sie hat zu ihrer Zeit ſo viel Aufſehen gemacht, und zu ſo vielen Debatten für und wider Anlaß gegeben, daß nichts überflüſſiger wäre, als wenn man jetzt noch zu dieſen ſein Schärflein nachliefern wollte. Die preiſende „Anzeige des Tübingiſchen Gartenkalenders auf das Jahr 1795" beſchäftiget ſich mit der Würdigung der Gartenkunſt und dem Tadel der Abwege, die bisher ſo häufig in dieſem Gebiethe betreten worden ſind. Die „Kritik von Egmont" iſt eines der wenigen Actenſtücke aus dem Archive der Gerechtigkeit, die ein großer Mann dem andern widerfahren läßt. Göthens unvergleichliche Anſchauungs- und Darſtellungsgabe wird erhoben, wie ſie es verdient, und nur gegen Egmonts Charakterſchilderung, wie gegen die ſchließende Viſion, Manches erinnert. Die gleich den oben angezeigten aus der allg. Lit. Zeit. hier eingerückte „Recenſion der Matthiſſonſchen Gedichte" iſt zugleich eine vortreffliche Abhandlung über poetiſche Landſchaftsmahlerey. „Die Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunſt (hier zum erſten Mahle gedruckt)" ſind ſo, wie man ſie von einem Dichter erwarten muß, der die anhaltendſte Tendenz nach dem Ideal in allen ſeinen Werken, und in jedem neuern immer kräftiger, bewieſen hat, deſſen Seele keines gemeinen Gedankens, deſſen Sprache keines gemeinen Ausdrucks fähig iſt, unter deſſen Händen, wie Knigge irgendwo von ihm ſagt, was er nur immer angreift, hold wird.

Von dem Fragmente: der Menſchenfeind, das vielmehr ein Torſo heiſſen könnte, war ſchon früher die Rede.

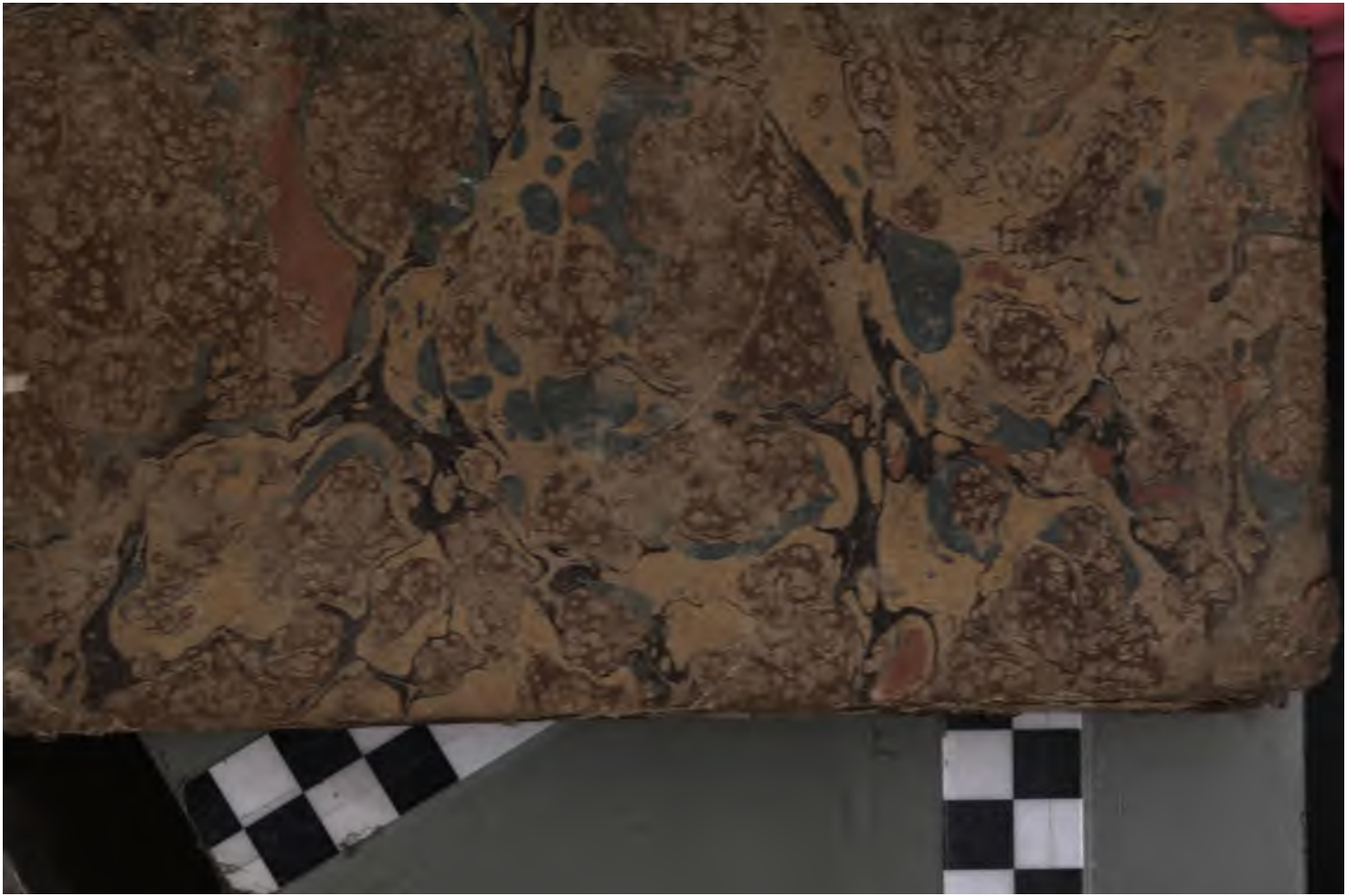
Der Geiſterſeher.

Aus den Memoiren des Grafen von O***.

Erſter Theil.

Man ſieht hier die Anlage zu einem Werke, welches, vollendet, wahrſcheinlich die Vorzüge des Mährchens und des pſychologiſchen Romans in ſich vereiniget hätte. Wie ſehr trifft dieß nicht ſchon in dem erſten Buche des erſten Theils ein.

Der Charakter des Prinzen iſt unter allen vorkommenden von dem Verfaſſer am wenigſten verhüllt. Auch ſeine deutſchen Begleiter ſind offen dargelegt; der Armenier aber, die Griechen und Italiäner, die in ſein Schickſal eingreifen, erſcheinen uns in einem romantiſchen Dunkel. Die Geſchichte der erſten Bekanntſchaft des Prinzen mit der geheimnißvollen Schönen iſt ganz in dem Geiſte der ſpaniſchen Novellen. Doch zu was ein Fragment ſo genau betrachten, das von der Hälfte des vorhandenen erſten Theils an immer mehr die Spuren einer eilenden Hand trägt. Wenn das erſte Buch nur ſtetige Vorfälle und eine ausführliche Darſtellung enthält, ſo werden ſpäter die Begebenheiten immer mit wenigeren Strichen ſkizzirt, ſo daß man vermuthen darf, Schiller habe bey der Beendigung des erſten Theiles keine entſchiedene Luſt zur Fortſetzung mehr gehabt.

Indem wir hier in dem Muſeum des unſterblichen Bildners gerade zuletzt einen Torſo betrachten, können wir uns nicht des Gedankens erwehren, daß Schillers ſämmtliche Werke, als ein Ganzes betrachtet, eine Art von Fortſetzung zulaſſen, die er auch gewiß bey nun bald zu erringender vollſtändigen inneren Harmonie am beſten ausgeführt haben würde, und die nun leider ein frommer Wunſch bleibt, wenn es uns nicht geziemt, zur vollkommenen Befriedigung unſeres dichteriſchen Geſchmackes Göthens Werke jenen Schillers beyzugeſellen, und ſo durch den Wechſel von Kampf und Ruhe unſer Weſen wohlthätig und ſtärkend zu berühren.

PT 2482 .S32
Biographie Schiller's
C.1
Stanford University Libraries
3 6105 036 387 152
PT
2482
S32